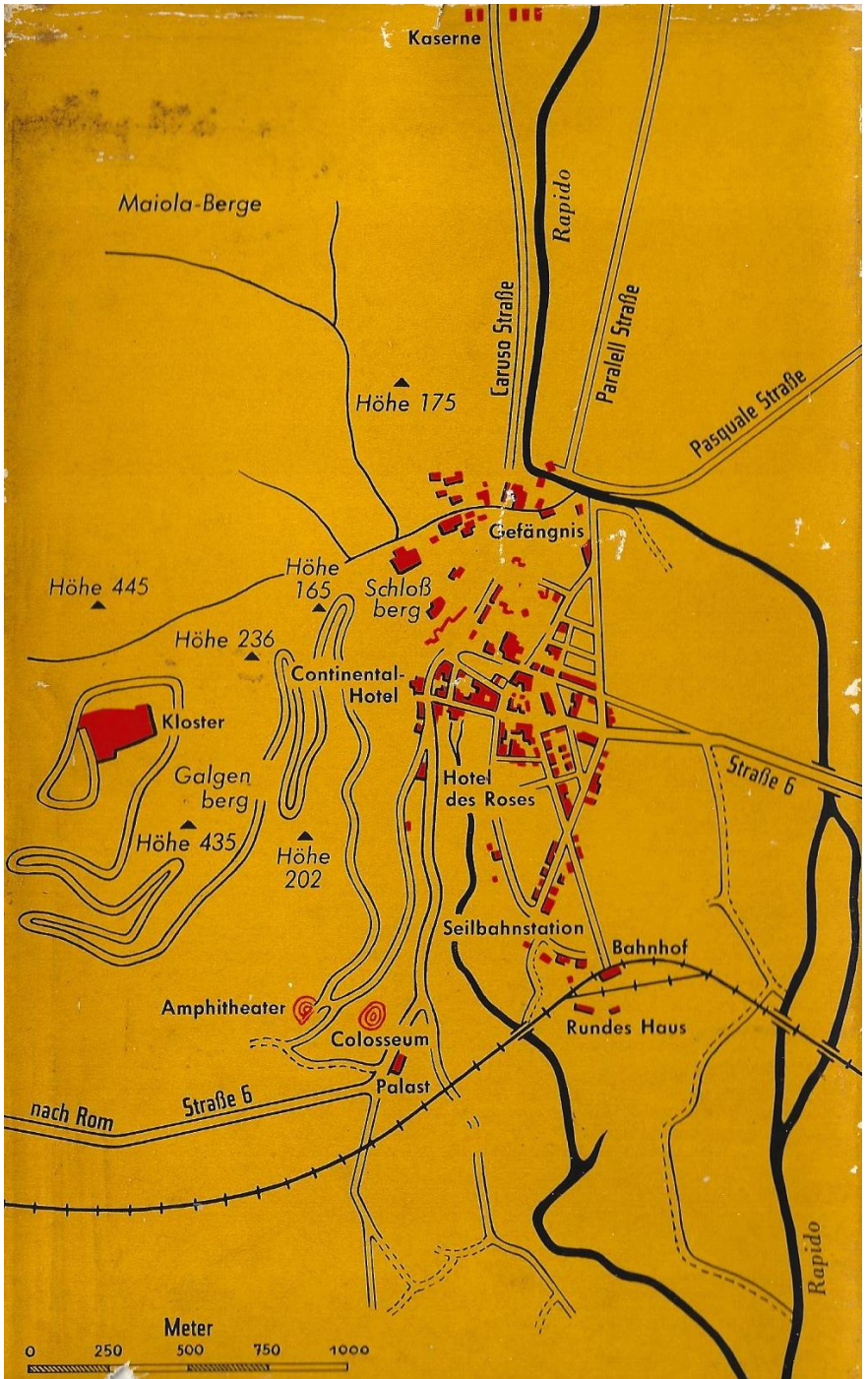


Fred Majdalany

MONTE CASSINO

Porträt einer
Schlacht

LIST



Fred Majdalany wurde 1913 in Manchester geboren, genoß die übliche Erziehung im englischen Internat und ergriff nach Schulabschluß den Beruf des Journalisten. Mit 24 Jahren war Majdalany Londons jüngster Theaterkritiker. Bei Beginn des Krieges 1939 wurde er Soldat und kämpfte zwei Jahre in Nordafrika, Sizilien und Italien. In den letzten Monaten seiner Soldatenzeit schrieb er sein erstes Buch „Das Kloster“. In der Nachkriegszeit war Majdalany vor allem Filmkritiker für verschiedene namhafte englische Blätter. Er ist verheiratet und wohnt in der Nähe von London.

Der Autor hat mit seinem Buch „Monte 'Cassino“, das monatelang in USA auf der Bestseller-Liste stand, wirklich ein „Porträt“ über eine der berühmtesten Schlachten des zweiten Weltkrieges geschaffen. Für den deutschen Leser gibt das Buch erstaunliche Einblicke in die Verhältnisse der „anderen Seite“, wobei die Episoden deutscher Ritterlichkeit, die erzählt werden, die Objektivität des Autors beweisen. Aus der Fülle der englischen Besprechungen führen wir einige Sätze aus „The Times Literary Supplement“ an:

Fortsetzung auf der rückwärtigen Klappe

PAUL LIST VERLAG
MÜNCHEN

„Majdalany bietet für sein Schlachtbild von Cassino die soliden Hilfsmittel der erforschbaren Wahrheit auf. Es ist ungemein wirkungsvoll, wie er diese Methode erfolgreich verwendet. Seine vier Schlachten, die den benediktinischen Gipfel des Berges in Staub zertrümmert haben, werden Geschichte und prägen sich unvergeßlich dem Gedächtnis ein. Er ist erfolgreich nicht nur darin, daß er eine ungewöhnlich klare und überzeugende Darstellung der Schlacht selber gibt, sondern auch von allen denen, die an ihr teilgenommen haben: von den Befehlshabern, die er einzeln charakterisiert, bis zur Menge der Soldaten. Da das Buch in einem klaren und unauffälligen Stil geschrieben ist und es durchweg eine bewunderungswürdige Beherrschung seines Stoffes und sowohl menschliches wie sachliches Verständnis zeigt, wird Majdalany's „Monte Cassino“ selbst bei den Lesern Anklang finden, die das Gefühl haben, daß sie nun genug Kriegsbücher gehabt haben, da es sich sowohl um eine mitreißende Erzählung als auch um eine bedeutsame Rekonstruktion einer der interessantesten Schlachten des Krieges handelt.“

PAUL LIST VERLAG
MÜNCHEN

Aus dem Englischen von Erwin Duncker/Press-Photo-Radio GmbH.
Titel der Originalausgabe: Casino – Portrait of a Battle
Verlag: Longmans, Green and Co, London, New York, Toronto

Mit 20 Abbildungen

Fotos: Art Departement (10), Associated Press (4),
Keystone (1), Ullstein (5).

Umschlag-, Vorsatz- und Einbandzeichnung von Herbert Lorenz
Mit je einer Karte im Buch und auf dem Schutzumschlag,
Zeichnung Josef Kneuttinger

© 1958 by Paul List Verlag München. Alle Rechte vorbehalten.
Printed in Germany.

Schrift: Baskerville Antiqua. Linotype.
Satz und Druck: MZ – Verlagsdruckerei GmbH.
Memmingen. Buchbinderarbeit: Spiegel, Ulm.

INHALT

VORSPIEL

7

DIE ERSTE SCHLACHT

62

DIE ZWEITE SCHLACHT

103

DIE DRITTE SCHLACHT

177

DIE VIERTE SCHLACHT

237

VORSPIEL

«Man muss schon Soldat sein, um die Nachteile und Schwierigkeiten verstehen zu können, mit denen wir zu kämpfen haben und die sich aus der ungewöhnlichen, natürlichen Stärke des Landes ergeben.»

GENERAL WOLFE

I

Etwa auf halbem Wege zwischen Neapel und Rom macht die Strasse eine Biegung, die sie herumführt um die Schulter eines langen, braunen, walförmigen Berges namens Trocchio. An diesem Punkt taucht die Strasse auf aus dem Korridor der Berge, durch den sie sich viele Kilometer weit gewunden hat, und durchschneidet schnurgerade das fünf Kilometer breite Tal des Rapido. Jenseits des Tales erhebt sich ein grosser Bergwall, der aus dieser Entfernung – besonders bei dunstigem Wetter – wie ein gemalter Theaterprospekt aussieht. Diese Barriere erstreckt sich endlos nach rechts und hinten in die Hauptgebirgsmasse der Abruzzen hinein, aber sie endet mit einer fast künstlichen Plötzlichkeit an dem Punkt, wo die Strasse aus der Sichtweite verschwindet; und links davon erstreckt sich ein freier Raum, der den Eingang zu einem anderen und breiteren Tal anzeigt, zum Tal des Flusses Liri, der ein Nebenfluss des Rapido ist. So plötzlich, so theatralisch erscheint diese Bergschanke in fünf Kilometer Entfernung drüben jenseits des Tals, dass man den Eindruck hat, sie greife nach vorn bis hin zur Strasse einzig und allein in der Absicht, sie zu bedrohen.

Beim Näherkommen beginnt sich die Flachheit der Berge zu dreidimensionaler Getrenntheit aufzulösen. Die langen senkrechten Schatten vertiefen sich zu grossen Schluchten; graue und rehbraune Schattierungen verhärten sich zu Felsvorsprüngen, Abhängen und wildgezackten Bergkämmen; die Berge nehmen innerhalb der festgefügtten Masse individuelle Formen an. Einer besonders nimmt den Blick gefangen: der Berg direkt voraus, an der äussersten Linken des Bergwalles, an dem Punkt, wo die Strasse verschwindet. Er ist krasser, klarer, majestätischer als die anderen, und auf seinem Gipfel sieht man einen weissen Farbklecks, in dem man bald die Umrisse eines grossen Gebäudes erkennt.

Schon bald, nachdem man begonnen hat, das Tal zu durchqueren, nimmt dieser Berg, der sich herauslöst aus der Masse, die Aufmerksamkeit so vollständig gefangen, dass man sich kaum der Olivenhaine bewusst wird, die man passiert; und wenn man dann den Rapido überquert, um die Aussenbezirke von Cassino zu betreten, bemerkt man kaum den Fluss oder die Gebäude, sondern nur den grossen Berg, der hoch hinausragt über das andere Ende der Stadt, knapp einen Kilometer entfernt, wie ein gewaltiger Stützpfiler der Bergmasse, die sich nach rechts hin erstreckt. Und jetzt erkennt man auch, dass das cremefarbene Bauwerk auf dem Kamm von grotesker Riesenhaftigkeit ist und dass eine feine Arroganz darin liegt, wie es über die eigene Schulter hinabzuschauen scheint auf die tief unten gelegene Stadt.

Vor dem zweiten Weltkrieg war Cassino eine typische italienische Landstadt von 25'000 Einwohnern: lärmend, fröhlich, geschäftig und – im Sommer – heiss und staubig. Etwa 1,2 km lang, ausgestreckt zwischen dem Rapido und dem grossen Berg, der über ihr westliches Ende hinausragt, war es eine blühende, solide gebaute Stadt von starken Steingebäuden, und wegen ihrer Lage war diese Stadt wohlhabender als die meisten anderen ihrer Art.

Als Marktflecken war sie das Zentrum, zu dem die Bauern aus zweiundsiebzig Kirchsprengeln ihre Erzeugnisse brachten, und gleichzeitig war sie der Sitz der Gerechtigkeit, zu dem sie ihre Sorgen trugen. Als Eisenbahndepot mit weitläufigen Lokomotiv-Schuppen und Werkstätten diente sie der wichtig-

sten Nord-Südverbindung, die damals durch Cassino führte. Ihre Lage an der Hauptstrasse auf halbem Wege zwischen Neapel und Rom machte die Stadt zum selbstverständlichen Rastplatz für den Strom der Reisenden zwischen den beiden Städten, so dass hier eine beträchtliche Zahl von Restaurants und Hotels blühte. Schliesslich und endlich konnte die Stadt sich starker Bindungen an die Antike rühmen.

Cassino gab es schon im vierten Jahrhundert v. Chr., als die Römer es unter dem Namen Casinum kannten. Über die üblichen Fragmente von Aquädukten und Tempeln und ein schönes Amphitheater hinaus haben sich bis zum heutigen Tage in gutem, benutzungsfähigem Zustand die Thermalbäder der Römer erhalten, angenehm eingebettet in einem waldigen Zufluchtsort, wo die Ströme verborgen sind unter Trauerweiden, mächtiger und weiter ausholend in ihrer Trauer als ihre englischen Gegenstücke, wie um zu demonstrieren, dass in diesem mittelmeerischen Klima selbst die Weiden gefühlvoller sind. Casinum wird erwähnt in den Werken des Cicero und des Livius, und die Stadt genoss offensichtlich einen gewissen gesellschaftlichen Ruhm, denn es ist bekannt, dass Marcus Antonius dort eine Villa hatte – wo er sich dem hingab, was der diskrete Baedeker als «seine namenlosen Orgien» bezeichnet.

Aber Cassinos besonderer Ruhmesanspruch beruht auf dem mächtigen Berg, der sich hinter der Stadt aufbäumt und ihren Namen trägt. Denn auf dem Monte Cassino war es, im sechsten Jahrhundert, dass der Mönch Benedikt den Benediktinerorden gründete und eine der grossen Zivilisierungsbewegungen der Geschichte in Gang brachte.

Es war die Massivität der Abtei von Monte Cassino, die eindrucksvoll war, und die Schönheit der Szenerie als Ganzes. Es war nicht ein sonderlich schönes Bauwerk.

Und dort, emporgehoben, wie eine ziehende Wolke,
Die Rast macht auf des Berges hohem Gipfel,
Reckt Monte Cassinos Kloster seine stolzen
Und altehrwürd'gen Wälle auf zum Himmel.

Longfellows Beschreibung ist ein bisschen phantasievoll. Keine Wolke, ziehend oder sonstwie geartet, war jemals so

massiv. Es war die rechteckige Riesigkeit, die einen überwältigte, die Enormität eines solchen Bauwerks an einem solchen Ort.

Es war in Trapezform erbaut aus cremefarbenem Travertino-Stein. Seine längste Seite war 220 Meter lang – das ist mehr als die doppelte Länge des Buckingham-Palastes. Es war ein vierstöckiges Bauwerk in der uniformen Anlage einer Festung mit mächtiger, mit Zinnen versehener Basis und langen, gleichmässigen Reihen kleiner Zellenfenster. Sogar die Gänge, an denen die Zellen lagen, waren fast 200 Meter lang. Die Abtei war im Wesentlichen um fünf mit Kreuzgängen versehene Höfe herumgebaut, und zu den Gebäuden gehörten eine Kathedrale, ein Seminar, ein voll ausgerüstetes Observatorium und eine Knabenschule. Die grosse Bibliothek erstreckte sich fast über die ganze Länge des Gebäudes, und ausserdem gab es noch Werkstätten verschiedener Art, in denen viele verschiedene Handwerksarten ausgeübt wurden. Es gab einen Küchengarten und grosse Stallungen für das Schlachtvieh. Diese riesige, sich selbst ernährende Zitadelle aber lag, so unwahrscheinlich es klingt, hing gespreizt über den Gipfel eines steilen Berges.

Monte Cassino ist 519 Meter hoch, und aus seiner Basis am Nordende der Stadt wächst eine Miniaturfassung des Berges heraus, eine 90 Meter hohe Felskuppe, die Rocca Janicula, gekrönt mit den Resten einer mittelalterlichen Burg. Diese Kuppe, von den Soldaten der alliierten Armeen Castle Hill (Schlossberg) genannt, scheint wie ein Wachhund zu Füßen des grösseren Berges zu kauern, und der Felssattel, der sie verbindet, ist der Ausgangspunkt des kürzesten, wenn auch anstrengendsten Weges hinauf zum Berg. Für weniger rüstige Wanderer gibt es eine Serpentinautostrasse, die sich mit einer Serie von Haarnadelkurven den steilen Osthang emporwindet. Diese windungsreiche Route zum Gipfel ist acht Kilometer lang.

Im Frühling und im Frühsommer ist ein grosser Teil der Bergflanke dicht bewachsen mit Oliven, wilden Eichen, Fichten und den allgegenwärtigen Akazien. An anderen Stellen sind Terrassen angelegt, und winzige bebaute Fleckchen Erde legen Zeugnis ab für den zähen Fleiss der Bauern, die entschlossen sind, ein paar Quadratmeter Korn oder Wein zu

bauen, wo es nur möglich ist, ein bisschen Erde zusammenzukratzen.

Um diese Zeit des Jahres leuchten vom ganzen Berg grosse Flächen *ginestra* – ein schönes und struppig-wildes, gelbblühendes Gesträuch. Im Frühling und Sommer leisten die Bäume einiges, um die Basis des Klosters zu mildern, so dass es, unter gewissen Gesichtswinkeln betrachtet, wie auf einem üppigen grünen Kissen zu ruhen und nicht auf einem harten Berggipfel zu kauern scheint. Aber im Winter, wenn die Hänge nackt sind und die Stürme und die schwarzen Gewitterwolken endlos herüberfegen vom wilden Hinterland der Abruzzen, härtet sich die Abtei von Monte Cassino zu einem hageren Symbol des Trotzes, zu einer grossen Festung im Himmel.

Auf dem Gipfel ist die Ruhe der Seele greifbar, die Stille fast hörbar. Von hier ist Cassino das Modell eines Architekten, und Monte Trocchio, der lange braune Berg an der Biegung der Strasse, sieht ganz unbedeutend aus, obwohl er drei Kilometer lang ist und 360 Meter hoch. Er gleicht einem aufs Land geschleuderten Wal, der mit der Schwanzflosse die Landstrasse verankert und mit seinen Lippen die Eisenbahn bedrängt, und nur schwer macht man sich klar, dass die Entfernung zwischen beiden drei Kilometer beträgt. Die Hauptstrasse ist lediglich eine straffe graue Linie, quer über den staubig grünen Samt des Rapido-Tales gezogen. Es gibt zwei Strassen zwischen Neapel und Rom: die Via Appia – jetzt unter der schlichteren Bezeichnung «Fernverkehrsstrasse Sieben» bekannt –, die sich von der Küste und den Pontinischen Sümpfen her der Hauptstadt nähert, und die Binnenlandstrasse, die Via Casilina (Strasse Sechs), die die Römer vor fünfundzwanzig Jahrhunderten gebaut haben.

Die Via Casilina ist eine der grossen Strassen der Geschichte. Diese Strasse hinab marschierten im 4. Jahrhundert v. Chr. die römischen Legionen zum Kampf gegen die Samniten in den Bergen bei Cassino. Diese Strasse hinab zog ein Jahrhundert später der römische General Fabius, um sich Hannibal entgegenzustellen. Diese Strasse herauf marschierte im 6. Jahrhundert n. Chr. der byzantinische Feldherr Belisarius, um den Goten Rom wieder abzunehmen; und diese Strasse hinab

führte ein paar Jahre später Totila seine Goten zum erfolgreichen Gegenangriff. Diese Strasse entlang kamen im Jahre 1503 Gonzalo Fernandez de Cordoba und die Armee der Isabella von Spanien, um gegen die Franzosen zu kämpfen.

Manchmal hatte Monte Cassino unbeteiligt hinabschauen können auf diese Ereignisse, öfter aber war es verwickelt in das Geschehen. Denn so, wie es dastand am Verbindungspunkt der beiden Täler, vollkommene Sicht bietend weit hinweg über die beiden Täler, war es der strategische Schlüssel zu dieser lieblichen Ebene, der es vom Anbeginn der aufgezeichneten Geschichte an beschieden war, in regelmässigen Abständen zum Schlachtfeld zu werden. Man hat Monte Cassino mit dem Felsen von Gibraltar verglichen, und es besteht eine gewisse Ähnlichkeit in der Art, wie Monte Cassino die «Meerenge» am Eingang zum Tal des Liri beherrscht und die Strasse nach Rom zwingt, einen weiten Umweg um seine Basis zu machen; und wie ein Wächter ragt es düster hinaus über diese Strasse.

Die Abtei von Monte Cassino wurde im Jahre 529 n. Chr. von St. Benedikt gegründet. Vorher schon hatte er eine Reihe kleinerer Mönchsgemeinschaften in Subiaco gegründet, und dort wurden seine Ideen konzipiert und praktisch erprobt. In Monte Cassino gelangten sie in den letzten achtzehn Jahren seines Lebens zu Reife und Erfüllung, und es entstand die erste grosse Gemeinschaft des Benediktinerordens. In dieser Zeit schrieb Benedikt seine berühmte Ordensregel – eine umfassende Anleitung zu Organisation und Regierung einer monastischen Gemeinschaft, die zum praktischen Konstruktionsplan für das westliche Mönchtum im Allgemeinen wurde.

Seine Wahl des Ortes war nicht zufällig. Er war nicht der erste, dem seine aussergewöhnlichen Qualifikationen sowohl als Zufluchtsort für den Gottesdienst wie auch als fester Ort von einiger Sicherheit gegen Angriffe auffielen. Als er dort eintraf, nahm ein Tempel des Apoll einen Teil des Gipfels ein, während sich nicht viele Meter davon entfernt ein römischer Turm erhob. Benedikts erste Massnahme bestand darin, den Tempel einzureissen und seinen eigenen Altar an der Stelle zu weihen, wo vorher der heidnische Schrein gestanden hatte. Dann begann er mit dem Bau seines Klosters, in dessen

Mauern er den stämmigen römischen Turm einbezog. Ein Teil dieses Turms ist das einzige Fragment des ursprünglichen Bauwerks des heiligen Benedikts, das sich bis in moderne Zeiten erhalten hat.

Sehr rasch breiteten sich Ruhm und Einfluss von Monte Cassino aus, und zu den ersten Pilgern gehörte der Gotenkönig Totila selbst. Dann, im Jahre 581, vierzig Jahre nach Benedikts Tod, erlitt das Kloster die erste seiner vier Zerstörungen. Es wurde von den Langobarden verwüstet, die es als Festung gegen die Römer benutzen wollten. Der Abt und die Mönche flohen nach Rom, und diese Flucht sollte zum Wendepunkt in der Geschichte des Ordens werden. Denn als sich die flüchtigen Benediktiner in den allgemeinen Strom des kirchlichen Lebens in Rom einfügten, beeindruckten ihre Eigenschaften und Ideen die päpstlichen Behörden – und besonders den grossen Papst Gregor – so sehr, dass ihnen das Apostolat der germanischen Länder verliehen wurde. Was Benedikt als reine, in sich geschlossene örtliche Gemeinschaft konzipiert hatte, wurde nun zu einer immer einflussreicheren Missionsbewegung.

Die Abtei wurde erst 717 wieder auf gebaut – ein englischer Mönch, St. Willibald, übernahm eine führende Rolle im Wiederaufbau –, und diesmal überdauerte sie fast zwei Jahrhunderte. Dann wurde sie ein zweites Mal zerstört – von den Sarazenen im Jahre 883 –, und siebenzig Jahre vergingen, bevor sie wieder aufgebaut wurde.

In seiner dritten Lebensspanne trat das Kloster in ein goldenes Zeitalter des Einflusses und des Wohlstandes ein. Während die Mönche sich dem benediktinischen Ideal der Heiligkeit durch Arbeit, Gebet und Studium widmeten, wuchsen die Güter der Abtei in den umliegenden Tälern auf die beachtliche Gesamtfläche von 100'000 Hektar. Die Äbte wurden nicht nur geistliche Führer, sondern auch mächtige Grundherren.

Eines der benediktinischen Prinzipien bestand darin, dass die Mönche neben ihrem Gottesdienst zu gewissen Zeiten mit körperlicher Arbeit und zu anderen Zeiten mit geistlichem Lesen beschäftigt werden sollten. Dies sollte sich als einer der Grundpfeiler des benediktinischen Einflusses erweisen, da das

geistliche Lesen die Form des Abschreibens der grossen Werke der alten Literatur annahm. So kam es, dass in Monte Cassino die später von anderen Orden übernommene Tradition gegründet wurde, nach der die Mönche den Platz der Druckerpresse übernahmen, die erst nach weiteren sechs Jahrhunderten erfunden werden sollte. Den Mönchen von Monte Cassino verdanken wir Werke wie Varros *De Lingua Latina*, das älteste grammatische Werk, das wir besitzen, und einen grossen Teil der Werke des Cicero, Horaz, Ovid, Virgil, Seneca und vieler anderer. Die Originale dieser Manuskripte gehören zu der unschätzbaren wertvollen Kollektion von Dokumenten, Archiven und Handschriften, die den besonderen Stolz Monte Cassinos bilden.

So verbreiteten die Mönche nicht nur das Wort Gottes durch ihre Lehren, sondern auch einige der genialsten Worte des Menschen durch ihr hingebungsvolles Abschreiben. Sie schufen damit ein lebenswichtiges Bindeglied im Weiterreichen der Kultur an den noch barbarischen Westen. In den dunklen Tagen des zerbrochenen Römischen Reiches waren sie die Gärtnerei, in der die Schösslinge der christlichen Ethik und der hellenischen Kultur verschmolzen, gehütet und genährt wurden, bevor sie auf dem Wege über die benediktinischen Missionen, die ohne Unterlass von der Muttergründung nach Europa hinein vordrangen, verteilt wurden. Zu dieser Zeit war Monte Cassino deshalb die wichtigste Wiege der westlichen Kultur.

Dieses goldene Zeitalter erreichte seinen Höhepunkt im elften Jahrhundert unter dem gefeierten Abt Desiderius. Desiderius baute praktisch die Abtei neu auf. Er rief die grössten Künstler und Handwerker des Tages aus Konstantinopel herbei, um sie zu schmücken. (Aus dieser Zeit datiert die Schmuckschwere der barocken Tradition, die alle folgenden Wiederaufbauarbeiten beeinflusst hat, und dies ist der Grund, warum das Innere der Abtei wie ihr Äusseres eher auf spektakuläre Weise eindrucksvoll als ästhetisch angenehm war.) Er gründete eine Gruppe von Schriftkünstlern und Illuminatoren, die in ganz Europa berühmt wurde, so dass die Cassinesische Schrift, die sie entwickelten, als eine der grössten Schulen der mittelalterlichen Schrift gilt. Und in dem Jahr,

in dem Wilhelm der Eroberer in Britannien einfiel, führte Desiderius sein Programm zu einem Höhepunkt, indem er innerhalb des Klostergeländes mit dem Bau einer grossen Kathedrale begann, und nach ihrer Fertigstellung war diese Kathedrale – reich geschmückt mit Mosaiken, vergoldetem Stuck, kunstvollen Marmor-Einlegearbeiten, Fresken und Holzschnitzereien – eines der architektonischen Wunder jener Zeit.

Aber wieder einmal sollte das Kloster zerstört werden, und diesmal traf Menschenhand keine Schuld. Im Jahre 1349 wurde es von einem Erdbeben zerstört. Aber der Wiederaufbau begann sofort, und noch vor Ende des Jahrhunderts war das Kloster wiederhergestellt. Nicht so leicht war es jedoch, Geist und Einfluss wiederherzustellen, die unter Desiderius ihre höchste Flutmarke erreicht hatten. Monte Cassino erlebte in den nächsten beiden Jahrhunderten einen Niedergang.

Im Jahre 1503 entging es knapp einer neuen Zerstörung, und das erwies sich auf gänzlich unerwartete Weise als ein unmittelbarer wie auch als ein langfristiger Segen. Gonzalo Fernandez de Cordoba, der grosse spanische General, der unter anderem das Schiesspulver in die europäische Kriegführung eingeführt hatte, kämpfte in dieser Gegend mit den Franzosen. Unter stillschweigender Billigung der Mönche hatten französische Truppen das Kloster besetzt. Gonzalos Männer entdeckten eine Lücke in den Mauern, erzwangen sich den Eintritt und vertrieben die französischen Soldaten und die Mönche. Aber eine natürliche Festung von solcher Stärke konnte nicht intakt gelassen werden. Gonzalo bereitete die Zerstörung des Bauwerks mit seinem Schiesspulver vor. Am Vorabend der Ausführung seines Planes soll er einen Traum gehabt haben, in dem ihm St. Benedikt erschien; der Heilige stand zwischen ihm und dem Klostereingang und tadelte ihn. Ob die Geschichte dieses Traumes wahr ist oder nicht, Tatsache ist, dass Gonzalo nicht nur beschloss, das Gebäude zu schonen, sondern von dieser Zeit an sich immer tiefer mit dem Orden des heiligen Benedikt und seinen Idealen und Bestrebungen beschäftigte. Zunächst rückte er nach Süden in Richtung auf das Meer am Tale des Rapido (der nach seinem Zusammenfluss mit dem Liri den Namen Garigliano führt)

entlang vor, und an den Ufern des Garigliano besiegte er die Franzosen. Sobald dieses Geschäft erledigt war, bedrängte er mit allem Nachdruck den Papst, er möge eine Reform des Klosters von Monte Cassino durchführen. Das geschah ein Jahr später, und das Kloster wurde mit neuem Leben erfüllt von Mönchen der Sta. Justina von Padua. Diese Geschichte ist interessant als Beispiel für den Zauber, den Monte Cassino auf so viele ausgeübt hat, die als Soldaten hierherkamen. Gonzalo war nicht der letzte, der in dieser Weise beeinflusst wurde.

In der Renaissance erlangte das Kloster einiges von seinem früheren Ruhm zurück, und es wurde zu einem bevorzugten Treffpunkt von Künstlern aus dem ganzen Lande. 1866 geriet die Abtei erneut in Gefahr, als die italienische Regierung die Klöster unterdrückte. Diesmal war es ausgerechnet Mr. Gladstone, der mit einer Reihe prominenter englischer Freunde Monte Cassinos zur Rettung eilte. Dringende Eingaben wurden an die italienische Regierung gerichtet, was zur Folge hatte, dass die Benediktinergemeinde hier verbleiben durfte.

1944 gab es keine Bäume auf den Hängen des Monte Cassino. In jenem Jahr kam der Frühling spät. Monte Cassino, der ragende Wächter an der Strasse nach Rom, lag wieder einmal am Pfade eines Krieges. Eine neue Armee, die die Via Casilina entlangmarschierte, hatte die Biegung in der Strasse beim Monte Trocchio erreicht. Und als diese neue Generation von Soldaten über das Tal hinwegschaute zum Monte Cassino, wussten wenige von ihnen, dass sie nur die jüngste Manifestation eines Rhythmus der Gewalttat waren, der wie Gezeiten seit Jahrhunderten über diese natürliche Heiligtums-Festung hereingebrochen war.

Aber diesmal war da ein Unterschied. Die Soldaten, die Monte Cassino im Jahre 1944 seiner vierten und grössten Zerstörung unterwarfen, mussten das tun, weil die Ideale, welche es symbolisierte, in Gefahr waren. Benedikts Kloster musste wieder einmal sterben, damit seine Ideale die Chance bekamen, sich hinüberzuretten in eine Welt, die diese Ideale weitgehend abgeschafft hatte.

Erst wenn sie vorüber ist, nimmt eine moderne Schlacht Form an. Das Wort Schlacht selbst ist irreführend. Man denkt dabei an einen kohärenten Zusammenprall zwischen geordneten Formationen von Männern und Maschinen. Es ist ein Wort, das der Vergangenheit angehört. Operationen, wenn auch formell und abstrakt, ist ein passenderer Ausdruck.

Die moderne Schlacht ist kein isoliertes, in einem Vakuum existierendes Ereignis. Sie ist eine Phase in einem kontinuierlichen, integrierten Vorgang. Sie entwickelt sich logisch aus dem, was sich vorher zugetragen hat, und steht in unmittelbarer Beziehung zu dem, was folgt. Es ist oft schwer, den Anfang genau zu bestimmen, das Ende ist selten endgültig – sofern es nicht die letzte Schlacht eines Feldzuges ist. Es ist bequem, von dieser oder jener Schlacht zu sprechen, in Wirklichkeit gemeint aber sind Operationen, die zwischen zwei bestimmten Daten stattfinden. Eine Schlacht ist im Allgemeinen ohne Identität, bis sie in der Rückschau im grossen Zusammenhang eines Feldzuges betrachtet wird.

Die Schlacht ist äusserst kompliziert. Sie ist zusammengesetzt aus winzigen Operationen, ausgeführt von Gruppen, denen kaum bewusst ist, was ähnliche Gruppen zu ihrer Linken und Rechten tun. Sie ist eine Lebensweise, die sich über Tage, Wochen oder Monate hin erstreckt. Sie mag fünfzig Kilometer breit sein oder drei. Eine Kompanie, die sich theoretisch mitten im schwersten Kampf befindet, kann zwei Tage rasten, regelmässige Mahlzeiten essen und nachts ganz normal schlafen, weil sie zeitweilig gerade zur Reserve gehört und das Gebiet, in dem sie sich befindet, nicht im Bereich der unmittelbaren Aufmerksamkeit feindlicher Kanonen liegt.

Die Bemühungen des Laien, sich eine realistische Vorstellung von der Wirklichkeit einer grösseren Schlacht zu bilden, werden durch die Konventionen der Kriegsberichterstattung nicht erleichtert, sondern vielmehr erschwert. Der Korrespondent muss komplizierte Ereignisse beschreiben und deuten, während sie sich noch in konfuser Entwicklung befinden, und er muss sie in grösster Hast auf einige wenige Sätze reduzieren. Er untersteht der Zensur, er kennt noch nicht den Aus-

gang der Ereignisse, und er kann nicht an mehr als einem Ort zur Zeit sein. Es ist unvermeidlich, dass sich in diesen notwendigerweise oberflächlichen Berichten ein bequemer Wort- und Phrasenschatz eingebürgert hat. Es ist unvermeidlich, dass diese Wendungen nur einen allgemeinen Umriss der Ereignisse vermitteln können.

Der Zeitungsleser erfährt, dass General X «seine Panzer einsetzt» oder «Reserven in die Schlacht wirft» oder «drei Angriffskeile vortreibt». Diese beschreibende Stenographie verleiht möglicherweise einen handlichen, flüchtigen Eindruck vom allgemeinen Lauf der Ereignisse, aber sie gibt kein wahres Bild einer Schlacht. Besonders schwierig ist es für den Soldaten, der mehrere Wochen nach einer Aktion, an der er beteiligt war, eine Zeitung liest, sich selbst in Beziehung zu setzen zu dem Bericht über die Schlacht, den er da vorfindet.

Es ist überraschend für ihn, zu entdecken, dass er an jenem Tage, an dem die Befehle dreimal in ebenso vielen Stunden widerrufen und geändert wurden und seine Einheit schliesslich drei Tage lang durch ein schlammiges Ackergebiet stapfte, ohne die geringste Vorstellung von den tatsächlichen Geschehnissen, eine Reserve war, die «in die Schlacht geworfen wurde»; es ist schwierig für den Schützen Jones, zu begreifen, dass er an jenem unglückseligen Morgen, als alle Panzer seiner Abteilung bis auf zwei abgeschossen wurden, Teil eines «grossen Panzerdurchbruchs» war. Nicht leichter ist es für den einsamen Zugführer, der sich in Ruhe an ein Gemetzel erinnert, in das ihn eines Nachts sein Kompaniechef entsandte, ohne ihm klare Befehle zu geben, was er da tun solle, einzusehen, dass er dessen ungeachtet einen wichtigen Beitrag zum «Vortreiben dreier Angriffskeile» leistete.

Die Schlacht ist ein Mosaik aus solchen Erlebnissen, die in sich selbst konfus und unvollständig sind und allem Anschein nach in keinerlei Beziehung zueinander stehen. Selbst nachher ist es oft schwierig, präzise anzugeben, wann eine Schlacht zu Ende war und eine andere begann. Einer grossen Operation können eine oder mehrere vorbereitende Aktionen vorausgehen: die Eroberung einer Höhe, die die Artillerie als Beobachtungsstelle benötigt, die Bombardierung feindlicher Flugplätze oder eine Reihe von Spähtrups. Ist alles das Teil

der Hauptschlacht, oder handelt es sich um gesonderte Ereignisse?

Im Falle Cassinos ist es leichter als bei den meisten Schlachten, eine genaue Identität in Raum und Zeit festzusetzen. Zunächst einmal war da der Ort selbst; eine Situation, die im Allgemeinen als die vollkommenste natürliche Verteidigungsstellung Europas gilt; ein klar umrissenes Schlachtfeld, das teils aus Berg, teils aus Fluss und Tal besteht, wobei das eine Element stets das andere auf das Bewunderungswürdigste ergänzt. Das Schlachtfeld formte die Schlacht, beschränkte ihre entscheidenden Geschehnisse auf einen Sektor von weniger als sechzehn Kilometern Breite und beherrschte und kanalisierte die Operationen in solchem Masse, dass alles, was jenseits dieses Sektors geschah, von minderer und lediglich ergänzender Bedeutung war.

Ihre Identität in der Zeit erhält die Schlacht von Cassino durch eine Betrachtung des italienischen Feldzuges in seiner Gesamtheit. Die Natur des Landes bewirkte, dass die Initiative in diesem Feldzug stets bei der verteidigenden Armee lag. Der Verteidiger diktierte die Kampfstätten. Die Deutschen wählten Cassino zum Schauplatz ihrer grössten defensiven Anstrengung. In der Rückschau zerfällt deshalb der Feldzug in drei Teile. Alles, was vor Cassino geschah, war ein Vorspiel zu Cassino; Cassino war der Höhepunkt; alles, was nachher folgte, war ein Nachspiel. Denn die Schlacht von Cassino wurde zur Schlacht um Rom. Zwei Tage nach dem Fall von Rom begannen die Alliierten ihre Invasion in der Normandie, und der italienische Feldzug sank zu sekundärer Bedeutung herab. Cassino war eine klimaktische Kraftprobe, bis zum Ende ausgetragen zu einer Zeit, als Deutschland den Krieg noch nicht für verloren hielt.

Was als Schlacht von Cassino bekanntgeworden ist, hat, das darf man aus diesem Grunde präzisieren, in der Nacht des 17. Januar 1944 begonnen, als britische Truppen der amerikanischen Fünften Armee den Garigliano überquerten und versuchten, eine schützende linke Flanke für einen Vorstoss zu schaffen, den drei Nächte später eine amerikanische Division in das Herz der Verteidigungsstellung Cassino führen sollte. Es endete am 4. Juni, als die Fünfte Armee Rom betrat.

Es steht jedoch fest, dass jene britischen Soldaten in dem Augenblick, als sie über den Garigliano setzten, und jene Amerikaner, die das überschwemmte Tal durchwateten, um denselben Flusslauf dort zu überqueren, wo er noch den Namen Rapido führt, keine Ahnung davon hatten, dass sie dabei waren, die Schlacht von Cassino zu beginnen. Sie setzten lediglich nach ein paar Tagen Pause einen quälenden Vormarsch durch Schlamm, Berg und Fluss fort, der schon Ewigkeiten dauerte und der noch Ewigkeiten dauern sollte.

3

Dies ist der Bericht über eine Schlacht, nicht die Geschichte eines Feldzuges. Aber um die Schlacht verstehen zu können, ist es nötig, etwas von dem politischen und strategischen Hintergrund des Feldzuges zu wissen, der sie hervorgebracht hat, und von den taktischen Faktoren, die sie geformt haben. Und die wesentliche Pointe des Feldzuges in Italien ist das von Anfang an bestehende Handikap einer ernsten strategischen Meinungsverschiedenheit zwischen Amerika und Grossbritannien und der eigentümlichen taktischen Schwierigkeit des Landes als Kampfgebiete.

Winston Churchill und dem britischen Oberkommando erschien es als selbstverständlich, dass unsere Landstreitkräfte nach dem grossen Sieg in Nordafrika im Jahre 1943 auf dem Gipfel ihrer Macht die Schwungkraft des Angriffs fortsetzen sollten, indem sie die Deutschen so rasch wie möglich wieder zum Kampfe stellten. Italien schien sich als das Land anzubieten, in dem sich das am besten erreichen liesse. In Mr. Churchills historischer Wendung war Italien der «weiche Unterbauch» der Achse. Eine Invasion des italienischen Festlandes via Sizilien hatte viel zu bieten.

Es war zu jener Zeit der leichteste und direkteste Weg nach Europa. Die Einnistung eines Expeditionsheeres auf dem Festland der «Festung Europa» – kein alliierter Soldat würde jemals hierher den Fuss setzen, hatte Hitler gesagt – würde allein schon ein bedeutungsvoller Fortschritt sein. Hier in Italien konnte das schwächere Mitglied der Achse am rasche-

sten aus dem Kriege ausgeschaltet werden. In ihren Anfangsstadien würde eine Invasion Italiens die Säuberung des Mittelmeeres vollenden, den alliierten Flotten die wichtigen Häfen Neapel und Tarent geben und den Luftstreitkräften die ausgedehnten Flugplätze von Foggia, von denen aus die Luftoffensive gegen Mitteleuropa wesentlich verstärkt werden könnte. Später würde die Einnahme von Rom von grosser psychologischer und moralischer Bedeutung sein. Ausserdem würde eine alliierte Armee in Italien Tito ermutigen und ihm praktische Hilfe in der Form von Stützpunkten und Nachschub geben, dem Manne also, der jenseits der Adria in Jugoslawien immer noch seinen einsamen Widerstand leistete. Noch später wäre diese Armee dann wohlplaziert für einen Sprung zum Balkan hinüber, sollte eine solche Unternehmung wünschenswert erscheinen. Vor allem aber war es jetzt, ein Jahr vor Beginn der Invasion über den Ärmelkanal hinweg, von hoher Bedeutung, jene Operation durch Ablenkung und Zerstörung möglichst vieler deutscher Divisionen an anderer Stelle zu unterstützen. Mr. Churchill selbst formulierte das vor dem Unterhaus so: «Wir müssen irgendwo gegen sie kämpfen, wenn wir uns nicht einfach in unseren Sessel zurücklehnen und den Russen zuschauen wollen.» Italien bot sich unmittelbar als der bestgeeignete Ort an.

General Marshall und die amerikanischen Stabschefs dachten anders. Vollbeschäftigt im Pazifik, sahen sie den Krieg mit Deutschland als eine Sache, die zum angemessenen Zeitpunkt durch einen überwältigenden Stoss in das Herz auf dem kürzesten Wege zu beenden sei – das heisst also, durch eine Invasion über den Ärmelkanal und einen Vorstoss auf Berlin. Ihrer Ansicht nach durfte nichts geschehen, was Männer oder Material von dieser für den folgenden Sommer geplanten Anstrengung ablenken würde. Alles andere wäre ein Beiprogramm, und sie waren gegen Beiprogramme.

«Das Mittelmeer», erklärte General Marshall auf einem Treffen der vereinigten Stabschefs in Washington im Mai 1943, «ist ein Vakuum, in das sich Amerikas grosse militärische Macht ergiessen könnte, bis nichts mehr übrig ist, mit dem man den entscheidenden Schlag auf dem Kontinent führen kann.» Das war die Quintessenz der Meinungsverschiedenheit.

Während Churchill einen Ablenkungsfeldzug in Italien neben seinen anderen Vorzügen als ein entscheidendes strategisches Vorspiel zum Entscheidungsschlag sah, beharrten Roosevelt und Marshall auf der Ansicht, dass die Anforderungen, die er stellen würde, die endgültige und entscheidende Anstrengung schwächen würde. In dieser Meinungsverschiedenheit spiegelten sich die nationalen Temperamente ebenso wider wie die vorangegangene Erfahrung der beiden Nationen. John Ehrman, ein offizieller britischer Historiker, hat es so zusammengefasst:

Für die Briten, grossgeworden und bestätigt in der Erfahrung der Seekriegführung, von deren Formen sie weitgehend beherrscht werden, schliesst die Strategie eine Ökonomie der Anstrengungen ein, die sich, wenn die Umstände es erlaubten, am besten erzielen liess durch eine sorgfältige Verteilung der Stärke auf eine Reihe von Komplementärzielen . . .

Für die Amerikaner andererseits schliesst die Strategie eine Konzentration der Anstrengungen im napoleonischen Sinne ein. Nicht gewöhnt an lange Kriege gegen zahlenmässig überlegene Kontinentalmächte und mit Recht vertrauend auf ihre Anwendung von Einfallsreichtum auf unvergleichliche Stärke, hatten sie es nicht nötig, auf Umwegen an ihr Ziel heranzugehen, noch hatten sie Erfahrung darin.

Politisch gesehen war die Verschiedenartigkeit des Standpunkts eine Verschiedenartigkeit der Intuition und der historischen Einsicht. Für Churchill, den europäischen Staatsmann und Historiker, war es nicht nur natürlich, in strategischen Angelegenheiten «mittelmeerisch zu denken», sondern seine politische Einsicht und sein historisches Gefühl ermöglichten es ihm auch, weiter vorauszuschauen und mehr zu sehen als nur die unmittelbaren militärischen Erwägungen. «Der Krieg», sagte Clausewitz, «ist die Fortsetzung der Staatspolitik mit anderen Mitteln.» Die Politik, und das sah Churchill als einziger zu dieser Zeit, würde sich nach dem zweiten Weltkrieg aller Wahrscheinlichkeit nach als eine Fortsetzung des

Krieges erweisen. Sein Instinkt sagte ihm, dass Mitteleuropa das richtige Gebiet sei, in dem man den vordrängenden Russen entgegentreten müsse; und der Weg nach Mitteleuropa führte durch Italien und die Balkanländer. Die Nachkriegsgeschichte hat wenig Zeit damit verloren, auf schmerzvolle und drastische Weise zu demonstrieren, wie recht Churchill hatte. Aber die Reaktion der amerikanischen Führer zu jener Zeit bestand darin, einen profunden Argwohn zu entwickeln, dass der scharfsinnige, mit allen Wassern gewaschene und schwer zu durchschauende Premierminister wieder einmal bei seinen Taschenspielertricks angelangt sei und daran gehindert werden müsse, Amerika in gefährliche Balkanabenteuer hineinzuzerren. Tatsächlich wurde das Wort von den «Balkanabenteuern» zu einem Schreckgespenst, das beharrlich den Meinungsaustausch auf höchster Ebene zwischen den beiden Regierungen trübte, und das in diesem entscheidenden Jahr, in dem die Endphase des Krieges geplant wurde.

Dieses Resümee der anglo-amerikanischen Differenzen, aus denen der Italienfeldzug geboren wurde, ist notwendigerweise kurz, weil sich das vorliegende Werk weniger mit Ursachen als mit Wirkungen befasst. Es kam dann schliesslich so, dass die Amerikaner einem Feldzug zustimmten, aber nur auf einer Kompromissbasis. Sie lehnten es ab, diesem Feldzug ihr volles Gewicht zu leihen. Sie betrachteten ihn von Anfang an als eine Sekundärfront, als ein Beiprogramm. Mit dem Ergebnis, dass ein Feldzug, der an natürlicher Schwierigkeit von keinem anderen des Krieges übertroffen wurde, gestartet wurde mit einer auf dem Rücken gefesselten Hand. Nur ein einziges Mal – und dann erst, als er sich unter Schmerzen über acht Monate hingeschleppt hatte – gab es ausreichend Männer und das richtige Material in Italien. Aber selbst als dies zu einem beträchtlichen Sieg geführt hatte, bestand Washington mit einem krönenden Pinselstrich der Ironie und trotz des dringenden Plädoyers Churchills und der amerikanischen Kommandeure in Italien darauf, starke Streitkräfte aus Italien nach Südfrankreich zu verlegen, Streitkräfte, mit deren Hilfe der italienische Sieg sehr gut zur Entscheidung hätte geführt werden können.

Diese Differenzen bestanden natürlich nur auf höchster

Ebene. Die amerikanischen Kommandeure an Ort und Stelle taten alles Menschenmögliche, um ihren Einfluss für den Aufbau des italienischen Unternehmens, das ja nun einmal angefangen hatte, geltend zu machen, und während sich der Feldzug voranschleppte, waren sie auch teilweise erfolgreich darin: manchmal um den Preis, als zu pro-britisch etikettiert zu werden. Aber das grundlegende strategische Widerstreben blieb bis zum Schluss. Weit war der Weg von Washington nach Cassino. Die amerikanischen Divisionen, die in Italien so tapfer kämpften, hätten mit Recht das Gefühl haben dürfen, in hohem Masse Amerikas vergessene Armee zu sein.

Das deutsche Oberkommando nahm als selbstverständlich an, dass eine Invasion Südeuropas auf den afrikanischen Sieg folgen würde, aber es rechnete damit, dass sie sich gegen den Balkan richten würde. Seiner Ansicht nach war «die Beherrschung des Balkans als integralen Bestandteils der Festung Europa unter dem Gesichtspunkt des Endsieges gesehen entscheidend aus taktischen, militärisch-politischen und wirtschaftlichen Gründen». Die Dispositionen wurden entsprechend getroffen. Während des ganzen Sommers standen doppelt so viele Divisionen in Südost-Europa bereit wie in Italien. Die alliierte Invasion in Sizilien änderte nichts an der deutschen Ansicht, und nicht einmal die Invasion Italiens selbst vermochte das: die Deutschen nahmen an, dass es sich um vorbereitende Schachzüge zur Erleichterung eines Balkan-Unternehmens handele, und erst als der italienische Feldzug das Ende seiner ersten Phase erreicht hatte, gelangten sie zu der Schlussfolgerung, dass Italien in der Tat das auserwählte Objekt sei.

Während sich der Sizilianische Feldzug seinem erfolgreichen Ende näherte, fand ein Ereignis statt, das die Aussicht der Alliierten radikal zum Besseren veränderte und das Mr. Churchills Neigung, in Italien einzudringen, auf das gründlichste rechtfertigte. Am 25. Juli stürzte Mussolini, und Emisäre des Marschalls Badoglio – der eine neue italienische Ordnung vertrat, die den Krieg an der Seite der Alliierten fortzusetzen wünschte – begannen, mit Flugzeugen zu Geheimbesuchen zu erscheinen, um einen Waffenstillstand zu

besprechen. Eines der Hauptziele des Feldzuges – die Ausschaltung Italiens aus dem Kriege – sollte erreicht werden, ohne dass ein Schuss fiel.

Man hätte erwarten sollen, dass dieser Entwicklung gelang, was andere Argumente nicht hatten erreichen können, nämlich General Marshall und die amerikanischen Stabschefs zu einer Revision ihrer Ansichten vom Wert des Italienischen Feldzuges zu bewegen. Das war nicht der Fall. Sie willigten jedoch ein, mehr Druck hinter die einleitenden Invasionsanstrengungen zu setzen. Während im ursprünglichen Plan nur vorgesehen war, dass die Achte Armee auf der Zehe Italiens landete, gehörte zum neuen Plan darüber hinaus eine Sturmlandung durch die Fünfte Armee sieben Tage später im Gebiet von Neapel.

Die Regelung der Einzelheiten des Waffenstillstandes nahm den ganzen Monat August in Anspruch, und das hätte unter den obwaltenden Umständen kaum anders sein können. Bevor er mitten im Strom die Verbündeten wechselte, wünschte Marschall Badoglio sich naturgemäss eine massive Versicherung, dass starke anglo-amerikanische Streitkräfte in Italien landen würden – wobei er unter starken Streitkräften fünfzehn Divisionen verstand. Bevor er einen Mann, der vor so kurzer Zeit noch ein Gegner war, unumschränkt als Partner willkommen hiess, hatte General Eisenhower, der die Verhandlungen leitete, naturgemäss einige eigene Anregungen vorzubringen, und ausserdem brauchte er Zeit, um London und Washington zu konsultieren. Darüber hinaus hatte er wenig Lust, zu erwähnen, dass der erste Invasionsstoss, beschränkt durch den vorhandenen Schiffsraum, nicht von fünfzehn Divisionen unternommen werden würde, sondern von acht. Das alles führte zu dem Resultat, dass der Waffenstillstand erst am 3. September unterzeichnet wurde, einige wenige Stunden, nachdem die Invasion tatsächlich begonnen hatte. Diese Zeitlücke zwischen dem Zusammenbruch der Faschisten und der Unterzeichnung des Waffenstillstandes brachte die Alliierten um einige der Vorteile, die sie sonst davon hätten erwarten dürfen. Die Deutschen handelten mit gewohnter Schnelligkeit, und es gelang ihnen, die Regierung zu übernehmen und die italienische Armee ausser Aktion zu setzen.

Aber trotzdem war der Nettogewinn noch beträchtlich. Die Achse war zerbrochen. Dreissig oder vierzig italienische Divisionen, die im eigenen Lande wahrscheinlich gut gekämpft hätten, waren aus der gegnerischen Front herausgebrochen, ohne dass ein Schuss fiel. Ihre Ablösung durch deutsche Divisionen von anderen Fronten würde eines der langfristigen alliierten Ziele verwirklichen. Das italienische Volk, angewidert von einem Krieg, den es nicht wollte, unterstand jetzt einer rücksichtslosen deutschen Okkupation und würde die Alliierten als Befreier begrüssen.

Das war in groben Umrissen der strategische und politische Hintergrund des Italienfeldzuges. In taktischer Hinsicht gab es einen Faktor, der alle anderen beherrschte, nämlich die Geographie des Landes.

Italien ist eine Halbinsel von etwa 1'600 Kilometer Länge und wenig mehr als 160 Kilometer Breite. Den grössten Teil dieser Länge hinab verläuft ein zentrales Gebirgsrückgrat. Einige der Berge sind bis zu 1'800 Meter hoch, und sie sind im Allgemeinen etwa doppelt so weit von der Westküste entfernt wie von der Ostküste. Von diesem Rückgrat zweigt eine Folge gebirgiger Rippen ab. Auf der östlichen Seite neigen sie dazu, in geraden Kämmen gut geordnet zur Küste hinabzulaufen; auf der anderen Seite haben sie häufiger die Form eines Hundebens: ein paar Kilometer verlaufen sie fast parallel zum Zentralrücken, dann stossen sie plötzlich in südlicher Richtung hinab zum Meer. Im Zentrum des Landes bilden die Berge eine kontinuierliche Masse, in den Küstengürteln dagegen grenzen sie an kleine Ebenen.

Die wenigen Strassen in der Mitte des Landes sind schmal, windungsreich und vom militärischen Standpunkt aus gesehen im Winter praktisch unbrauchbar. In der südlichen Hälfte des Landes gibt es nur zwei grössere Lateralstrassen: zwischen Neapel und Termoli und zwischen Rom und Pescara. Das Resultat davon ist, dass ein militärischer Vormarsch die Halbinsel hinauf automatisch in zwei Küstenfronten aufgespalten wird. An der westlichen Seite ist die praktikable Front 32 bis 40 Kilometer breit, an der östlichen Seite noch schmaler, schwankend zwischen acht bis 24 Kilometer. Weil es keine

Strassen gibt, die quer durch das zentrale Bergmassiv hindurchführen, werden die Armeen an diesen beiden Fronten praktisch zwei getrennte Kriege führen müssen.

Es ist keine profunde taktische Kenntnis erforderlich, um zu erkennen, dass dieses Land sich ideal für eine Verteidigung eignet. Kaum ist eine Fluss- oder Bergbarriere überwunden, dann sperrt schon die nächste den Weg. Die Ebenen sind viel zu selten und zu klein, um Panzer entscheidend verwenden zu können. Der Verteidiger kann eine unbegrenzte Zahl von Verzögerungsaktionen von einem Ende des Landes bis hin zum anderen durchführen. Ein Offizier formulierte das so: «Alle fünfhundert Meter gibt es eine neue Verteidigungsstellung für eine Kompanie, alle acht Kilometer eine neue Linie für eine Division.» Einfach ausgedrückt, löst sich ein Vormarsch in Italien von Süden nach Norden gegen einen starken Feind in einen endlosen Prozess auf, in dem es immer wieder heisst: «Noch ein Fluss muss überquert werden, noch ein Gebirgszug muss überwunden werden.» Strategisch gesehen, mag Italien ein weicher Unterbauch sein: taktisch gesehen war es ein schuppiges, stachelhäutiges Rückgrat.

Kurz vor dem zweiten Weltkrieg hat Captain B. H. Liddell Hart, der Militärkritiker, die Theorie aufgestellt, die Kampfkraft moderner Waffen sei so gewaltig, dass eine Infanteriekriegführung in grossem Massstabe als veraltet angesehen werden müsse. Keine Armee, so argumentierte er, könne hoffen, eine andere von ähnlicher Qualität schlagen zu können, sofern sie nicht eine Überlegenheit von drei zu eins habe. Da eine solche Überlegenheit an der Westfront unmöglich zu erlangen sei, so erklärte er weiter, könne ein deutscher Angriff auf die französische Maginot-Linie – damals die Hoffnung Europas – nur mit einem Patt enden und würde deshalb nicht unternommen werden.

Seine Schätzung einer erforderlichen Überlegenheit im Verhältnis drei zu eins war richtig, aber der Schluss, den er daraus zog, war falsch. Er hatte übersehen, dass die moderne Armee neben ihrer gewaltig verstärkten Kampfkraft durch die Mechanisierung auch ihre Beweglichkeit gesteigert hatte. Mit Hilfe dieser Beweglichkeit würde es möglich sein, eine Überlegenheit im Verhältnis von drei zu eins an einem ausgewähl-

ten Punkt der Front zu schaffen und dort einen Durchbruch zu erzielen. Die Fehlerhaftigkeit dieser Theorie der Aszendenz der Verteidigung – einer Theorie, der sich der französische Generalstab ganz und gar verschrieben hatte – wurde zu Anfang des Krieges von den Deutschen an Hand jener Art von Kriegführung demonstriert, die unter der Bezeichnung Blitzkrieg bekanntgeworden ist.

Der Blitzkrieg bestand ganz einfach hierin: Übermächtige Streitkräfte wurden heimlich einem kleinen Abschnitt der gegnerischen Linie gegenüber konzentriert – vorzugsweise an einem Abschnitt, den die Aufklärung als schwach erkannt hatte. Ein Durchbruch wurde erzielt. Gepanzerte Streitkräfte ergossen sich dann durch die Lücke, schwärmten nach links und rechts aus und fielen rasch denjenigen Teilen der Linie in den Rücken, die nicht angegriffen worden waren. Damit war dann das ganze Verteidigungssystem in heilloser Verwirrung gestürzt. So errang die deutsche Armee ihre anfänglichen Siege, so wurde die «undurchdringliche» Maginot-Linie im Sommer 1940 in wenigen Tagen erledigt.

Der Schlüssel aber zu dieser Angriffsform ist die Beweglichkeit. Um eine lokale Überlegenheit von drei zu eins aufzubauen und einen überwältigenden Stoss gegen einen gewählten Punkt führen zu können, muss die angreifende Armee in der Lage sein, rasch und heimlich zu manövrieren, so dass der Feind überrascht wird. Die Geographie Italiens ist so beschaffen, dass die Beweglichkeit selbst bei trockenem Wetter schwer beeinträchtigt ist, in den Monaten von November bis April dagegen überhaupt nicht besteht.

Diese beiden eng miteinander verknüpften taktischen Faktoren – die Geographie des Landes und das daraus sich ergebende Fehlen der Beweglichkeit – stehen an der Wurzel des Geschehens in Italien. Alle Fehlschläge und alle Erfolge standen in direkter Beziehung zu ihnen. Und gekoppelt mit dem zusätzlichen Handikap des strategischen Widerstrebens Amerikas, sein volles Gewicht in den Feldzug zu werfen, schufen sie als logische Folge die lange und kostspielige Schlacht von Cassino.

In der neuen Phase des Mittelmeerkrieges, der Invasion Europas, verblieb das Oberkommando bei General Eisenhower und dem Hauptquartier der alliierten Streitkräfte in Algier. Aber im Laufe der Zeit, als Sizilien und weite Gebiete Nordafrikas unter alliierter Kontrolle standen, zeigte sich im Oberkommando die wachsende Tendenz, politisch und administrativ zu werden. Die aktive Verfolgung des Italienfeldzuges wurde der 15. Armeegruppe unter dem Kommando von General Sir Harold Alexander anvertraut. Diese Formation bestand aus zwei Armeen: aus der britischen Achten unter General Montgomery und der neu aufgestellten amerikanischen Fünften, deren Kommandeur General Mark W. Clark war. Die Zusammensetzung der Achten Armee blieb vorläufig ganz britisch; die Fünfte unterstand zwar amerikanischem Kommando, bestand aber anfangs aus drei amerikanischen und drei britischen Divisionen, organisiert in zwei Korps.

Die Invasion wurde in zwei Phasen durchgeführt. Am 3. September überquerte die Achte Armee die fünf Kilometer breite Meerenge von Messina und landete auf der Zehe Italiens. Am 9. September führte die Fünfte Armee eine Sturm-landung an zwei Punkten des Golfes von Salerno durch. Die Aufgabe der Achten Armee erwies sich als unerwartet leicht. Die Landung stiess auf keinen Widerstand. Die Deutschen hatten sich einige Tage vorher zurückgezogen. Die italienischen Soldaten, die die Achte am Strand vorfand, halfen fröhlich bei der Ausschiffung. Der folgende Vormarsch die südlichen 320 Kilometer des Landes hinauf war nicht viel mehr als eine Übung in Organisation und rascher Truppenbewegung. Anders sah es für die Fünfte Armee aus.

Der italienische Waffenstillstand war, wie wir gesehen haben, ein paar Stunden nach der Landung der Männer Montgomerys unterzeichnet worden. Es blieb General Eisenhower überlassen, ihn in dem Augenblick zu verkünden, der seiner Meinung nach am günstigsten war für die Invasion. Am Abend des 8. September, als General Mark Clarks Invasionsflotte auf der Höhe des Golfes von Salerno in Bereitschaft lag,

gab er den Waffenstillstand bekannt und liess über den Rundfunk eine Proklamation an das italienische Volk verbreiten. In den frühen Morgenstunden des folgenden Tages stürmten das britische und das amerikanische Korps der Fünften Armee gleichzeitig an zwei Punkten den Strand bei Salerno und stiessen sofort auf schwersten Widerstand.

Die Deutschen hatten zu dieser Zeit sechzehn Divisionen in Italien. Sie waren in zwei Heeresgruppen zu je acht Divisionen organisiert: eine im Norden unter Feldmarschall Rommel, die andere südlich von Rom unter Feldmarschall Kesselring. Kesselring liess sich nicht zu der Annahme verleiten, dass die Landung von zwei Divisionen der Achten Armee im fernen Süden das volle Ausmass der alliierten Invasion darstelle. (Die Landesnatur in dieser Gegend liess es nicht als praktisch erscheinen, mehr als zwei Divisionen einzusetzen.) Die Alliierten beherrschten das Meer und den Himmel, und er vermutete richtig, dass ein amphibischer Sturmangriff auf die erste Landung folgen würde. Ausserdem erriet er richtig, wo dieser Angriff stattfinden würde. Das war nicht sehr schwierig. Drei Voraussetzungen bestimmen die Wahl eines Landepunktes. Der Strand selbst muss geeignet sein für die eigentliche Landung; in der Nähe muss es einen grösseren Hafen geben, der kurze Zeit nach erfolgter Landung in Gebrauch genommen werden kann; die Landestelle muss innerhalb der Reichweite schützender Jagdverbände der Luftstreitkräfte des Angreifers liegen. Nur der sandige Strand um den Golf von Salerno – fünfzig Kilometer südlich von Neapel und am äussersten Ende der Reichweite der auf Sizilien stationierten Jagdflugzeuge gelegen – genügte diesen Anforderungen. Kesselring war sich seiner Sache so sicher, dass er eine Panzerdivision in das Gebiet von Salerno entsandte und sie dort die Abwehr einer Invasion üben liess. Die Division führte tatsächlich eine dieser Übungen am Tage vor der Landung der Fünften Armee aus. Als General Clarks Männer am nächsten Morgen kamen, hatten sich die Deutschen bequem auf den Höhen, die den Strand überschauen, eingerichtet und warteten auf sie.

Die Briten und Amerikaner errichteten beide kleine Brü-

ckenköpfe, aber sobald die Landung stattgefunden hatte, verlor Kesselring keine Zeit und warf weitere Divisionen auf den Schauplatz, um die Invasionstruppen ins Meer zurückzuwerfen. Mit einem Halbkreis von Höhen, die den Strand überschauten, glich das Schlachtfeld einer halben Untertasse, wobei die Deutschen auf dem Rand hockten. Vier Tage lang hing alles in der Schwebe. General Clark wartete besorgt auf die Nachricht vom Nahen der Achten Armee aus dem Süden und empfand gegenüber General Montgomery so ziemlich das gleiche, was Wellington während der Krise von Waterloo gegenüber Blücher empfand. Mehr als einmal schien es gewiss zu sein, dass der Brückenkopf nicht gehalten werden könne. Aber am fünften Tage trat dank der Hartnäckigkeit der Infanterie, einer fortgesetzten Offensive der alliierten Luftstreitkräfte und des furchtbaren Bombardements durch die unterstützenden Flotteneinheiten die Wende ein. Die belagerten anglo-amerikanischen Streitkräfte begannen, den Kreis zu sprengen. Später wurde allgemein angenommen, die Wende sei auf den kühnen Entschluss Admiral Cunninghams gefolgt, die Schlachtschiffe «Warspite» und «Valiant» gefährlich nahe an die Küste heranzuschicken, um die deutschen Stellungen mit ihren 16-Zoll-Geschützen zu bombardieren. Am siebenten Tag war der Brückenkopf sicher, und die Fünfte Armee bereitete sich nach den blutigen Tagen zum Vormarsch in Richtung Neapel vor. Das grösste Gewicht der unausgesetzten deutschen Gegenangriffe war gegen das britische Zehnte Korps geworfen worden. Das zeigte sich an den Verlustlisten. Die siebentägige Schlacht hatte die Briten 4'007 Verluste gekostet, die Amerikaner (die weniger Männer eingesetzt hatten) 1667 – und die «Warspite» war von den neuen deutschen Flugbomben ausser Gefecht gesetzt. Es war ein düsteres Vorzeichen der Dinge, die nun kommen sollten. Ganz plötzlich schien der italienische Waffenstillstand sehr an Bedeutung verloren zu haben.

Inzwischen hatten die Deutschen durch ihre Konzentration auf den Widerstand gegen die Landung der Fünften Armee die adriatische Seite des Landes weit offengelassen. General Alexander konnte das ausnutzen, indem er der Achten Armee befahl, ihre Reservedivisionen zu landen und eine Ostküsten-

front zu schaffen, die den Druck auf die Fünfte Armee mildern würde, während die ursprüngliche Landungsstreitmacht der Achten Armee die Fünfte einholte und den Vormarsch im Zentrum konsolidierte. Tarent und Bari an der Ostseite waren rasch eingenommen, und die 78. Division der Achten Armee stürmte voraus, um Foggia einzunehmen. Die zwölf Flugplätze von Foggia waren wichtige Anfangsziele des Feldzuges. Foggia wurde am 27. besetzt, während die Fünfte Armee sich auf die letzten Phasen ihres Angriffs auf Neapel vorbereitete. Am 1. Oktober drangen die King's Dragoon Guards in diese Stadt ein, und vier Tage später nahm die Achte Armee Termoli an der Ostküste. Mit beiden Endpunkten der Strasse Neapel-Termoli – der einzigen grösseren Lateralstrasse in Süditalien – fest in der Hand und nach der Besetzung von Foggia und seiner Flugplätze hatten die alliierten Armeen, um im Baseball-Jargon zu reden, die erste Basis erreicht. Viele Monate sollten vergehen, bevor sie die zweite Basis – die Fernverkehrsstrasse Fünf – erreichten, die nächste wichtige Querverbindung zwischen Rom und Pescara.

Anfang Oktober war das deutsche Oberkommando immer noch auf ein alliiertes Umschalten auf den Balkan vorbereitet, und folglich wurden dort starke Streitkräfte in Bereitschaft gehalten. Inzwischen aber hatten die Deutschen einen festen Entschluss hinsichtlich ihrer Pläne für den Winter in Italien gefasst. Kesselring sollte eine Winterlinie südlich von Rom errichten und so lange, bis sie fertiggestellt war, Rückzugskämpfe führen mit dem Ziel, die alliierten Armeen so stark wie nur irgendmöglich auszubluten. Die nördliche Gruppe von Divisionen unter Rommel sollte zur Verteidigung der Stadt Rom selbst in Stellung gehen und allen amphibischen Landungen Widerstand entgegensetzen, die die Alliierten in diesem Gebiet oder weiter nördlich etwa versuchen würden. Kesselrings Winterlinie sollte am Garigliano und Rapido entlang durch Cassino in die Zentralberge hinein verlaufen, und von dort aus am Sangro entlang weiter an die Ostküste.

Zwischen Anfang Oktober und dem 20. November setzte die Achte ihren auf methodischen Widerstand treffenden Vormarsch an der schmalen östlichen Front fort – immer wieder gab es einen neuen Fluss, einen neuen Gebirgssporn zu über-

„DIE OBERSTEN“

BEFEHLSHABER

Feldmarschall Kesselring



General Alexander

DIE ARMEE-
KOMMANDEURE



General Mark
Clark,



General Leese, 8. Armee



General v. Vietinghoff, 10. Armee



General v. Mackensen, 14. Armee

winden –, bis sie den Sangro erreichte. Die Fünfte überquerte den Voltorno am 15. Oktober und kämpfte sich an der breiteren westlichen Front voran, bis sie auf eine Reihe von Bergen stiess, die eigens als lähmende Probleme in den Weg einer Armee hätte gesetzt sein können, die sich auf der Hauptstrasse nach Rom Cassino nähert. Das raschere Vordringen der Achten war wie eine Folge scharfer Dolchstösse; der Vormarsch der Fünften glich einem Stier, der langsam ermüdet, aber immer noch kampflustig genug ist, um sich mit gesenktem Kopf in Angriff nach Angriff zu stürzen unter dem un-aufhörlichen Schauer von Banderillas. In dieser Periode änderte sich das Schema der Schlacht selten. Die Deutschen hielten eine Zeitlang ihre Stellung, bis die Angriffe an Schwere zunahmen; dann zogen sie sich zwei oder drei Kilometer an den nächsten zur Verteidigung geeigneten Ort zurück. Dabei liessen sie eine Spur von gesprengten Brücken, Minenfeldern und Strassensperren hinter sich. Ein neuer, zur Verteidigung geeigneter Platz war immer zur Hand. Die Alliierten Armeen begannen dann mit einem Nachtangriff – über eine Furt durchquerten sie nach Einbruch der Dunkelheit den Bach oder den Fluss, sie stürmten die Höhen auf der anderen Seite, gegen Morgengrauen gruben sie sich ein und hofften, dass in-zwischen die Pioniere, die ihnen auf dem Fusse folgten, die Sprengungen ausreichend repariert und die Sperren entfernt hätten, um den Panzern das Vorrücken zu ermöglichen, damit sie zur Festigung der neuen Stellungen beitragen konnten. Die Deutschen, die diesen Vorgängen von ihrem nächsten Beobachtungsposten aus zusahen, versuchten dann, durch einen Regen von Artillerie- und Granatwerferfeuer auf ihre eigenen, eben erst geräumten Stellungen den Vormarsch des Feindes zu hemmen.

Mitte November traten zwei bedeutungsvolle Ereignisse ein. Der italienische Winter, über den sich die Reisebüros gern ausschweigen, brach in all seiner eisigen, alles durchnässenden Wut aus; der Schlamm wurde zur einzigen Alternative zu den Bergen; die Transportmittel wurden in den vorgeschobenen Abschnitten praktisch unbrauchbar. Das andere Ereignis war die Auffassung der Deutschen, dass jetzt keine Gefahr eines alliierten Sprungs auf den Balkan vor dem kommenden

Frühjahr mehr bestünde; entsprechend änderten sie ihre Ideen und Dispositionen.

Während es Mitte September dreizehn alliierte Divisionen gegenüber achtzehn deutschen gegeben hatte, standen jetzt elf alliierte fünfundzwanzig deutschen gegenüber. (Teil des ursprünglichen Planes war es gewesen, dass zwei alliierte Divisionen nach der ersten Phase der italienischen Invasion abgezogen und in das Vereinigte Königreich zurückgebracht werden müssten.) Das deutsche Kommando wurde neu organisiert; Kesselring als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd erhielt zwei Armeen, während Rommel ein neues Kommando in Nordwest-Europa erhielt. Die Zehnte Armee stand dem alliierten Vormarsch gegenüber, die Vierzehnte wurde zwischen Rom und dem Norden verteilt und stand in Bereitschaft für Landungsunternehmen, die die Alliierten etwa versuchen würden. Die Arbeiten an der Winterlinie und besonders im Cassino-Abschnitt wurden intensiviert, und während jetzt die Balkansorgen ausgeräumt waren und das Winterwetter auf seiner Seite stand, sorgte Kesselring dafür, dass die Fünfte und die Achte Armee um jeden Meter kämpfen mussten, damit er Zeit für die Fertigstellung der Winterlinie gewann, bevor sie sich ihr nähern konnten.

In der ersten Novemberhälfte begann die Fünfte eine Reihe schwieriger und kostspieliger Angriffe um den Besitz der sogenannten Mignano-Lücke. Das war eine Strecke von fast zehn Kilometern, in der die Hauptstrasse durch einen Korridor von Bergen verläuft, bevor sie um den Monte Trocchio herum sich in die offene Weite des Rapido-Tales ergiesst. Die Mignano-Lücke war der Eingangskorridor, den eine Armee passieren muss, bevor sie die Arena des Schlachtfeldes von Cassino betreten kann. Es war die Erfüllung eines schönen Traumes für den Verteidiger, da relativ kleine Streitkräfte erreichen konnten, dass jede Bergmasse auf beiden Seiten der Strasse nacheinander überwunden werden musste. Unter fürchterlichen Wetterbedingungen widmete sich die Fünfte Armee dieser undankbaren Aufgabe, und sehr bald schon musste sie feststellen, dass Erfrierungen und Erschöpfungen ihr fast ebenso viele Verluste zufügten wie Granaten und Kugeln. Mitte November musste General Clark ein vorläufiges Halt

befehlen, um zu rasten und Divisionen zu reorganisieren, die seit Salerno unaufhörlich gekämpft hatten.

Jetzt war die Achte Armee an der Reihe, und es wurde ein Versuch unternommen, der projektierten deutschen Winterlinie von rechts in die Flanke zu fallen, und zwar durch Überquerung des Sangro und einen Vorstoss nach Pescara – verbunden mit Rom durch eine laterale Hauptstrasse. Dies war Montgomerys letzte Operation in Italien. Sie wurde mit seiner gewohnten Sorgfalt und Macht vorbereitet und gestartet. Eine Zeitlang erzielte sie gute Fortschritte, aber bald schon wurde sie verlangsamt durch den unausbleiblichen Fluch, der auf allen Verfolgungskämpfen in Italien lastet – durch die endlose Folge neuer Hindernisse. Ein Kriegsberichtersteller schrieb damals: «Unsere Männer erzwangen sich den Übergang über den Sangro, aber hinter dem Sangro war der Moro, und hinter dem Moro war der Foro, und hinter dem Foro war die Pescara.» Ausser der Folge von Flüssen gab es auch noch Ortona, einen kleinen Hafen, um den die 1. kanadische Division Strasse um Strasse, Haus um Haus und sogar Stockwerk um Stockwerk kämpfen musste. Die Kanadier brauchten eine Woche dazu, und sie verbrachten den Weihnachtstag damit, und am Ende nahmen sie es ein. Aber das war das Ende des Vorsturms der Achten Armee. Nach Pescara waren es immer noch sechzehn Kilometer: das Wetter und der Boden waren schlimmer denn je: die Armee hatte ihren Bolzen fürs erste verschossen. Nach Ortona galten die Kanadier als die anerkannten Experten für Strassenkampf. Für den Rest des Krieges reisten Offiziere, die in Ortona waren, von einer alliierten Kriegsschule zur anderen, um Vorträge über Strassenkampf zu halten. Ortona ist ein kleines Stück kanadischer Geschichte. Aber es war das Ende des Versuches der Achten Armee, an der Adriafront durchzubrechen.

Am 1. Dezember, während die Sangro-Schlacht auf ihrem Höhepunkt war, erneuerte die Fünfte Armee ihren Angriff auf die Mignano-Lücke und besonders auf Monte Camino, einen beherrschenden Berg, der ihr vorher getrotzt hatte. Die ses Mal hatte ein kombinierter anglo-amerikanischer Angriff Erfolg, aber nur um den Preis grosser Verluste und erst, nach-

dem über 200'000 Granaten verschossen waren – was dazu führte, dass die Amerikaner den Berg in Millionen-Dollar-Hügel umtaufen. Der Druck wurde zu beiden Seiten der Strasse aufrechterhalten, und allmählich schob sich die ganze Armee voran, Hügel um Hügel, bis endlich die Lücke erobert war und nur noch ein Berg auf der anderen Seite lag, eine isoliert daliegende Höhe namens Monte Trocchio, die «letzte Höhe vor Cassino».

Die Überwindung dieser Vorposten der Winterlinie – mehr waren diese Stellungen nicht – hatte die Fünfte Armee fast 16'000 Mann Verluste gekostet. Sie hatte einen Vorgesmack davon gegeben, wie unbrauchbar Maschinen sein können, wenn Klima und Gelände sich gegen sie verschwören. Dieses zähe Vordringen war das grundlegende Muster des Kampfes in Italien: das monotone, herzerreissende, erschöpfende, scheinbar sinnlose Ringen um ein grosses Hindernis, nur um dann sofort einem neuen gegenüberzustehen. Acht Divisionen hatten sechs Wochen gebraucht, um elf Kilometer vorzudringen, und sie hatten dabei 16'000 Mann Verluste gehabt. Und doch war das alles vom deutschen Standpunkt aus gesehen nur ein Hinhaltekampf. Die Deutschen hatten überhaupt nicht beabsichtigt, diese Stellungen zu halten. Sie wollten nur lange genug in ihnen verbleiben, um die Fünfte Armee zu beunruhigen und auszubluten und hinzuhalten, bevor sie ihre eigentliche Winterlinie erreichte – und um sich selbst genügend Zeit zur Vervollkommnung dieser Linie zu verschaffen. Ihnen kam es auf Zeitgewinn an, um letzte Hand an eine Verteidigungslinie zu legen, die sich ein paar Kilometer weiter befand und in der sie zu bleiben gedachten.

Wenn man bedenkt, welchen Preis der Durchbruch durch diese vorläufige Linie erforderte und welche Zeit, dann gewinnt man eine Vorstellung davon, was es bedeuten würde, wenn die besten deutschen Truppen, die Geographie Italiens und die volle Wut des tiefsten Winters sich zur Verteidigung zusammenschliessen – worauf sie sich jetzt vorbereitet hatten.

Es war nicht etwa auf aussergewöhnliche taktische Scharfsicht zurückzuführen, dass die Deutschen Cassino zum harten Kern ihrer Hauptverteidigungslinie machten. Cassino war längst gut bekannt. Der deutsche Oberbefehlshaber hätte in aller Wahrhaftigkeit sagen können: «Ich hab's aus einem Buch.» Seit vielen Jahren hatte die italienische Militär-Akademie ihren Schülern Cassino als eine undurchdringliche natürliche Verteidigungs-Barriere vor Augen gehalten. Generationen von Offizieren hatten als Teil ihrer militärischen Studien imaginäre Schlachten von Cassino ausgetragen. Hätten die alliierten Kommandeure zufällig einen höheren italienischen Offizier gefragt, wo sich seiner Meinung nach die Deutschen südlich von Rom endgültig verschanzen würden, er hätte ohne Zögern geantwortet: «Natürlich bei Cassino.» Es ist nichts darüber bekannt, ob irgendwelche verantwortlichen italienischen Militärs in dieser Weise befragt worden sind. Im Ganzen gesehen dürfte das unwahrscheinlich sein, denn in den Kreisen höherer alliierter Stäbe hat man allem Anschein nach nicht die leiseste Ahnung davon gehabt, dass Cassino sich als schwieriger erweisen könne als das, was bereits hinter ihnen lag.

Die Verteidigung dieses Abschnittes war dem Vierzehnten Panzerkorps der Zehnten Armee anvertraut worden, das der General von Senger und Etterlin befehligte. Die Quintessenz der Stellung war ihre Lage auf einem steilen Bergmassiv, das hoch hinausragte über zwei im rechten Winkel zusammenstossende breite Täler. Um das Liri-Tal (an dem die Strasse nach Rom entlangläuft) betreten zu können, war es erforderlich, das Tal des Rapido zu überqueren, mit dem es ein L bildet. Monte Cassino, genau im Winkel dieses L gelegen, beherrschte den Annäherungsweg durch das erste Tal und den Eingang zum zweiten. Falls es einer Streitmacht gelänge, direkt durchzubrechen, hinein in das zweite Tal und fort aus der unmittelbaren Umgebung von Cassino, dann würde sie immer noch in jeder Phase ihres Vordringens beobachtet werden. Das war des Pudels Kern. Monte Cassino und die angrenzenden Höhen beherrschten vollständig den Annähe-

rungsweg an Cassino und die weitere Route. Vom Gipfel des Monte Cassino aus konnte ein Beobachter jede Bewegung in beiden Tälern überschauen. Selbst bei Mondschein ist es von diesem Aussichtspunkt aus möglich, die Umrissse von Hügeln in sechs oder mehr Kilometer Entfernung wahrzunehmen.

Vielleicht ist es gut, wenn wir schon an dieser Stelle darauf hinweisen, dass wir, wenn wir von beherrschenden Höhen reden – und in jedem Bericht über den Italienfeldzug muss dieser Ausdruck auf jeder Seite wiederkehren –, nicht unbedingt meinen, dass Soldaten auf diesen Höhen sitzen müssen, um sie beherrschend zu machen. Höhen sind beherrschend wegen der Beobachtungsmöglichkeiten, die sie bieten. Die Beobachtung ist der Schlüssel zur modernen Landschlacht. Die Kombination moderner Artillerietechnik mit der drahtlosen Nachrichtenübermittlung bedeutet, dass ein Mann – buchstäblich ein einziger Mann – mit einer guten Aussicht und einem Funkgerät die Geschütze einer ganzen Armee innerhalb weniger Minuten auf irgendein beliebiges Ziel richten kann, das er sehen kann. Eine beherrschende Höhe wird nicht nur deshalb gestürmt und eingenommen, um darauf eine Garnison zu errichten, sondern vor allem, um einen Beobachtungsposten auf dieser Höhe zu etablieren. Ein moderner Feldzug ist sehr weitgehend nur das Vorrücken von einer günstigen Beobachtungslinie zur nächsten.

Umgekehrt wird es, sobald man eine Flöhe ausgemacht hat, auf der der Feind offensichtlich Beobachtungsposten eingerichtet hat, zur dringenden Notwendigkeit, alles Menschenmögliche zu tun, um solche Posten unhaltbar zu machen, indem man sie mit Artillerie beschiesst, mit Bomben bepflastert und ganz allgemein das Geschäft der Beobachtung so unangenehm wie nur möglich macht.

Wenn sich ein Wasserturm oder ein Kirchturm als Aussichtspunkt präsentiert, der aller Wahrscheinlichkeit nach vom Feinde benutzt wird, dann ist es erforderlich, ihn nach Möglichkeit zu zerstören. Wenn ein Aussichtspunkt auf einem Hügel sich als feindlicher Beobachtungsposten ganz besonders lästig macht, dann kann es nötig werden, eine Brigade oder gar eine ganze Division zum Angriff auf diesen Hügel anzusetzen, einzig und allein deshalb, um dem Feind die Mög-

lichkeit zu nehmen, ihn als Beobachtungsposten zu benutzen. Die Bedeutung der Beobachtung wird hier deshalb so betont, weil jeder Soldat, der Monte Cassino erblickt, den Berg sofort als den besten natürlichen Beobachtungsposten erkennt, den er jemals gesehen hat. Das ist ein entscheidender Faktor in der Schlacht von Cassino, ein Faktor, der beträchtliche Auswirkungen auf die nachfolgenden Ereignisse hat.

Da der Entschluss zur Verteidigung der Cassino-Linie gefasst worden war, als die Fünfte Armee noch fast hundert Kilometer entfernt war, konnte General von Senger sich methodisch an die Verbesserung dieser natürlichen Verteidigungsbarriere machen.

Er sprengte Geschützstellungen in den massiven Fels der Berge. Natürliche Höhlen wurden erweitert und für die Aufnahme von Geschützen und Soldaten hergerichtet. Künstliche Höhlen wurden geschaffen und so getarnt, dass sie im Berghang nicht mehr zu erkennen waren. MG-Nester wurden hinter Felsvorsprüngen so gebaut, dass sie Tarnung, Deckung und eine gute Feuerlinie zugleich hatten. Die Zickzack-Strasse, die den östlichen Hang des Monte Cassino emporführt, begann von Geschützstellungen zu starren ebenso wie die Höhen, die sich an der Nord- und Westseite an den Berg herandrängen. In den tiefen Schluchten zwischen diesen Kämmen und Sätteln entstanden Granatwerferstellungen – denn Granatwerfer feuern im steilen Winkel und können deshalb in tiefen Mulden versteckt werden, aus denen heraus sie feuern können, ohne viel Gefahr zu laufen, selbst getroffen zu werden. An den Berghängen wurden steife Stechginsterdickichte mit Stacheldraht durchwebt und mit Minen übersät. Das Vorfeld aller ausgebauten Stellungen wurde mit Stolperdrähten gesichert, die Leuchtraketen auslösten oder Minen oder beides zusammen.

Im Tal wurden beide Seiten des Rapido schwer vermint, und hier wurden weitere Stolperdrähte gezogen. Geschützstellungen wurden auf der feindlichen Seite des Flusses eingegraben, aber auch in den Gräben, Hügeln und Bodenwellen, die so zahlreich sind am Eingang des Liri-Tales. Bauernhäuser wurden befestigt, Bunker und Geschütztürme von Panzern wurden geschickt in den Boden eingelassen und so

getarnt, dass sie unsichtbar wurden. Alle diese Stellungen wurden auf das sorgfältigste gebaut und mit Stahl und Beton so sehr verstärkt, dass sie die schweren Artilleriekonzentrationen überdauern konnten, die den alliierten Angriffen voranzugehen pflegten. Die Deutschen hatten sich mittlerweile daran gewöhnt und waren entschlossen, sie in Sicherheit, wenn auch nicht unbedingt in Behaglichkeit zu überdauern. Tatsächlich waren die alliierten Truppen wiederholt enttäuscht, wenn sie feststellen mussten, wie relativ wenig Schaden selbst ihr schwerstes Trommelfeuer angerichtet hatte – so grosses Geschick hatten sich die Deutschen darin angeeignet, Stellungen zu bauen, die ihnen tatsächlich Schutz bieten konnten.

Die Stadt Cassino selbst wurde schwer befestigt, Gebäude wurden in Forts verwandelt. Überall wurden Keller und Erdgeschoss verstärkt. In einigen grösseren Gebäuden wurden Panzer versteckt. Tunnels und Laufgräben wurden angelegt zwischen einem Keller-Fort auf der einen Seite der Strasse und einem Schutzraum auf der anderen. Viele an sich schon starke Gebäude wurden weiter verstärkt durch den Einbau eines befestigten Unterstandes oder Bunkers.

Im Norden der Stadt, wo der Rapido entspringt, legten sie einen Staudamm an und schufen neue Flussbetten, so dass das ganze Tal, als die schweren Regenfälle kamen, in ein einziges Überschwemmungs- und Sumpfbgebiet verwandelt wurde.

Die Arbeit ging Tag um Tag voran, während die Nachhut die Fünfte Armee zurückhielten, um Zeitgewinn rängen, die vordringenden Truppen schwächten, sie um jeden Meter breit Bodens erbittert kämpfen liessen. Drei Monate lang arbeitete das Vierzehnte Panzerkorps an diesen Verteidigungsanlagen. Als Helfer stand den Soldaten eine starke Abteilung der Organisation Todt zur Seite.

Sie betraten um diese Zeit das Kloster selbst nicht. Ein Heeresbefehl hatte den Zutritt verboten, und ein Feldgendarm achtete darauf, dass der Befehl beachtet wurde. Aber sie waren rundherum um das ganze Kloster, auf den nahen Höhen und an der Zickzackstrasse, und sie waren ganz nahe unter dem Kamm des Berges.

Das war Cassino – der harte Kern dessen, was die Deutschen die Gustav-Linie nannten – eine natürliche Bergbarriere, unendlich viel stärker gemacht durch die Geschicklichkeit militärischer Ingenieure; eine natürliche Flussbarriere, unendlich viel stärker gemacht durch Befestigungen aus Stahl und Beton und durch die künstliche Überschwemmung des weiten Tales im Vorfeld.

6

Anfang Januar, als die Achte Armee an der schmalen Adria-Front in eine Sackgasse geraten war und die Fünfte sich endlich bis an den äussersten Rand des Vorfeldes von Cassino herangearbeitet hatte – um belohnt zu werden mit dem Anblick eines neuen natürlichen Hindernisses, das furchtbarer war als alles, was sie bisher erlebt hatte –, war eine natürliche Pause im Verlauf des Feldzuges erreicht.

Es war nicht nur wünschenswert, dass die erschöpfte Fünfte eine Pause machte, um ihre Wunden zu lecken, sich zu reorganisieren und Atem zu schöpfen, sondern es war absolut erforderlich. Sie hatte fast ohne Pause vier Monate lang gekämpft. Sie hatte nicht nur ein Gelände überwinden müssen, das ganz und gar auf der Seite des Verteidigers stand, sondern auch die ausserordentlichen, extremen Härten des Winterwetters. Durchnässt und frierend, unablässig in Tätigkeit, kannten diese Männer seit Wochen nichts anderes mehr als Schlamm und Berge. Krankheiten stellten sich ein bei den Männern, die schutzlos der Nässe und Kälte ausgesetzt waren, und forderten ebenso viele Verluste wie die Wunden. Neue Divisionen waren im Lande eingetroffen, aber nie genug, um ein System regelmässiger Ablösungen schaffen zu können. Jede Einheit wurde ständig gebraucht. Hinzu kam noch, dass die britischen Divisionen beträchtlich unter ihrer Planstärke lagen. Die britischen Truppen waren jetzt auf das Äusserste gestreckt, und Verstärkungen für Italien konnten nicht entbehrt werden. Die Bataillone mussten reorganisiert werden von vier Kompanien auf drei, Kompanien von drei Zügen auf zwei, und bisweilen war das Wort Kompanie ein Höflichkeits-

titel für ein paar Überlebende. Die amerikanischen Divisionen – zahlenmässig ohnehin um fünfundzwanzig Prozent stärker – konnten den Nachschub an Verstärkungen aufrechterhalten, aber die beständige Verwendung derselben Einheiten setzte den harten Kern der erfahrenen Offiziere und Männer einer wachsenden Belastung aus. Ein Ablösungssystem war dringend erforderlich. Aber es konnte nicht eingerichtet werden, weil es keine Divisionen mehr gab, die an anderer Stelle entbehrt werden konnten. Italien war ein Beiprogramm.

Jetzt hatten sie die Biegung in der Strasse erreicht. Sie schauten über das grosse Tal hinweg nach Cassino und wussten, dass sie einer Sperre gegenüberstanden, die mächtiger war als alles, was sie bisher angegriffen hatten – und sie hatten mittlerweile einige Spezialkenntnisse im Sturm auf Verteidigungsstellungen. Es war erforderlich, dass eine Pause und eine kurze Rast eingelegt wurde – wenn auch nur deshalb, um den nächsten Schachzug richtig durchdenken, vorbereiten und starten zu können. Aber es gab keine Pause.

Der Weihnachtstag des Jahres 1943 hatte viele verschiedene Bedeutungen für viele verschiedene Männer. Die Kanadier der Achten Armee verbrachten den Tag damit, sich in den befestigten Strassen und Gebäuden von Ortona auszubreiten; die Amerikaner, die Briten und neu eingetroffene französische Soldaten der Fünften Armee schleppten ihre erstarrten Leiber ein paar neue namenlose Höhen auf dem Wege nach Cassino empor; General von Senger, Kommandeur der deutschen Streitkräfte im Cassino-Abschnitt, besuchte die Abtei von Monte Cassino und fragte, ob er der Messe beiwohnen dürfe; das wichtigste Ereignis jenes Tages aber bestand darin, dass Mr. Churchill auf seiner Rückkehr von der Konferenz in Teheran ein paar Rasttage in Marrakesch einlegte und in Tunis ein Weihnachts-Dinner mit den Generalen Eisenhower und Alexander einnahm, um mit ihnen darüber zu sprechen, was man im Hinblick auf den Italienfeldzug tun könne.

Niemand – ausgenommen vielleicht diejenigen, die ihn austragen – kann einen langsamen Feldzug dulden. Zuschauer bei einem Fussballspiel wollen Tore sehen. Regierung und die

von ihnen Regierten wollen Siege sehen. Je weiter weg ein Feldzug stattfindet, um so schwieriger ist es, einzusehen, warum er so langsam vorankommt. Kritiker des Italienfeldzuges wurden immer lautstärker in England und Amerika. War es der Mühe wert? Was wurde da denn eigentlich erreicht? Wenn das erste Ziel – wie erklärt worden war – darin bestand, Italien aus dem Kriege herauszuschlagen, Neapel und die Flugplätze von Foggia zu besetzen und eine grosse deutsche Armee in Italien zu binden, warum sparte man dann jetzt nicht die Verluste ein, indem man die Front für die Dauer des Winters stabilisierte? Welchen Gewinn versprach man sich eigentlich davon, diesen endlosen, kostspieligen Vormarsch gegen ein Land zu verlängern, das dem Angreifer nichts, dem Verteidiger alles schenkte? Niemand war recht glücklich über die Standard-Antwort, dass «grosse deutsche Streitkräfte gebunden» würden. Auch grosse alliierte Streitkräfte wurden gebunden. General Alexander selbst hat erklärt, dass er sich fast jeden Tag fragen musste, wer hier eigentlich wen band.

Mr. Churchill war besonders am Verlauf der Dinge in Italien interessiert. Für ihn war es eine persönliche Angelegenheit. Zunächst einmal war der Feldzug seine eigene Idee gewesen, und jetzt sah es ganz so aus, als sollte er damit sitzenbleiben. War es nicht genau das, was die amerikanischen Strategen befürchtet hatten, als sie bezweifelten, dass es ratsam sei, eine italienische Invasion zu unternehmen? Sie hatten argumentiert, dass ein sekundärer Feldzug im Mittelmeergebiet nur eine wachsende Zahl von Menschen und immer neues Material aufsaugen und damit die entscheidenden Anstrengungen an anderer Stelle schwächen würde. Das, so schien es jetzt, war auch haargenau eingetreten. Negative Resultate wurden unter Schmerzen und beträchtlichen Unkosten erzielt. Es sah so aus, als solle sich dieser Prozess endlos fortsetzen.

Churchill musste jetzt die Konsequenz seiner Strategie vor seinen amerikanischen Kollegen, vor dem Unterhaus, vor der britischen und der amerikanischen Öffentlichkeit und selbst vor Stalin rechtfertigen. Denn Stalin versäumte keine Gelegenheit, um anzudeuten, dass Russland immer noch den allergrössten Teil der Last des Kampfes gegen Deutschland

trug und dass die zweite Front sehr lange auf sich warten lasse. In Teheran hatten der Premierminister und der Präsident Stalin versichert, dass der italienische Feldzug energischer denn je vorangetrieben werde. Mit charakteristischer verbaler Raffinesse hatte Churchill Italien neu definiert als *dritte* Front – wobei er die *zweite* praktischerweise offenliess. Und jetzt wurde Rom fast durch Zufall zum Symbol des Erfolges.

Bisher hatte keine der beiden Seiten Rom irgendeine besondere militärische Bedeutung beigemessen. Vor allem das alliierte Oberkommando hatte immer wieder betont, Zweck des Feldzuges sei es, möglichst viele deutsche Divisionen zu binden, um ihre Verwendung an anderer Stelle zu verhindern – und dadurch wesentlich die endgültige, entscheidende Invasion des folgenden Sommers zu unterstützen. Jetzt schienen beide Seiten froh zu sein, sich an Rom als Symbol klammern zu können. Hitler hatte Kesselring befohlen, die Gustav-Linie durch Cassino zu bauen, und er hatte verkündet, dass die Alliierten niemals nach Rom durchbrechen würden. Die Alliierten behandelten Rom jetzt offen als ihr nächstes Ziel. «Wenn es keinen Gott gäbe», sagte Voltaire, «dann müsste man ihn erfinden.» Wenn es kein klares Ziel gibt, schien das alliierte Oberkommando jetzt zu sagen, dann muss man eins erfinden. Vorläufig war Rom dafür sehr handlich. So wurde Rom zeitweilig zum offiziellen Siegespreis, und um mit Eisenhower und Alexander zu besprechen, wie man die Einnahme der Stadt beschleunigen könne, hatte der Premierminister seine Reise in Tunis unterbrochen. Er war entschlossen, zu verhindern, dass dieser Feldzug stagnierte. Der Feldzug war sein Baby. Es ging dem Kindchen nicht gut. Ein kräftiger Klaps sollte es zu neuem Leben erwecken.

In Italien gibt es nur eine Möglichkeit, einen Frontalangriff zu vermeiden, und die besteht darin, einen Flankenangriff von See her vorzutragen. Eine Landungsoperation hinter den deutschen Linien schien die einzige Lösung des gegenwärtigen Problems zu sein. Tatsächlich hatte man eine derartige Operation seit langem ins Auge gefasst. Pläne für eine Landung bei Anzio waren längst ausgearbeitet. Dieser kleine Hafen liegt einige fünfzig Kilometer südlich von Rom und einige hundert Kilometer jenseits der deutschen Linien. Es gab da

nur eine Schwierigkeit. Im ganzen Gebiet war keine ausreichende Zahl von Landfahrzeugen vorhanden, um eine Operation dieser Art in genügender Stärke durchführen zu können. Ja, überall herrschte ein Mangel an Landfahrzeugen, und was an diesen Fahrzeugen sich nicht schon in Bereitschaft für den kommenden Sommer im Vereinigten Königreich befand, war auf dem Wege, dorthin aus allen Kompassrichtungen zurückzukehren. Es konnten nicht genug für Italien entbehrt werden.

Die Geschichte der Bemühungen, die Landfahrzeuge schliesslich doch zusammenzukratzen – das Wort ist absichtlich gewählt –, ist lang und verwickelt und ein Beispiel dafür, wie sich die Führung eines Krieges vereinfachen lässt, wenn ein britischer Premierminister und ein amerikanischer Präsident nicht nur Kollegen, sondern auch gute Freunde sind. Es soll genügen, zu erwähnen, dass Mr. Churchill den Präsidenten von Tunis aus telephonisch anrief: Funksprüche flatterten in alle Richtungen; abgehetzte Stabsoffiziere sahen sich gezwungen, plötzlich neue Gedanken über Fahrpläne und Dispositionen im Hinblick auf die Rückkehr und die Ansammlung von Landfahrzeugen in Grossbritannien zu entwickeln: Landfahrzeuge, die auf ihrem Wege von Burma nach England heiter durch den Indischen Ozean segelten, wurden plötzlich nach Neapel umdirigiert. Auf die eine oder andere Weise wurden schliesslich 95 Fahrzeuge für die Anzio-Operation bereitgestellt – genug, um eine erste Streitmacht von zwei Divisionen, einigen Stosstrupp-Kommandos und beweglichen Spezialtrups zu landen.

Aber die Beschaffung einer ausreichenden Zahl von Landfahrzeugen war erst die Hälfte der Geschichte. Es war nämlich ausserdem nötig, sie mindestens einen Monat lang dazubehalten, da sie nach der Landung der Angriffstruppen für einen Pendelverkehr zwischen Neapel und dem Brückenkopf (fast 200 Kilometer) zur Heranschaffung von Nachschubbenötigt wurden. Das bedeutete neue Auseinandersetzungen mit den Stabschefs darüber, wie lange ihre Rückkehr ins Vereinigte Königreich verzögert werden dürfe. Das endete unglücklicherweise damit, dass ein starrer Termin für den Start der Operation festgesetzt werden musste. Damit die Landfahr-

zeuge Ende Februar zur Rückkehr nach England bereit sein konnten, durfte die Landung bei Anzio nicht später als am 30. Januar stattfinden. Und wegen des Mondlichts und anderer Faktoren wurde der 22. Januar zum geeignetsten Datum.

Der Anzio-Plan war einfach. Eine anglo-amerikanische Streitmacht von zwei Divisionen würde landen und in Richtung auf die Albanerberge vordringen – 25 Kilometer im Binnenland und 25 Kilometer von Rom entfernt. Diese Bergmasse beherrscht die beiden Hauptstrassen – die Fernverkehrsstrassen Sechs und Sieben – die die deutsche Hauptkampflinie versorgten. Man hoffte, dass die Landung in seinem Rücken und die Bedrohung seiner Hauptnachschublinien Kesselring veranlassen würden, Streitkräfte von der Cassino-Front abzuziehen und in den Brückenkopf zu werfen. Damit würde dann dem Gros der Fünften Armee die Aufgabe erleichtert, bei Cassino durchzubrechen und sich mit den Landungstruppen zu vereinigen. Der volle Plan sah vor, dass die Fünfte Armee eine Reihe von Angriffen gegen die Hauptfront bei Cassino führen sollte, und zwar unmittelbar vor der Landung bei Anzio.

Das bedeutete, dass die überanstrengte und erschöpfte Fünfte Armee, die die Strassenbiegung erst am 15. Januar erreichen und Monte Trocchio besetzen konnte, ihre Offensive ohne eine Rast oder auch nur eine Atempause wiederaufnehmen musste, ohne Zeit für eine Neuaufstellung, ja selbst ohne das bisschen Zeit, das erforderlich gewesen wäre, um ihre neuen Operationen einigermaßen gründlich zu planen. Mr. Churchills Weihnachtskonferenz sollte Auswirkungen haben, die alles andere waren als festlich.

7

Es traf sich unglücklich, dass die Generale Eisenhower und Montgomery während der Ausarbeitung dieser Pläne zur Wiederbelebung des Italienfeldzuges nach England zurückgerufen wurden, um dort ihr neues Kommando für die Normandie-Invasion anzutreten. Das erweckte den Eindruck, dass Italien mehr denn je ein Schlachtfeld von sekundärer Be-

deutung war. Die Armee im Allgemeinen – jedenfalls das britische Element – spürte vermutlich den Verlust Montgomerys noch wesentlich stärker als den des anderen Generals.

In der Regel interessiert sich die Truppe nicht sonderlich dafür, welcher General nun gerade der oberste Befehlshaber ist. Montgomery bildete eine Ausnahme. Die Achte Armee – und zwar die alten Wüstendivisionen ebenso wie die Einheiten, die von der Ersten Armee zu ihr gestossen waren – empfand intensiv die Abwesenheit Montgomerys.

Wie alle Männer, die Individualisten und dabei noch erfolgreich sind, hatte auch Montgomery nie Mangel an Kritikern. Man wird sie selten unter denjenigen finden, die unter ihm gedient haben, sei es als Unteroffizier oder als Divisionsgeneral. Seine Ausstrahlung erklärte sich aus zwei Qualitäten, wobei die eine professioneller, die andere persönlicher Natur war. In professioneller Hinsicht hatte er die seltene Gabe, das Geschäft des Krieges vereinfachen zu können. Zu einer Zeit, als Operationsbefehle dazu neigten, zu grossen, wortreichen Dossiers im Aktenbogenformat anzuschwellen, vollgestopft mit administrativen Einzelheiten, zog Montgomery die direkte Lagebesprechung vor. Er instruierte persönlich so viele Offiziere wie möglich. Er berief eine Konferenz aller Beteiligten bis hinab zum Bataillonskommandeur einschliesslich ein und sagte dann praktisch: «Alles, was wir zu tun haben, ist dies, das und jenes.» Wenn die Bataillonskommandeure dann zu ihren Einheiten zurückkehrten, herrschte bei ihnen völlige Klarheit darüber, was geschehen sollte und was sie persönlich zu tun haben würden. Sie wiederholten ihren eigenen Offizieren dann alles, was sie erfahren hatten – und oft genug liessen die Kommandeure ihr ganzes Bataillon antreten und instruierten alle ihre Männer zusammen. Das hatte zur Folge, dass eine Montgomery-Operation stets damit begann, dass jedermann wusste, was geschehen würde, warum es geschehen müsse, wie es geschehen solle und was seine eigene Rolle dabei sein würde. Montgomery hasste schriftliche Befehle. Er zog es vor, die Aufgabe auf das Wesentliche zu reduzieren und sie dann selbst zu erläutern. Die kleinen Regietricks, unter denen sich diese Besprechungen vollzogen («Wir machen jetzt eine Pause von zwei Minu-

ten fürs Husten. Danach wird nicht mehr gehustet.») waren unwesentliche Begleiterscheinungen. Worauf es ankam, war die Tatsache, dass die Soldaten im Allgemeinen in völliger Klarheit darüber, was geschehen würde, in eine Montgomery-Operation eintraten. Das ist im Kriege eine keineswegs allgemeine Erscheinung.

Der persönliche Aspekt der Durchschlagskraft Montgomerys war seine Fähigkeit, die Menschen mit Zuversicht und Vertrauen zu erfüllen. Die Regietricks waren ein Teil davon, aber sie waren nur eine äusserliche Manifestation. Die schlichte Tatsache ist, dass seine Anwesenheit sofort Vertrauen einflösste, und zwar auf jeder Ebene. Eine persönliche Mystik hüllte ihn ein. Montgomery brauchte während einer Krise in der Schlacht nur an der Front zu erscheinen, und jeder, der ihn sah, hatte sofort das Gefühl, dass alles in Ordnung gehen würde; dies war Montgomerys höchste Begabung. Interessant dabei ist, dass es nicht nur für die einfachen Soldaten galt, sondern auch für Generale. Jeder, der es einmal gesehen hat, wird bezeugen, dass sofort die Stimmung stieg, wenn der offene Wagen erschien mit dem General darin, der winkte und strahlte wie ein Double bei einer Generalprobe für einen königlichen Umzug. Es war nicht nur deshalb, weil er manchmal den zunächst stehenden Soldaten Zigaretten zuwarf.

Der Kommandeur einer berühmten Division hat mir erzählt, wie Montgomery einmal im kritischen Augenblick einer Schlacht in seinem Hauptquartier erschien, sich eine Weile mit ihm unterhielt und dann beiläufig erwähnte, dass er eine bestimmte Panzerbrigade hatte vorrücken lassen. «Ich dachte, dass Sie sie brauchen könnten.» Die Pointe dabei ist, dass der Divisionskommandeur keine Ahnung davon hatte, dass sich diese Panzerbrigade zu der Zeit überhaupt im Lande befand. Das eine, was er in dem Augenblick dringend brauchte, waren ein paar Tanks, und bis zu diesem Augenblick hatte er nicht die leiseste Ahnung davon gehabt, woher er welche nehmen sollte. Hinter diesem Vorfall stand das harte, richtige Urteil eines Armeekommandeurs, der genau wusste, was wo und wann benötigt wurde. «Bei Montgomery», sagte dieser Divisionskommandeur zu mir, «wusste man immer, dass er im psychologisch richtigen Augenblick wie ein Zauberünstler

etwas aus dem Zylinder hervorziehen würde, wenn es sein musste, auch eine Panzerbrigade.»

Seine persönliche Ausstrahlung ist um so merkwürdiger, weil ihm äusserlich alle Attribute fehlten, die man von einem populären General erwarten würde. Ihm fehlte völlig der draufgängerische Glanz, der zum Beispiel Rommel charakterisierte. Hager, mit scharfen Gesichtszügen und einer hohen, schnarrenden, unschönen Stimme, streng und herb in Manier und Geschmack, asketisch, das sind nicht die Qualitäten, die man im Allgemeinen mit populären Truppenführern assoziiert. Es wurde allgemein angenommen, dass Churchill, dessen Persönlichkeit die genaue Antithese zu Montgomery war, ihn nicht leiden konnte. Der Archetypus der unzähligen Churchill-Montgomery-Anekdoten dürfte diejenige sein, in der Montgomery gesagt haben soll: «Ich rauche nicht, ich trinke nicht, ich treibe regelmässig Sport und ich bin hundertprozentig fit.» Worauf Churchill angeblich erwidert haben soll: «Ich rauche zuviel, ich trinke zuviel, ich treibe keinen Sport und ich bin dreihundertprozentig fit.» Aber dieser merkwürdige, scharfgesichtige, trockene, asketische Mann mit der unschönen, schnarrenden Stimme und keiner der Eigenschaften, die gewöhnlich einen Mann anderen Männern ans Herz wachsen lassen, flösste mehr als irgendein anderer General des Krieges (ausgenommen vielleicht Rommel) jedem, der unter ihm diente, von den Generalen abwärts, durch sein blosses Erscheinen das Gefühl ein: «Es wird alles in Ordnung gehen.» Er war eine Art Genie.

Den Armeen im Allgemeinen war Eisenhower aus offensichtlichen Gründen weniger vertraut, eine ferne Vatergestalt. Die Ebene, auf der seine Berufung zu neuen Pflichten spürbar wurde, war die der höheren Schichten des Stabes. Eisenhowers Grösse war nicht die eines Feldkommandanten, sondern die eines präsidierenden Chefs an der Spitze eines ungeheuren alliierten Unternehmens.

Die amerikanische aktive Armee zwischen den beiden Weltkriegen war kein natürlicher Brutplatz für Feldkommandeure, und Eisenhower hatte nie etwas Höheres kommandiert als ein Artillerieregiment zu Friedenszeiten. Sein Talent lag von Anfang an auf dem Gebiete der Stabsarbeit, und er hatte

den grössten Teil seiner Karriere in Stäben zugebracht. Es kann wenig Zweifel daran bestehen, dass sein grosser Beitrag zur siegreichen Beendigung des zweiten Weltkrieges nicht seine Tätigkeit als Truppenführer, sondern vielmehr sein aussergewöhnliches Talent in der Schaffung eines harmonischen Bündnisses zwischen den amerikanischen und britischen Streitkräften war. Bekanntlich ist das Führen eines Bündnisses einer der schwierigeren Aspekte der Kriegsführung. Eisenhower war der geborene Präsident. Als «Präsident», zunächst der mittelmeeerischen Allianz und dann derjenigen, die die Invasion in Nordwest-Europa unternahm, war er gross genug, um den Vorsitz zu übernehmen, die höchste Verantwortung zu tragen und das Gewinnen von Schlachten den Feldkommandeuren zu überlassen. Im Feuerofen des zweiten Weltkrieges entwickelte sich die anglo-amerikanische Einheit vom schönen Traum zur gehärteten Realität. Die Geschichte wird sich des Generals Eisenhower erinnern als eines der wichtigsten Instrumente dieser Mutation.

Sein Nachfolger als Oberbefehlshaber für das Mittelmeer wurde General Sir Henry Maitland Wilson, und mit der Ankunft Wilsons in Algier sank dieser Posten mehr denn je in politische und administrative Ferne zurück. In praktischer Hinsicht unterstand der Krieg in Italien jetzt vollständig der Leitung durch General Alexander.

Alexander war gut geeignet für eine Aufgabe, die immer schwieriger wurde, je mehr Zeit verging. Er war nicht nur ein hervorragender Soldat, sondern er war auch ein Mann von Kultur, ausgestattet mit der nötigen Phantasie und der diplomatischen Begabung, die erforderlich ist, wenn man eine ständig internationaler werdende Streitmacht leiten will – zu seinen Truppen gehörten jetzt amerikanische, britische, neuseeländische, kanadische, indische, polnische und französische Divisionen. Alexander war vom Scheitel bis zur Sohle ein professioneller Soldat. Wenn er eine Einheit an der Front besuchte, dann geschah das weder, um mit den Offizieren Tee zu trinken, noch um den Soldaten eine Durchhalte-Ansprache zu halten. Es war eine streng sachliche Angelegenheit. Er bat dann, ihn in die vordersten Stellungen zu führen, und dort interessierte er sich für so grundlegende Angelegen-

heiten wie Feuerlinien, die Verteilung der Maschinengewehre, die Anlage der Gräben, den Ort der Reservemunition. General Truscott, ein amerikanischer Kommandeur, der einen grossen persönlichen Erfolg im Brückenkopf von Anzio erzielen sollte, erzählt, wie Alexander einmal den Brückenkopf besuchte und darum bat, an die Front geführt zu werden. Truscott gab ihm einen seiner Divisionskommandeure, Brigadegeneral O'Daniels, zum Führer, und ganz privat befahl er O'Daniels, den Oberbefehlshaber nirgendwohin zu führen, wo es gefährlich war. Einige Zeit später traf eine Klage von einer vorgeschobenen Einheit bei Truscott ein: «Wenn General O'Daniels und der Knabe mit dem roten Hut unbedingt beweisen müssen, wie tapfer sie sind, könnten sie es dann nicht bitte irgendwo anders tun?» Ihre Ankunft hatte die Aufmerksamkeit feindlicher Kanoniere erregt, die das Gebiet sofort reichlich mit Granaten bepflasterten.

Bei seiner Rückkehr hielt Truscott dem General O'Daniels eine Standpauke, weil er Alexander zu weit nach vorn geführt habe. O'Daniels erwiderte: «Haben Sie schon mal versucht, einem Heeresgruppenkommandeur Befehle zu erteilen?»

Alexander wurde im Allgemeinen mit höchstem Respekt, mit Bewunderung und Zuneigung nicht nur von seinen eigenen Landsleuten betrachtet, sondern von jeder der diversen Nationalitäten, die seinem Kommando unterstanden. Er war die Verkörperung alles dessen, was am englischen Charakter am meisten bewundert wird. Ohne Zweifel war er der britische General, den die Amerikaner am besten leiden konnten, und das ohne Einschränkung. Seine Scheu vor allem, was nur entfernt nach Regie und grossem Auftritt aussehen konnte, wirkte manchmal wie eine fast absichtliche Abkehr von den Methoden seines begabten, aber manchmal allzu theaterwirksamen Untergebenen Montgomery. Aber die Berufsmässigkeit und die Bescheidenheit, die er stets an den Tag legte, konnten seinen persönlichen Charme nicht verbergen. Ihm war ein gewisser Glanz zu eigen, der um so eindrucksvoller war, weil er von dem Manne selbst herührte, und nicht so sehr von einem Gefühl der Leistung.

Die problematische Gestalt des Italienischen Feldzuges war

der Kommandeur der Fünften Armee, General Mark W. Clark. Mark Clark war die Antithese zu Alexander. Ein gut aussehender, forscher Amerikaner, dessen Erscheinung an Filmstars jener Sorte denken lässt, die in Wildwestfilmen brillieren. Ein Zehngallonenhut hätte ihm blendend gestanden. Obwohl er eitel war, verfügte er über einen beträchtlichen Charme, und Eisenhower scheint viel von ihm gehalten zu haben. Er war aggressiv entschlossen, dass die Fünfte Armee, sein erstes Feldkommando, sich glänzend bewähren sollte, und er war ebenso fest entschlossen, diese Tatsache der ganzen Welt bekanntzugeben. Es ist gut, wenn ein Armeekommandeur diese Einstellung hat. Leider aber bestand er ebenso fest darauf, dass seine eigene Verbindung zur Fünften Armee niemals übersehen wurde. Es war ein Standardwitz der Kriegsberichterstatter, dass Clark die Ausstattung aller Berichte mit der vollständigen Angabezeile «Generalleutnant Mark W. Clarks Fünfte Armee» verlangte. Ein amerikanischer Korrespondent hat berichtet, dass einmal eine wichtige Meldung mehrere Stunden verzögert wurde, weil sie ihm zurückgegeben wurde mit dem Auftrag, sie zu vervollständigen. Er hatte die Sünde begangen, sie lediglich mit dem Vermerk «bei der Fünften Armee» zu versehen.

Clarks Landsmann, General Truscott, hatte dies zu sagen: «Wenn Clark meinen Befehlsstand besuchte, erschien er gewöhnlich mit einem Gefolge, dem auch Korrespondenten und Photographen angehörten ... Sein Streben nach persönlicher Publicity war seine grösste Schwäche. Ich habe manchmal gedacht, dass es ihn vielleicht daran gehindert hat, jenes Fingerspitzengefühl für eine Schlacht zu erlangen, das alle Schlachtenführer der ersten Garnitur auszeichnet. Dabei schien gründliche Publicity auf Patton und Montgomery diese Wirkung nicht zu haben.»

Zu den Mängeln Clarks mag ein gewisser Minderwertigkeitskomplex gehört haben, der bei ihm durch die grössere Erfahrung seiner britischen Vorgesetzten und Untergebenen ausgelöst wurde. Wenn er in seinen eigenen Memoiren Alexander, Montgomery, Freyberg und andere britische Generale erwähnt, dann geschieht das oft mit einem seltsamen Unterton. Er hatte eine undankbare Aufgabe in Italien. Aber er

erleichterte sie sich und anderen nicht, wenn er manchmal den Anschein erweckte, als widme er sich ihr in einer Geistesverfassung, die einem übereifrigen Kapitän einer Schul-Fussballmannschaft besser angestanden hätte.

Auf der deutschen Seite war Feldmarschall Kesselring, Oberkommandierender der Zehnten und Vierzehnten Armee, wie Alexander ein professioneller Soldat ersten Ranges. Er stand in dem Rufe, ein harter Arbeiter zu sein, ein Mann von schlichter Lebensweise, ein Mann, der auf alles Theatralische verzichtete. Er soll bei Mannschaften und Offizieren gleichermaßen beliebt gewesen sein. Der andere Kommandeur, der in den bevorstehenden Cassino-Schlachten eine grosse Rolle spielen sollte, war General von Senger und Etterlin, der das Vierzehnte Panzerkorps befehligte – die Einheit, der die Verteidigung der Gustav-Linie im Abschnitt Cassino oblag. Der Krieg in Italien war reich an Ironie – nicht der geringste ironische Zug bestand in der Wahl von Senger zum Verteidiger von Cassino. Er war ein früherer Student der Rhodes-Stiftung und hatte an der Universität Oxford promoviert, die bekannten anti-nationalsozialistischen Gefühle dieses anglophilen Offiziers führten später dazu, dass sein Beitrag zur Verteidigung Cassinos von offizieller deutscher Seite kaum erwähnt und als denkbar belanglos hingestellt wurde. Das alles aber wurde noch übertroffen von der Tatsache, dass in dieser Schlacht, in die die Benediktinerabtei von Monte Cassino auf so tragische Weise verwickelt werden sollte, der Verteidiger, von Senger, Laienmitglied des Benediktinerordens war und ist.

Das waren die Männer, die sich im Januar 1944 zu beiden Seiten des Rapidotales gegenüberstanden. Im Cassinoabschnitt, der einige sechzehn Kilometer breit war, hatten die Deutschen fünf Divisionen in der Linie, drei weitere in naher Reserve; die Alliierten hatten sieben und zwei weitere, die bereitstanden, um sich nach Anzio einzuschiffen.

In jenen Weihnachtstagen und -nächten, in denen die Deutschen letzte Hand an eine Winterlinie anlegten, die als unbewegliches Objekt gedacht war, und in denen die Fünfte Armee sich darauf vorbereitete, eine, wie sie hoffte, unwiderstehliche Streitmacht in Bewegung zu setzen, gab es eine andere Gruppe von Männern, die auf das engste und furchtbarste von dem drohend bevorstehenden Zusammenprall betroffen war: die Benediktinergemeinschaft von Monte Cassino.

Seit Wochen waren nun schon deutsche Soldaten in der Nachbarschaft. Die Mönche hatten sich daran gewöhnt, dass sie da waren. Aber während sie ihre fromme Lebensweise in der Abgeschiedenheit der Bergspitze und der geheiligten Weite der grossen Abtei führten, hatten sie in ihren Gedanken sich selbst kaum mit den militärischen Ereignissen in Verbindung gebracht. Ein Krieg war im Gange. Alliierte Armeen befanden sich im Vormarsch vom Gebiet um Neapel. Es war tragisch, aber es ging sie nichts an. Für diese Mönche gingen die Tage wie üblich dahin. Jeder Tag begann um fünf Uhr früh: er ging dann, meist in abgeklärtem Schweigen, weiter mit Gebeten, Studien und Gottesdiensten, bis hin zum Gregorianischen Vespergesang und zur Komplete. In den Tageslauf fügten sich drei frugale Mahlzeiten ein, die ebenfalls schweigend eingenommen wurden, begleitet nur von der Stimme des lateinischen Vorlesers. Spät abends endete der Tag mit Meditation. Von Männern, die dieses Leben führen, ist nicht zu erwarten, dass sie Umfang und Folgeschwere eines Krieges in ihrem ganzen Umfang sofort verstehen und in Beziehung setzen zu eigenen Erlebnissen und Erfahrungen. Die Weltabgeschiedenheit ihres Klosters, geheiligt durch eine Tradition von vierzehn Jahrhunderten, verlieh ihnen nicht nur eine geistige Abgeklärtheit der Alltagswelt gegenüber, sondern wegen der ungewöhnlichen Lage ihrer Heimstatt auch eine physische Abgetrenntheit. Die Aktualität dessen, was in Italien zu dieser Zeit geschah, musste ganz und gar jenseits ihres Lebenskreises liegen.

Es bedeutete deshalb einen schweren Schock, als die frommen und gelehrten Männer, die meisten von ihnen schon älter

an Jahren, am 14. Oktober 1943 plötzlich der Möglichkeit gegenübergestellt wurden, persönlich in den Krieg verwickelt zu werden; dass ihre Abgeschlossenheit von den Ereignissen, die sie als selbstverständlich betrachtet hatten, gefährdet war.

Die Fünfte Armee war über achtzig Kilometer entfernt. Sie kämpfte in der Gegend von Capua. Noch war das Herbstwetter angenehm. Noch war die deutsche Garnison im Gebiet von Cassino unbeträchtlich an Zahl, und noch hatte sie sich nicht auf das Leben von Monte Cassino ausgewirkt. Dann, am Morgen des 14., hatte das Kloster zwei Besucher: Oberstleutnant Schlegel und Hauptmann Becker, einen Arzt, beide von der Panzerdivision Hermann Göring. Sie erklärten, sie kämen im Auftrage ihres Divisionskommandeurs mit geheimer Billigung durch den italienischen Erziehungsminister, und sie verbrachten den ganzen Tag hinter verriegelter Tür mit Abt Diamare, einem alten Mann von achtzig Jahren, während die Mönche sich angstvoll fragten, was das wohl alles zu bedeuten habe.

Schlegel sagte, er sei gekommen, um den Abt zu informieren, dass Monte Cassino in naher Zukunft unmittelbar von den Kampfhandlungen betroffen werden würde. Die Deutschen wünschten deshalb, alle transportablen Kunstwerke, Archive, Manuskripte und Bücher an einen sicheren Ort zu bringen. Schlegel, ein österreichischer Katholik, der tiefes Mitgefühl mit der Situation des Klosters an den Tag legte, machte einen guten Eindruck auf die Mönche, die später seine Höflichkeit und seinen Takt dankbar hervorhoben. Wie er selbst inzwischen erklärt hat, konnte er aus Gründen der militärischen Sicherheit nicht rückhaltlos offen sein und dem Abt verraten, dass die deutsche Hauptkampflinie genau über den Klosterberg führen werde. Ohne das ausdrücklich zu sagen, tat er auf diesem ersten Besuch alles, um den Abt davon zu überzeugen, dass es wirklich am besten sei, wenn die Schätze von Monte Cassino abtransportiert würden.

Abt Diamare reagierte darauf mit Trauer und Bestürzung. Er konnte nicht verstehen, warum das Kloster in Gefahr sein solle. Es war undenkbar, dass er sich auch nur von einem Teil der Schätze trennen sollte, die seiner Obhut anvertraut waren, oder von irgendwelchem anderen Klosterbesitz. Diese

Reaktion war verständlich, wenn man alle Umstände in Betracht zieht, und er teilte das in sehr bestimmten Ausdrücken der Mönchsgemeinde mit, als er sie noch am selben Abend zusammenrief, um bekanntzugeben, was die Deutschen ihm vorgeschlagen hatten.

Schlegel gab den Mönchen zwei Tage Zeit, um es sich zu überlegen. Dann, am 16., besuchte er zusammen mit Becker erneut Monte Cassino. Diesmal traten sie entschiedener auf, und sie hatten schon detaillierte Pläne bei der Hand. Binnen weniger Tage, sagten sie, würde sich die Abtei mitten in einer Linie wiederfinden, an der die Deutschen sich im bevorstehenden Winter festsetzen wollten. «Wie Santa Clara in Neapel und San Lorenzo in Rom», sagte Becker zu einem Mönch, «wird Ihre Abtei in Mitleidenschaft gezogen werden. Das ist traurig für Ihr Kloster, das so schön und von so hoher Bedeutung ist. Mais, c'est la guerre. Der Befehl lautet, sie nicht weiterzulassen als bis hierher. Rome, ils ne l'auront pas jamais!»

Wieder sagte der Abt, er wolle davon nichts hören. Die Archive und gewisse andere Kostbarkeiten seien Eigentum der italienischen Regierung. Vor einem Jahrhundert sei eine Inventur gemacht worden, und seither seien die Schätze unter staatlichem Siegel den Äbten von Monte Cassino anvertraut. Er könne dieses Vertrauen nicht brechen. Was die unschätzbare wertvollen Manuskripte und die berühmte Bibliothek anbeträfe – die seien Eigentum von Monte Cassino. Nicht im Traum würde es ihm einfallen, zu dulden, dass irgendetwas davon, das Kloster verlässt.

Die Auseinandersetzung dauerte sehr lange, und als die Deutschen immer hartnäckiger wurden, klammerte sich der Abt verzweifelt an jeden Einwand, der ihm einfallen wollte. Schliesslich erklärte er in seiner Not, dass eine Räumung des Klosters ja praktisch überhaupt nicht durchführbar sei. Es sei ganz unmöglich, diese Gegenstände angemessen zu verpacken. Es würde sehr lange dauern, und man würde eine grosse Menge Spezial-Verpackungsmaterial benötigen, das eben einfach nicht vorhanden sei. Aber er hatte nicht mit der deutschen Gründlichkeit gerechnet.

Noch am selben Nachmittag trafen die ersten Wehrmachts-

lastwagen ein. Soldaten sprangen herab und begannen, grosse Mengen von fertig zugeschnittenen Kistenbrettern und anderem Packmaterial abzuladen. Während Schlegel dem Abt versicherte, dass die deutsche Wehrmacht die uneingeschränkte Verantwortung für den Transport übernehme, dass die Gegenstände an einen sicheren Ort geschafft und zu gegebener Zeit der italienischen Regierung übergeben werden sollten, wurden die Schätze von Monte Casino von seinen Soldaten methodisch und mit Sachverstand in Kisten verpackt. Die erste Lastwagenladung trat am nächsten Tag die Reise an, zwei weitere Lastwagen gingen zwei Tage später in Richtung Rom ab. Jeder Lastwagen wurde von zwei Mönchen begleitet. In den nächsten zehn Tagen verliessen immer neue Lastwagen Monte Cassino, im Allgemeinen begleitet von Mönchen oder Nonnen aus der Nachbarschaft.

Eine amerikanische Nonne, die zu dieser Zeit in Rom arbeitete und später unter dem Pseudonym Jane Scrivener ein Tagebuch veröffentlichte, hatte dies über den 5. November zu sagen:

«Ein gewaltiger Propagandarummel wird jetzt um die Kunstschatze und die Archive von Monte Cassino entfacht. Die Deutschen behaupten, sie hätten sie an einem geheimen Ort in Sicherheit gebracht, und sie seien deshalb die Retter der Kultur usw. usw. Einige sagen, dieser geheime Ort sei Spoleto. Sie haben die meisten Mönche mit Personen- und Lastwagen nach Rom gebracht ...»

Alle Phasen der Räumung wurden ausführlich von deutschen Propagandakompanien gefilmt.

Schlegel muss sich in diesen Tagen seiner Aufgabe in guter Haltung entledigt haben. Den Mönchen scheint er bis zum Ende sympathisch gewesen zu sein. Einer der Mönche beschreibt die Trauer, mit der sie alle die Räumung beobachteten, und lobt dann den Oberstleutnant, der mit grossem Takt diese Arbeit geleistet habe. «Er brachte es sogar fertig», sagt der Mönch, «in einer Weise, die man energisch nennen darf, eine Gruppe von SS-Leuten aus dem Kloster zu verjagen, die

dorthin gekommen waren, um Menschen und Beute zu entführen.»

Anfangs wollten die Deutschen die Abtei vollständig räumen, aber später erklärten sie sich damit einverstanden, dass der Abt, fünf Mönche und eine kleine Gruppe von Hausbesorgern zurückblieben. Bevor er sich verabschiedete, erklärte Schlegel dem Abt, dass das Kloster selbst nicht als befestigter Punkt in die deutschen Verteidigungslinien einbezogen werde.

Immer, wenn Flüchtlinge aus Monte Cassino Rom erreichten, wurde ihnen ein herzliches Willkommen bereitet, und ihre Ankunft wurde stets von den deutschen Propagandakompanien getreulich gefilmt. Wenn er unter Tränen eine Gruppe seiner Mönche nach der anderen segnete, bevor sie die Lastwagen bestiegen und, wie sie sagten, ins Exil fuhren, erinnerte der Abt sie daran – und er sprach von diesen Dingen, als seien sie erst vorgestern geschehen –, dass dieses Exil nichts Aussergewöhnliches sei; schliesslich sei es nur das, was auch ihren Vorgängern im sechsten Jahrhundert wenige Jahre nach dem Tode des heiligen Benedikt widerfahren sei. Ihre Vorgänger seien nach einer Weile zurückgekehrt. Auch sie würden zurückkehren.

Das Amt für Archive, das Generaldirektorium für Altertümer und Schöne Künste, die Akademien und die Bibliotheken, Kronprinz Umberto und natürlich der Heilige Stuhl selbst sorgten sich alle um das Schicksal der wertvollen Frachten von Monte Cassino. Es war nur gut, dass sie sich darum kümmerten. Die Kisten wurden nach Spoleto gebracht, wo die Deutschen ein grosses Depot unterhielten, und man schien es nicht sehr eilig zu haben, diese Kisten zu übergeben, bis der Vatikan und die anderen offiziellen Stellen immer häufiger und mit immer grösserem Nachdruck zu mahnen begannen. Als die Übergabe einige Wochen später dann doch stattfand, fehlten mehrere Kisten. Ihr Inhalt wurde in den letzten Phasen des Krieges in *Deutschland* entdeckt und sichergestellt.

Miss Scrivener konnte am 10. Dezember in ihr Tagebuch eintragen:

«Es mag sonderbar sein, aber die Deutschen haben ihre prahlerische Ankündigung, sie würden die Schätze der Abtei von Monte Cassino retten, wahrgemacht. Es ist schwer, ihre Motive zu verstehen, nachdem sie doch die grosse Bibliothek in Neapel so sinnlos zerstört haben. Immerhin, hier sind die Schätze . . . Archive, Manuskripte, Bücher, Bilder, Stiche und illuminierte Messbücher ... Alles in allem etwa 100 000 Bände, nicht gerechnet die Manuskripte. Es war ein eindrucksvoller und malerischer Anblick, als die lange Reihe schwerbeladener Lastwagen das Tiberufer herabkam und unter den Zinnen der Engelsburg durch das Tor in den Hof der alten Festung einfuhr. Deutsche Beamte hielten ein, zwei Reden, irgendjemand erwiderte im Namen des Erziehungsministeriums, und die Übergabe war beendet. Diese kostbaren Dinge sollen, sobald sich eine passende Gelegenheit ergibt, in der Bibliothek des Vatikans untergebracht werden ...»

Auch die Photographen und die Männer vom Film waren da. «Ein gewaltiger Propagandarummel . . .»

Die Gruppe der Hausbesorger, die mit dem Abt zurückblieb, bestand aus fünf Mönchen, jüngeren Männern in den Dreissigerjahren, fünf Laienbrüdern, ebenfalls jung mit Ausnahme des einen, der ebenso wie der Abt selbst achtzig Jahre alt war; dem Priester, der Direktor des Diözesan-Verwaltungsbüros war; einigen wenigen Laien, die als Hausangestellte fungierten. Darüber hinaus erhielt der Abt Erlaubnis, eine Anzahl von Bauernfamilien aus der Umgegend aufzunehmen, die in den Klostergebäuden und den Wirtschaftsgebäuden wohnen durften. Alles in allem bildeten zu Anfang rund 150 Menschen diese neue Gemeinschaft, aber es dauerte nicht lange, und ihre Zahl begann zu wachsen, denn zahlreiche Flüchtlinge fanden den Weg zum Kloster.

Zur gleichen Zeit wurde die Evakuierung der Stadt Cassino abgeschlossen. Die paar tausend Cassinesen, die sich als Bürger von Cassino hartnäckig auf ihr Recht beriefen, in ihrer Heimatstadt zu bleiben, wurden von den Deutschen zur Abreise gezwungen. Von Anfang Dezember an waren der

Rapido, Cassino, der Klosterberg und die angrenzenden Höhen kein Fluss, keine Stadt, kein Sporn der Abruzzen mehr. Sie waren der Rohstoff einer Verschwörung zwischen Mensch und Natur, ein vollkommenes und undurchdringliches militärisches Verteidigungssystem zu schaffen.

Während der Abt und seine fünf Mönche versuchten, so gut es ging, ihren gewohnten Tageslauf beizubehalten – mit der zusätzlichen Bürde der Sorge für die Flüchtlinge – konnten sie das gedämpfte Echo ferner Explosionen hören. Häuser in Cassino wurden gesprengt und in Festungen verwandelt; Strassen wurden zerstört und unterirdische Bunker angelegt; die Wasserläufe wurden umgelenkt, um Überschwemmungen zu schaffen. In grösster Nähe an dem Berghang, auf dessen Gipfel ihre Abtei stand, konnten sie emsig tätige Arbeiter beobachten, die diesen Berg und die benachbarten Höhen befestigten.

In all dem, was sich jetzt zu einem Alptraum der Unwirklichkeit entwickelte, gab es einen kleinen Trost. Anfang Dezember erklärten die Deutschen dem Abt, dass sie, um ein so bedeutendes Denkmal vor den Verwüstungen des Krieges zu schützen rund um die Abtei eine neutrale Zone von 300 Meter Breite geschaffen hätten, die kein Angehöriger des militärischen Personals betreten dürfe. Um zu gewährleisten, dass diese Zone geräumt blieb, postierten sie eine Wache von drei Feldgendarmen vor dem Hauptportal, dem einzigen Eingang zum Kloster.

Aber Anfang Januar, als zum ersten Mal das Grollen alliierter Geschütze zu hören war, wurde diese neutrale Zone in aller Form abgeschafft. Die Deutschen machten jetzt Ernst. Die letzten Dörfer in der Umgebung wurden rücksichtslos evakuiert. Den Menschen, die im Kloster selbst und in der Nähe Zuflucht gefunden hatten, wurde barsch befohlen, sofort zu verschwinden. Welchen noblen Propaganda-Phantasien sich ihr Oberkommando auch hingeben mochte, aus dieser veränderten Haltung geht klar hervor, dass die örtlichen Kommandeure keineswegs sehr glücklich darüber waren, dass die Abtei zu einem neutralen Vakuum erklärt, der grosse Berg dagegen, auf dem sie stand, befestigt wurde. Die Abschaffung der neutralen Zone um das Kloster war die erste

Massnahme. Die zweite war der Befehl an den Abt, die Zivilflüchtlinge fortzuschicken. Das geschah, nachdem Erlaubnis eingeholt worden war, wenigstens drei Bauernfamilien dazubehalten, deren Angehörige sämtlich krank waren. Dann wurde vorgeschlagen, der Abt selbst und seine kleine Restgruppe sollten das Kloster verlassen. Sie weigerten sich. Die Deutschen erklärten ihnen, dass sie in diesem Falle die Verantwortung für ihre Sicherheit nicht übernehmen könnten.

Am 15. Januar begannen die ersten alliierten Granaten auf den Klosterberg zu fallen, und ein paar trafen die Klostergebäude, ohne grossen Schaden anzurichten.

Von diesem Zeitpunkt an war das Kloster von der Aussenwelt abgeschnitten. Es blieben dort jetzt nur noch der Abt und seine fünf Mönche, der Priester von der Verwaltung, die drei kranken Bauernfamilien und – als trauriger und fast grotesker Schlusspunkt – ein taubstummer Diener.

Aus den Tiefen ihres Glaubens schöpften der Abt und seine fünf Mönche in der düsteren Leere der grossen Abtei die Kraft, sich auf ein Unglück vorzubereiten, dessen ganzes Ausmass sie noch nicht einmal in den Anfängen begriffen hatten.

DIE ERSTE SCHLACHT

«Die erste Eigenschaft eines Soldaten ist Standhaftigkeit im Ertragen von Not und Strapazen; Tapferkeit ist erst die zweite. Armut, Not, Elend sind die Schule des guten Soldaten.»

NAPOLEON

I

Es muss betont und hervorgehoben werden, dass die erste Schlacht von Cassino keine vorbereitete Offensive gegen die Gustav-Linie war, sondern die hastige Wiederaufnahme eines erschöpfenden Vormarsches, der sich festgerannt hatte. Entkräftet von wochenlangen schweren Kämpfen, ernsten Verlusten und fürchterlichem Wetter, wurde ganz einfach Truppen, die dringend eine Ruhepause brauchten, befohlen, weiterzumachen. Ein Plan wurde aufgestellt, der auf dem Papier zwingend genug aussah. Aber es bleibt die Tatsache, dass der erste Angriff auf eines der stärksten Verteidigungssysteme des Krieges eine ad-hoc-Affäre war, hastig unternommen ohne eine auch nur annähernd ausreichende Vorbereitung.

Das war nicht die Schuld der örtlichen Kommandeure. Es war ausschliesslich zurückzuführen auf den durch die Landung von Anzio bestimmten Termin. Infolge des Mangels an Landungsfahrzeugen und der Pläne, nach denen die meisten der zur Verfügung stehenden Fahrzeuge in das Vereinigte Königreich zurückkehren mussten, hatte man Anzio auf den 22. Januar festsetzen müssen. Da die Operationen an der Hauptfront der Landung vorausgehen mussten und da der

Monte Trocchio erst am 15. Januar eingenommen werden konnte, ist leicht einzusehen, wie wenig Zeit den unglücklichen Divisionen der Fünften Armee blieb. Alles musste auf das Problem des Schiffstransports abgestellt werden. Der Anfang von Cassino war aus diesem Grunde lediglich eine Fortsetzung dessen, was nun schon seit Wochen im Gange war, und dieser Angriff wurde unternommen, um Anzio zu unterstützen. Anzio war der Star der Vorstellung, der grosse Geniestreich, der den Verlauf des Feldzuges ändern würde. Auf Armee-Ebene und darüber scheint niemand damit gerechnet zu haben, dass irgendwelche Schwierigkeiten damit verbunden sein könnten, an Cassino vorbei in das Tal des Liri hineinzumarschieren und sich ein paar Tage später in fröhlichem Triumph mit dem Brückenkopf zu vereinigen. Ein Resümee der Nachrichtenabteilung der Fünften Armee vom 16. Januar beurteilte die unmittelbaren Aussichten so:

«Seit einigen Tagen weisen immer deutlicher werdende Anzeichen darauf hin, dass die Stärke des Feindes an der Front der Fünften Armee infolge von Verlusten, Erschöpfung und möglicherweise eines Absinkens der Moral wesentlich nachlässt. Zweifellos ist einer der Gründe, die zu diesem Umstand geführt haben, in den kürzlichen, unausgesetzten alliierten Angriffen zu sehen. Daraus kann gefolgert werden, dass der Feind über keine frischen Reserven mehr verfügt, sondern nur noch über schwache und erschöpfte. Er dürfte sehr wahrscheinlich seine ganze Kraft benötigen, um seine organisierten Defensiv-Stellungen zu verteidigen.

Angeichts der obenerwähnten nachlassenden feindlichen Stärke dürfte es als zweifelhaft erscheinen, dass der Feind die organisierte Verteidigungslinie durch Cassino gegen einen koordinierten Armee-Angriff halten kann. Da dieser Angriff vor SHINGLE (Code-Bezeichnung für die Anzio-Landung) beginnen soll, wird es für wahrscheinlich gehalten, dass diese zusätzliche Bedrohung ihn veranlassen wird, sich aus seiner Verteidigungsstellung zurückzuziehen, sobald er die Grösse jener Operation erkannt hat.»

Es ist eine nur zu gut bekannte Tatsache, dass Stärke und Moral des Feindes Beobachtern im Armeehauptquartier oft schwächer erscheinen als dem Gruppenführer, der in aktiverer Berührung mit ihnen ist. Dennoch muss das oben zitierte Resümee des Nachrichtendienstes sicherlich einen ersten Preis verdienen als eines der verträumtesten Beispiele von militärischem Wunschdenken in diesem Kriege.

Als Folge der Weihnachtskonferenzen mit dem Premierminister hatte General Alexander der Fünften Armee befohlen, «kurz vor der Sturmlandung einen Vorstoss in Richtung auf Cassino und Frosinone zu führen, und zwar mit so grosser Wucht wie nur möglich, um feindliche Reserven in den Kampf zu ziehen, die sonst gegen die Landungsgruppen angesetzt würden, und dann einen Durchbruch durch die feindliche Front zu erzielen, der unter Ausnutzung aller Möglichkeiten die rasche Vereinigung mit der Landungsoperation herstellen soll».

General Clarks Plan zur Verwirklichung dieser Direktive war in vier Phasen gestaffelt. Am 17. Januar sollte das britische Zehnte Korps eine Überquerung des Garigliano in Küstennähe erzwingen und sich landeinwärts wenden, um das linke Vorfeld des Libri-Tales zu gefährden. Am 20. sollte das amerikanische Zweite Korps acht Kilometer südlich von Cassino eine Überquerung des Rapido erzwingen und direkt in das Liri-Tal einbrechen. Gleichzeitig sollte das Freifranzösische Expeditionskorps eine bereits im Gange befindliche Umfassungsbewegung durch die Berge an der rechten Flanke weiterführen, die mit dem britischen Angriff an der äussersten linken Flanke korrespondierte. Zwei Tage später, am 22., würde dann das amerikanische Sechste Korps (die 1. Britische und 3. Amerikanische Division) etwa 56 Kilometer südlich von Rom am Strande von Anzio landen. Anzio sollte die Trumpfkarte sein; die anderen Operationen waren nur die Mittel zur Ermöglichung des Anzio-Projektes. Ihr Zweck war es, die Deutschen voll zu beschäftigen und ihre Reserven an die Hauptfront nach Cassino zu ziehen.

In der Praxis erzielten dann die Briten am linken und die Franzosen am rechten Flügel begrenzte Erfolge, aber keines

der beiden Korps war in der Lage, den Angriff gegen die feindlichen Flanken entscheidend weiterzuführen. Der Schlüssel zu der ganzen Operation war jedoch das Geschehen im Zentrum, wo die Amerikaner nach erzwungener Überquerung des Rapido in das Liri-Tal hinein vorstossen und eine Verbindung mit dem Brückenkopf herstellen sollten.

Die Schlacht von Cassino begann deshalb in der Nacht des 17. Januar, als die Briten vorbereitend den Garigliano überquerten; die Hauptschlacht setzte ein, als die 36. (Texas) Division der Armee der Vereinigten Staaten durch überschwemmte und dicht an dicht mit Minen verseuchte Wiesen auf den Rapido zuwatete, hinein in eine Katastrophe, die zwei Tage und zwei Nächte dauerte und die ein amerikanischer Kriegsberichterstatter später vielleicht ein wenig zu gefühlsbetont «das furchtbarste Verhängnis für amerikanische Waffen seit Pearl Harbour» nannte.

Die sogenannte kriegsmässige Flussüberquerung unter Beschuss entbehrt nicht eines tragikomischen Elements. Es hat immer etwas Groteskes, wenn nicht gar Mitleiderregendes, wenn Landsoldaten mit Booten umgehen. Selbst wenn das unter den günstigsten Bedingungen und bei Tage geschieht, muss man mit beträchtlicher Verwirrung und grossen Schwierigkeiten rechnen. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich auszumalen, wie es sein muss, wenn kleine Boote zu Wasser gelassen und bemannt werden müssen von Laien, die nicht nur von ihren Marschstiefeln und der schweren Ausrüstung des Infanteristen behindert werden, sondern die sich ausserdem im Dunkel der Nacht und in schwerem feindlichem Feuer zurechtfinden müssen. Ein Infanterie-Nachtangriff ist schwierig genug, auch wenn das letzte Stück der Reise nicht in Booten zurückgelegt werden muss; noch dazu, wenn die Angreifer ihre Boote vorher selbst zum Fluss hinabtragen müssen.

Die Boote selbst waren keine grosse Hilfe. Sie mussten eine Reihe von Bedingungen erfüllen. Man musste sie Zusammenlegen können, damit sie in ausreichender Zahl auf Lastwagen transportiert werden konnten; sie mussten leicht genug sein, damit die Männer, die in ihnen den Fluss überqueren sollten,

sie zum Wasser hinabtragen konnten; und sie mussten stark genug sein, um die schwere Last von sechs oder sieben Mann mitsamt ihren Waffen und ihrer Ausrüstung tragen zu können. Der Kompromiss, der aus diesen Bedingungen resultierte, war ein unansehnliches Fahrzeug mit flachem Boden, mit dem man sich normalerweise kaum bei Tage auf einen Mühlen-
teich gewagt hätte und das gewiss keine ideale Last war für die Männer, die diese unglückseligen Boote auf ihren Schul-
tern durch die Dunkelheit – ganz zu schweigen von den
Minenfeldern – schleppen und sie fachgerecht zu Wasser las-
sen mussten, während sie von Artillerie, Granatwerfern und
Maschinengewehren beschossen wurden.

Ausser diesen Sturmbooten aus Zeltleinwand und Holz wurden auch Schlauchboote aus Gummi verwendet, die aber in der Hand ungeübter Ruderer der starken Strömung voll-
ends preisgegeben und noch gefährdeter waren als die höl-
zernen Boote.

Die Organisation einer Flussüberquerung schwankte im Detail in den verschiedenen Einheiten; die einzelnen Divi-
sionen versuchten fortwährend, Wege zu finden, die die Schwierigkeiten verringern würden; aber die grundlegenden
Prinzipien waren notwendigerweise immer die gleichen. Zu-
nächst mussten die Boote von Lastwagen in so weit wie mög-
lich vorgeschobene Bereitschaftsstellungen gebracht werden,
die aber noch frei von Feindeinsicht sein mussten, damit das
Unternehmen nicht vorzeitig verraten wurde. Wenn das Vor-
feld des Flusses wie im Fall des Rapido sehr flach und offen
ist, muss diese Bereitschaftstellung in einiger Entfernung vom
Fluss liegen. In den Nächten vor der Operation müssen die
Wege zum Fluss gründlich erkundet, die Übersetzstellen aus-
gewählt und die besten Wege dorthin festgestellt werden;
diese Wege müssen von Minen gesäubert und mit weissem
Band gekennzeichnet werden, damit die Soldaten sie im
Dunkeln finden. Ortskundige Führer müssen sich gründlich
mit diesen Wegen und Überquerungsstellen vertraut machen,
so dass die Angriffstruppen sich ganz darauf konzentrieren
können, in möglichst kurzer Zeit mit ihren Booten an den
Fluss zu gelangen.

Wenn alles das in mehreren Nächten mit peinlicher Sorg-

falt getan wurde, waren die Schwierigkeiten immer noch ungeheuer gross. Feindliche Stosstrupps konnten über den Fluss schlüpfen und neue Minen legen. Artilleriefeuer konnte die gekennzeichneten Wege umpflügen und die weissen Bänder zerfetzen. Und dann ist es nicht leicht, ausser Waffen und Ausrüstung schwere und unhandliche Boote bei Nacht über schlüpfrige Wege zu schleppen – wobei Totenstille herrschen muss.

Taktisch war es notwendig, die Überquerung in normalen Schlachtformationen durchzuführen, so dass die Einheiten beim Verlassen der Boote so geordnet waren, als seien sie auf dem Landwege gekommen. Dazu gehörten ein hoher Grad von Disziplin, Erfahrung, Team-Arbeit, praktischer Übung und raschem Denken. Kein Soldat wird bestreiten, dass die nächtliche Überquerung eines undurchschreitbaren Flusses gegen starke Verteidigungsanlagen so ungefähr das Unangenehmste ist, was man überhaupt von der Infanterie verlangen kann. Nur erfahrenste Einheiten dürfen die leiseste Hoffnung haben, eine derartige Operation erfolgreich durchführen zu können; auch diese Einheiten aber müssen unmittelbar vor dem Angriff rigorose Übungen in der Flussüberquerung durchführen.

Das war die Aufgabe, die am 20. Januar der 36. (Texas) Division gestellt wurde. Dies war der Hauptstoss, der an Cassino vorbeiführen und in Abstimmung mit der Anzio-Landung in das Liri-Tal brechen sollte.

Paradoxerweise ist es leichter, eine Operation dieser Art über einen breiten Fluss zu führen. Wenn der Fluss breit ist, kann die verwundbare Periode, in der die Boote zu Wasser gelassen werden, in grösserer Entfernung vom Feinde stattfinden. Die Breite des Flusses gestattet es dann der Artillerie des Angreifers, das feindliche Ufer während dieser Periode und sogar noch während eines Teils der eigentlichen Überquerung unter schweres Feuer zu nehmen. Ausserdem wird es für den Feind schwieriger sein, die Vorgänge am anderen Ufer richtig zu deuten und präzise zu lokalisieren. Die Bereitschaftsstellung der Boote kann viel näher am Fluss liegen. Die Überquerung des Rheins zum Beispiel wurde erleichtert durch die Breite des Flusses, die einen Maximai-Einsatz von

Artillerie sowie den Einsatz gepanzerter Amphibienfahrzeuge und Raketengeschütze einer Art ermöglichte, die zu dieser Zeit in Italien nicht einmal zur Verfügung stand. Aus genau entgegengesetztem Grund war der Rapido äusserst schwierig.

Er ist nur achtzehn Meter breit. Ja, der autofahrende Tourist, der ihn an der Stelle überquert, an der er Cassino streift, wird sich verwundert fragen, ob das tatsächlich der Fluss sein soll, um den damals im Krieg so viel Aufhebens gemacht wurde.

Der Rapido bot dreifache Schwierigkeiten. Obwohl schmal, war er fast drei Meter tief; er hatte eine Strömung von 13 km/st; in diesem Abschnitt hat er fast überall senkrechte Ufer von sechzig bis neunzig Zentimeter über dem Wasserspiegel – ein zusätzliches Hindernis für den, der hier Boote zu Wasser lassen will.

Die für die Überquerung gewählten Punkte befanden sich nördlich und südlich von S. Angelo, einem Dorf, das auf einer Bodenerhöhung von zwölf Metern erbaut ist. Diese Höhe beherrschte die beiden Flussabschnitte, an denen die Überquerung stattfinden sollte. Die feindlichen Stellungen waren hier ebenso wie in Cassino wochenlang ausgebaut worden. Sie waren eingegraben in das Flussufer und in die Gräben und tiefliegenden Strassen unmittelbar jenseits des Flusses und im Dorf selbst. Viele dieser Stellungen waren artilleriesicher.

Um 20.00 Uhr am Abend des 20. Januar setzten sich die Sturmkompanien von zwei Regimentern (d.h. von sechs Bataillonen) mit ihren Booten in Richtung auf das Flussufer in Bewegung. Ein Regiment hatte Befehl, nördlich von S. Angelo überzusetzen, das andere südlich. Nach erfolgter Überquerung sollten sie sich in einer Zangenbewegung um das Dorf vereinigen und so das Dorf abschneiden.

Fortgesetztes Regenwetter hatte im Verein mit den künstlichen Überschwemmungen, die die Deutschen angelegt hatten, die niedrig gelegenen Wiesen, die die Angreifer überqueren mussten, in Sumpf und Morast verwandelt. In der letzten Minute fügte das Wetter der 36. Division einen wei-

teren schweren Schlag zu; kurz vor dem geplanten Beginn der Operation entwickelte sich dichter Nebel.

Während die ersten Trupps sich zum Fluss hinabtasteten, ging ein wütendes halbstündiges Artillerie-Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen in S. Angelo und an den Flussufern nieder, die angegriffen werden sollten. Nicht zum ersten und auch nicht zum letzten Male in diesem Feldzug sollten die Angreifer entdecken, dass allein die Wucht von Bomben und Granaten gute Soldaten nicht vertreiben kann, die in wohlvorbereiteten Stellungen eingegraben sind. Das Trommelfeuer bereitete den Deutschen relativ geringe Schwierigkeiten. Sie erwiderten sofort das Feuer, und die Amerikaner befanden sich auf dem Wege zum Fluss unter schwerem Beschuss.

Von Anfang an fügten ihnen die feindlichen Geschütze und Granatwerfer schwere Verluste zu. Zahlreiche Opfer forderten auch die Minen, denn die vorangegangene Räumung der Wege durch die Minenfelder auf dieser Seite des Flusses war unzulänglich ausgeführt worden, und das feindliche Artilleriefeuer hatte die weissen Markierungsbänder stellenweise zerrissen oder verschüttet. Der Chef einer Kompanie fiel, sein Stellvertreter wurde verwundet, lange bevor der Fluss erreicht war. Granatsplitter zerfetzten viele Boote und machten sie unbrauchbar. In der Dunkelheit und dem Nebel verirrten sich die angeblich ortskundigen Führer; kleinere Gruppen und einzelne Soldaten wurden versprengt und fanden nicht zu ihren Einheiten zurück; immer wieder traten Stockungen ein, während Offiziere und Unteroffiziere verzweifelt versuchten, ihre Gruppen neu zu ordnen und sie unter Kontrolle zu halten. Viele unterstützende Gruppen verloren diejenigen, die sie unterstützen sollten – eine Brückenbauabteilung zum Beispiel wurde Stunden später zwei Kilometer von der Überquerungsstelle, an der sie in Aktion treten sollte, aufgefunden.

Als die Amerikaner den Fluss erreichten, konnte ihre eigene Artillerie ihnen nicht mehr helfen, die Deutschen auf dem gegenüberliegenden Ufer niederzuhalten, da sie nur achtzehn Meter entfernt waren. Sie mussten also versuchen, den Fluss ohne Artilleriedeckung gegen mörderisches direktes

Feuer eines geschickt eingegrabenen Feindes zu überqueren, den der Lärm ihres konfusen Anmarsches voll alarmiert hatte und der trotz Nebel und Dunkelheit die allein nach dem Gehör auszumachenden Überquerungsstellen mühelos mit schwerem Feuer überschütten konnte. Viele Boote waren kaum zu Wasser gelassen, da wurden sie schon versenkt; andere wirbelten in der schnellen Strömung stromabwärts; wieder andere kenterten, als die Männer unter mörderischem Feuer hineinzuklettern versuchten.

Von den beiden Regimentern war das 141., das im Norden von S. Angelo übersetzen sollte, das erfolgreichere. Um 21.00 Uhr hatten ein paar Bootsladungen von zwei Kompanien das andere Ufer erreicht und griffen die deutschen Stellungen an. Die Pioniere begannen einen Kampf um die Errichtung von Stegbrücken, über die Verstärkungstruppen rasch nachrücken sollten. Die ganze Nacht arbeiteten die Pioniere bis zu völliger Erschöpfung. Aber von den nach vorn gebrachten Brücken war eine defekt, eine wurde durch Minen zerstört, und feindliches Artilleriefeuer zerschlug die beiden anderen. Unter schwerem Feuer brachten es die tapfer improvisierenden Pioniere fertig, aus den Überresten dieser vier Brücken eine neue zusammenzubauen, die um 04.00 Uhr früh fertig war und lange genug intakt blieb, um zwei weiteren Kompanien die Überquerung zu ermöglichen. Aber als die Morgendämmerung anbrach, gab es keinerlei Verbindung mehr mit den Truppen jenseits des Flusses – ein Funkgerät ist unter diesen Bedingungen erstaunlich kurzlebig –, und nur nach dem Gefechtslärm konnten die höheren Kommandeure sich eine ungefähre Vorstellung davon bilden, wo sie sich befanden oder welche Fortschritte sie erzielten.

Das 143. Regiment, das südlich von S. Angelo arbeitete, hatte anfangs mehr Erfolg. Kurz nach 20.00 Uhr hatten die ersten Männer das andere Ufer erreicht, und vor Anbruch der Morgendämmerung waren zwei Stegbrücken errichtet, so dass der grösste Teil eines Bataillons den Übergang schaffen konnte. Aber als das Gelände bei Tagesanbruch nicht nur für die örtlichen Beobachtungsstellen, sondern auch für die von Monte Cassino sichtbar wurde, von dem aus man trotz der Entfernung von acht Kilometern das ganze Gebiet über-

schauen konnte, wurden die Brücken sehr rasch von der deutschen Artillerie zerstört. Die Männer vom 143. Regiment waren mit dem Rücken zum Fluss eingekesselt, auf allen Seiten umgeben von deutschen Panzern und Sturmgeschützen. Als die Deutschen mit der systematischen Vernichtung der amerikanischen Truppen begannen, bat ihr Kommandeur um Erlaubnis, sich wieder über den Fluss zurückziehen zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde ihm verweigert. Aber bevor ihn der entsprechende Befehl erreichte, befahl er aus eigener Verantwortung den Rückzug. Am Morgen des 21., zwölf Stunden nach Beginn der Schlacht, verblieben auf der Feindseite des Flusses nur noch die Überreste der Truppen des nördlichen Brückenkopfes des 141. Regiments: eine Handvoll Männer eines einzigen Bataillons, vollständig abgeschnitten vom Rest ihrer Division. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich zusammenzukauern hinter Trümmern, in Mulden und was sich sonst an notdürftiger Deckung fand, Munition zu sparen und darum zu beten, dass sie in zwölf Stunden, bei Anbruch der Nacht, noch am Leben seien.

Früh an diesem Tage befahl der Divisionskommandeur dem Rest des 141. Regiments, am Nachmittag den Fluss unter dem Schutz künstlichen Nebels zu überqueren. Der Übergang wurde für 14.00 Uhr befohlen, aber es wurde 16.00 Uhr, bevor sie aufbrechen konnten. Um 18.30 Uhr befand sich ein Bataillon auf der anderen Seite. Eine Stegbrücke wurde errichtet, und um Mitternacht hatte das dritte Bataillon des Regiments den Fluss überquert. In der Nacht und am frühen Morgen versuchte das 141., dessen drei Bataillone jetzt auf der anderen Seite waren, seinen Brückenkopf zu erweitern.

Zur Linken war das glücklose 143., das sich am Morgen wieder über den Fluss zurückgezogen hatte, erneut gescheitert. Bei seinem zweiten Versuch, einen Brückenkopf zu errichten, verlor ein Bataillon seine sämtlichen Kompanieführer, die eben erst geschlagene Brücke und sämtliche Boote. Am Mittag des dritten Tages, des 22., waren seine Überreste zum zweitenmal über den Fluss zurückgetrieben – das heisst, diejenigen, die schwimmen konnten.

Am Morgen des 22. schien es eine Zeitlang so, als ob das erfolgreichere 141. Regiment verstärkt werden könne. Noch

befand sich das dritte Regiment der Division in Reserve. Der Morgen war neblig, und jetzt wirkte sich der Nebel günstig für die Amerikaner aus, denn er tarnte ihre Bemühungen, eine Bailey-Brücke zu errichten, damit endlich die Panzer den Fluss überqueren könnten. Aber die deutsche Artillerie hatte sich genau auf die Überquerungsstelle eingeschossen. Die Bailey-Brücke wurde nie fertig. Als sich am frühen Nachmittag der Nebel lichtete, waren im Nu alle noch vorhandenen Boote, Stegbrücken und Telephondrähte wieder zerstört. Einzelne Widerstandsnester hielten sich noch eine Zeitlang. Dann erstarb allmählich der Umfang des amerikanischen Feuers. Dieses Diminuendo des Lärms sagte nur allzu deutlich, dass ihnen die Munition ausging; Funkgeräte, um das zu melden, gab es sowieso nicht mehr. Um vier Uhr an diesem Nachmittag war alles vorüber.

In einer Operation, die nicht ganz achtundvierzig Stunden gedauert hatte, hatte die 36. Division 1681 Männer verloren, von denen der bezeichnend hohe Anteil von 875 Mann vermisst wurde. Als Kampftruppe war die Division vorläufig auf ein Regiment zusammengeschrumpft (nämlich das Reserve-Regiment) und auf die schwer mitgenommenen Reste zweier weiterer Regimenter.

Das alles dürfte den Anschein erwecken, dass diese Operation von Kommando und Stab der 36. Division in grober Weise falsch angepackt und durchgeführt wurde. Das amerikanische Kommandosystem war zu dieser Zeit sehr viel starrer als das britische. Die Operationspläne wurden im Hauptquartier der Division bis in die kleinsten Einzelheiten aufgestellt, und die Regiments- und Bataillonskommandeure waren gehalten, präzise und ohne Einwand die schriftlichen Befehle auszuführen, die sie erhalten hatten. In der britischen Armee dagegen wies der Divisionskommandeur seinen Brigadekommandeuren Aufgaben und Ziele zu und liess ihnen dann verhältnismässig breiten Spielraum, selbst zu entscheiden, wie sie diese Aufgaben am besten durchführen könnten. Die amerikanischen Kommandeure dieser Rangstufe erhielten keinerlei Spielraum. Jede Entscheidung war ihnen im Voraus abgenommen worden, und dies verschärfte ihre Schwierigkeiten, wenn einmal irgendetwas nicht wie erwartet verlief.

Bei der Rapido-Operation war den Regimentskommandeuren von der Division genau befohlen worden, wie sie ihre Regimenter einzusetzen hätten – welche Bataillone sie vorschicken sollten, an welchen Punkten sie sich versammeln sollten, ihre Wege zum Fluss hinab und ihre Ausgangspunkte bei der Überquerung. Die Ansichten der Division über all diese Dinge waren, gelinde gesagt, aussergewöhnlich. Ein Regiment hatte einen Anmarschweg an den Fluss von 3,2 Kilometern Länge, das andere musste 1,5 Kilometer zurücklegen. Die Überquerung hatte zwei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit zu beginnen. Das bedeutete, dass ihre letzten Vorbereitungen in den Bereitschaftsstellungen noch bei Tageslicht durchgeführt werden mussten. Es war unmöglich für sie, zu verhindern, dass sie dort von den Deutschen entdeckt wurden, was natürlich prompt geschah. Sie waren fast von dem Augenblick an, an dem sie vorrückten, unter schwerem Feuer.

Der zweite Fehler bestand darin, dass das diesseitige Flussufer nicht gründlich genug von Minen gesäubert worden war. Das war auch gar nicht möglich, wenn man bedenkt, dass das eine Regiment über drei und das andere anderthalb Kilometer zurückzulegen hatte. Die einzige Möglichkeit, die geräumten Flächen auch frei von Minen zu erhalten, hätte darin bestanden, eine Kampfgruppe so nahe wie möglich am Fluss zu stationieren, die die Minen räumte und durch ihre Anwesenheit und ihre Streifengänge Gewähr dafür leistete, dass der Feind nicht heimlich über den Fluss setzte und die Räumungsarbeiten wieder zunichte machte. Diese Kampfgruppe hätte dann auch in der Nacht der Operation als fester Stützpunkt fungieren können, der die Angriffstruppen hätte einweisen und decken können. Es ist eine Grundregel der Taktik bei Flussüberquerungen, als erstes einen festen Stützpunkt so nahe wie möglich am Fluss zu errichten. Diese Regel wurde in der Rapido-Schlacht vernachlässigt. Bis zum Beginn der Schlacht hatten die Deutschen die Möglichkeit, die von den Amerikanern durchgeführten Minenräumungen durch neues Verminen wieder zunichte zu machen.

Ein dritter Fehler war das Versäumnis, ein Ablenkungsmanöver durchzuführen. Es liegt auf der Hand, dass Einheiten, die einen Fluss überqueren sollen, äusserst verwundbar

sind, sobald der Feind ihr Vorhaben erkannt hat. Es ist erforderlich, dass die Verwundbarkeit durch mindestens einen Ablenkungsangriff gemildert wird, damit der Feind erst im letzten Augenblick erkennt, welches von beiden der richtige Angriff ist.

Die beiden Regimentskommandeure, auf denen die Bürde dieser Operation lastete, konnten nichts unternehmen, um ihren Truppen zu helfen. Man hatte bereits im Voraus für sie gedacht. Sie hatten lediglich einen äusserst schwierigen Auftrag auszuführen, ohne selbst die Vorgänge wesentlich beeinflussen zu können, und es dürfte auf der Hand liegen, dass der Divisionsstab bei der Planung der Operation eine Reihe grundlegender Fehler begangen hat. Für die Deutschen war die ganze Angelegenheit höchst einfach. Sie wussten, wo die Überquerungen stattfinden würden; sie kannten die Anmarschwege der Angreifer auf dem amerikanischen Ufer; sie wussten, zu welchem Zeitpunkt sie mit dem Angriff zu rechnen hatten, da sie die Bereitstellungsräume einsehen und die letzten Vorbereitungen beobachten konnten.

Die Rapido-Katastrophe löste beträchtliche Bitterkeit unter den Männern der 36. Division aus, und sie richteten ihren Grimm gegen ihren Armee-Kommandeur, General Clark. Sie waren der Meinung, dass man sie ungerechtfertigterweise für eine Operation verwendet hatte, in der sie keine Chance hatten. Nach dem Kriege verlangte der Veteranenverband der Division eine Untersuchung der Schlacht durch einen Ausschuss des Kongresses. Der Untersuchungsausschuss rehabilitierte Clark in jeder Hinsicht, und es ist schwer einzusehen, wie man ihn hätte beschuldigen können, eine Operation durchgeführt zu haben, die nur ein Teil eines grösseren Planes war, den höhere Instanzen ihm auferlegt hatten. Die Operation war schwierig, aber nicht unmöglich. Eine erfolgreiche Überquerung des Garigliano unter schwerem Beschuss war nur drei Nächte vorher wenige Kilometer entfernt vom britischen Zehnten Korps durchgeführt worden. Um die Rapido-Affäre in der richtigen Perspektive zu sehen, muss man sich daran erinnern, dass diese amerikanischen Divisionen in Italien noch immer relativ wenig Kampferfahrung besaßen, und

dass sie bei dieser Gelegenheit unter härtesten Umständen einige bittere, aber wertvolle Erfahrungen sammelten – ebenso wie britische Divisionen drei Jahre zuvor ihre bitteren Lektionen in der Wüste gelernt hatten.

In den ersten Stunden des 22. Januar, als am Rapido die letzten verzweifelten Bemühungen unternommen wurden, ging eine Armada von 200 Schiffen – einschliesslich der kostbaren und so schwer greifbaren Landungsfahrzeuge – auf der Höhe von Anzio vor Anker, und die ersten Sturmboote näherten sich lautlos dem Ufer.

2

Anzio, das ursprünglich als kleinere Landung hinter den feindlichen Linien konzipiert war, sich aber nach vielerlei Auf und Ab zu einer selbständigen italienischen Front von grosser Bedeutung entwickelte, bedarf einer eigenen Geschichtsschreibung. Im Rahmen des vorliegenden Werkes ist es nur möglich die Hauptereignisse zusammenzufassen und ihre Bedeutung für die Hauptfront von Cassino zu schildern.

Wie wir gesehen haben, wurde der Entschluss zur Durchführung dieser seit Langem erwogenen Landung während der Weihnachtskonferenzen zwischen Mr. Churchill und den Generalen Eisenhower und Alexander gefasst. Es handelte sich dabei um Churchills Plan, den kostspieligen toten Punkt zu überwinden, an dem der Italienfeldzug angelangt war, und seine Strategie des «weichen Unterbauches» zu rechtfertigen, die den Amerikanern von Anfang an missfallen hatte und die ihnen jetzt, nach den kostspieligen und unproduktiven Schlachten der vorangegangenen drei Monate, immer weniger gefiel.

Anzio war ein Glücksspiel, aber es war die einzige Möglichkeit, den Deutschen in die Flanke zu fallen. Es war die einzige Hoffnung auf eine günstigere Entwicklung des Feldzuges. Aber es war auch eine persönliche Angelegenheit, eine entschlossene Anstrengung Mr. Churchills, für seine Lieblingsidee zu kämpfen – für die Strategie, die den Krieg nach Italien getragen hatte. Daher die Energie, mit der er sich in

die Weihnachtskonferenzen stürzte und die skeptischen Einwände beiseitewischte, die einige der Anwesenden gegen das Projekt vorbrachten.

«Im Falle von Anzio», hat General Clark geschrieben, «beherrschten eher politische als militärische Erwägungen den in Tunis gefassten Beschluss... am Weihnachtstage war, wenn meine Informationen richtig sind, der Entschluss auf Churchills Drängen bereits gefasst worden, bevor der Premierminister sich dem Chef des Nachrichtendienstes im Hauptquartier der alliierten Streitkräfte zuwandte und sagte: ‚Und jetzt wollen wir die triste Seite der Angelegenheit hören.

Der G-2 des alliierten Hauptquartiers, Brigadegeneral Kenneth Strong, betrachtete die Ratsamkeit der Operation mit Skepsis. . . . Dessenungeachtet war Churchill bereit, die offensichtlichen Risiken der Landung hinzunehmen, weil sie durch den Preis der Möglichkeit einer Einnahme Roms gerechtfertigt seien.»

Anzio war ein Unternehmen Churchills.

«Mit angespannter, aber, wie ich hoffe, unterdrückter Erregung», schrieb Mr. Churchill, «erwartete ich den Ausgang dieses bedeutenden Schlages. An Stalin telegraphierte ich: ‚Wir haben den grossen Angriff auf Rom begonnen, von dem ich Ihnen in Teheran erzählte. Die Wetterbedingungen scheinen günstig zu sein. Ich hoffe, Ihnen bald günstige Nachrichten mitteilen zu können.»

Um 02.00 Uhr am 22. Januar landete das Sechste Korps der Vereinigten Staaten unter General Lucas in Anzio – die 3. US-Division südlich des Hafens, die 1. Britische Division nördlich. Zu ihrem Erstaunen trafen sie auf praktisch keinen Widerstand. Zweihundert Mann von zwei schwer mitgenommenen Bataillonen, die sich hier nach harten Tagen an der Cassino-Front erholten, wurden in mangelhafter Bekleidung, so wie sie aus dem Bett gesprungen waren, gefangengenommen, und das war so ziemlich das ganze Ausmass des ersten Widerstandes. Um Mitternacht waren 36'000 Mann und 3'000 Fahrzeuge gelandet.

«Offenbar ist es uns gelungen», meldete Alexander, «sie vollständig zu überraschen. Ich habe darauf hingewiesen, wie wichtig es jetzt ist, kräftig zuschlagende bewegliche Stoss-

trupps kühn nach allen Seiten vorzutreiben, um Feindberührung zu gewinnen.»

Auf diesen Funkspruch erwiderte der Premierminister:

«Freue mich sehr, dass Sie Claims abstecken, anstatt sich in Brückenköpfen einzugraben.»

«Aber jetzt», fährt Churchill fort, «kam das Verhängnis und der Ruin der Hauptabsicht des Unternehmens. General Lucas beschränkte sich darauf, seinen Brückenkopf zu besetzen und Ausrüstung und Fahrzeuge an Land zu bringen. ... Der Kommandeur der Expedition unternahm keinen allgemeinen Versuch, vorzudringen. Am Abend des 23. (d.h. 36 Stunden nach der ersten Landung) waren zwei Divisionen mitsamt ihren beigeordneten Truppen, einschliesslich zweier britischer Commando-Einheiten der US-Rangers und der Fallschirmjäger, mit grossen Mengen Waffen und Material gelandet. Die Verteidigungsstellungen des Brückenkopfes wurden immer stärker, aber die Gelegenheit, um deretwillen grosse Anstrengungen unternommen worden waren, war verpasst.»

Die deutsche Reaktion trat wie immer blitzartig ein. Ohne irgendwelche Truppen von der Cassinofront abzuziehen, beorderte Kesselring alle zur Verfügung stehenden Truppen zur Eindämmung des Brückenkopfes, während gleichzeitig eine starke Streitmacht aufgestellt wurde, die nach Anzio entsandt werden sollte. Diese Streitmacht kam sehr rasch zustande dank eines Verteidigungssystems, das eigens für einen solchen Notfall ausgearbeitet worden war.

In Erkenntnis der Tatsache, dass der Versuch sinnlos sei, jeden Strand an Italiens langer Küste zu verteidigen, an dem die Alliierten vielleicht eine Landung unternehmen könnten, hatte das deutsche Oberkommando einen umfassenden, für das ganze Land gültigen Plan für Verteidigungsfälle aufgestellt. In diesem Plan war festgelegt, welche Einheiten unverzüglich nach einer eingetretenen Landung gegen die möglichen Landungspunkte vorzurücken hätten, auf welchen Wegen und zu welcher Zeit sie diese Bewegungen durchzuführen hätten und welche Aufgaben sie dabei erfüllen sollten. Es genügte die Ausgabe eines Kennwortes, um diese vorher festgelegten Pläne Wirklichkeit werden zu lassen. Um die

nötigen Truppen für solche Operationen ständig zur Verfügung zu haben, musste jede Division im Lande eine motorisierte Spezialeinheit – die meistens den Aufklärungs- und leichten Panzertruppen angehörte – bereitstellen; diese Spezialeinheiten konnten jederzeit binnen einer Stunde auf den Weg zu jeder beliebigen Gefahrenstelle gebracht werden.

Aus diesem Grunde gab es keine starken Einheiten in Anzio an jenem 22. Januar, und aus diesem Grunde konnten die Deutschen, ohne die Gassinofront zu schwächen, schnell die «Feuerwehr» herbeirufen und den Brückenkopf eindämmen, als er etwa elf Kilometer tief auf einer Breite von etwa 24 Kilometern vorgedrungen war. Am 25. meldete Alexander, dass der Brückenkopf einigermaßen gesichert sei, aber dass weder er noch General Clark mit dem Tempo des Vormarsches zufrieden seien und dass Clark sich unverzüglich in den Brückenkopf begeben. Darauf antwortete Churchill: «Ich freue mich zu hören, dass Clark den Brückenkopf besuchen will. Es wäre unerfreulich, wenn Ihre Truppen dort eingeschlossen würden und die Hauptarmee nicht vom Süden aus vordringen könnte.»

«Dies jedoch», fügt Churchill hinzu, «war genau das, was eintreten sollte.»

Als sieben Tage vergangen waren, hatten die Alliierten vier Divisionen gelandet, und der Brückenkopf war dreizehn Kilometer tief und an einer zusammenhängenden Front vierundzwanzig Kilometer breit. Aber mittlerweile standen ihnen Elemente von acht deutschen Divisionen gegenüber, und jeder Quadratmeter des Brückenkopfes war unter feindlichem Granatfeuer.

Churchills Erbitterung spricht aus seinen Telegrammen an General Wilson, den Oberkommandierenden Mittelmeer, der zurückkabelte, dass «General Lucas, obwohl er eine Überraschung erzielen konnte, seinen Vorteil nicht ausgenutzt hat. Dies erklärt sich aus seinem ‚Salerno-Komplex‘ – dass als Vorspiel zum Erfolg die erste Aufgabe darin bestehe, den unvermeidlichen Gegenangriff zurückzuschlagen.» General Wilson fügte hinzu, dass Alexander und Clark in den ersten beiden Tagen nach der Landung immer wieder darauf gedrungen hätten, den Anfangserfolg auszunutzen.

Churchill erwiderte darauf: «Mein Kommentar dazu ist, dass höhere Kommandeure nicht .drängen', sondern .befehlen' sollten.» Später betonte er das erneut in einem Telegramm an Alexander:

«Ich habe das Gefühl, dass Sie vielleicht gezögert haben, Ihre Autorität durchzusetzen, weil Sie es weitgehend mit Amerikanern zu tun hatten, und dass Sie deshalb auf einen Vormarsch *gedrungen* haben, anstatt ihn zu *befehlen*. Sie haben jedoch durchaus das Recht, ihnen Befehle zu geben, und ich weiss von höchster amerikanischer Stelle, dass man wünscht, dass ihre Truppen direkte Befehle erhalten. Die Amerikaner sagen, ihre Armee sei eher nach preussischen Gesichtspunkten als nach den verbindlicheren britischen organisiert, und die amerikanischen Kommandeure erwarteten, direkte positive Befehle zu bekommen, denen sie unverzüglich gehorchen werden. Zögern Sie deshalb nicht, Befehle zu geben, so wie Sie das mit unseren eigenen Männern halten würden. Mit den Amerikanern lässt es sich sehr gut zusammenzuarbeiten, und sie sind durchaus bereit, durch dick und dünn zu gehen.»

Alexander erwiderte am 11. Februar:

«Die erste Phase der Operationen, die so hoffnungsvoll begann, ist in diesem Augenblick vorüber, was darauf zurückzuführen ist, dass es dem Feind gelang, so rasch ausreichende Kräfte zu konzentrieren, um eine für ihn äusserst ernste Situation zu stabilisieren . . .»

Dieser Austausch von Funksprüchen in den ersten vierzehn Tagen der Anzio-Operation fasst Mr. Churchills optimistische Ansicht von dem, was eigentlich hätte geschehen sollen, und seine Enttäuschung über das, was tatsächlich geschah, zusammen. Seiner Ansicht nach war eine grosse Gelegenheit verpasst worden.

Betrachten wir jetzt die gleichen Ereignisse mit den Augen des zuverlässigsten Mannes an Ort und Stelle, des amerikanischen Generals Lucien Truscott, der die 3. US-Division in

Anzio befehligte, bis er drei Wochen später zum Nachfolger des Generals Lucas als Kommandeur der Brückenkopf-Streitkräfte aufrückte.

Die meisten britischen Generale, die in Berührung mit ihm kamen, hielten Truscott für den besten amerikanischen General in Italien. Er war ein freimütiger, robuster, praktischer Soldat, der keine Zeit für Flausen hatte; wenn er seine eigenen Landsleute und seine Alliierten beurteilte, nahm Truscott nie ein Blatt vor den Mund. Das bestätigen alle, die während des Feldzuges persönlich mit ihm zu tun hatten. Es zeigt sich auch sehr deutlich in den Memoiren (*Command Missions*), die er nach dem Kriege veröffentlichte und die einen sehr zuverlässigen und ausgeglichenen Bericht über die Anzio-Operation enthalten.

Dies hatte Truscott zu sagen:

«Ich vermute, dass Stammtischstrategen stets unter der Illusion leiden werden, es habe in Anzio eine ‚flüchtige Gelegenheit‘ gegeben, die ein napoleonischer Held ausgenutzt hätte, um über die Colli Laziali (Albaner Berge) vorzustürmen, wie ein Unwetter über die deutschen Verbindungswege herzufallen und nach Rom zu galoppieren. Solche Konzeptionen zeigen mangelndes Verständnis für das militärische Problem, um das es ging. Es war notwendig, die Korps-Brückenkopflinie zu besetzen, um den Feind daran zu hindern, das Ufer anzugreifen. Sonst hätten feindliche Artillerie und gepanzerte Abteilungen uns in die Flanke fallen, vom Ufer abschneiden und das Ausladen von Truppen, Nachschub und Ausrüstung verhindern können. Die Korps-Brückenkopflinie war ohnehin kaum weit genug vorgeschoben, um direktes Artilleriefeuer auf den Strand zu verhindern.

Am 24. Januar (also am Tage D + 2) wurde meine Division, der drei Ranger-Bataillone und das 504. Fallschirmregiment beigegeben waren, an der Korps-Brückenkopflinie über eine Front von 32 Kilometern gestreckt ... Zwei Brigadegruppen der britischen I. Division hielten eine Front von mehr als elf Kilometern . . .

Entlang der ganzen Front waren wir in Berührung mit deutschen Abteilungen, die über Panzer und Sturmgeschütze verfügten. Wir wussten, dass eine deutsche Division südlich Rom und mindestens eine weitere in der Nähe gestanden hatte . . . und wir wussten, dass der Versuch, den Rapido zu überqueren, mit einem Fehlschlag geendet hatte. Unter diesen Umständen hätte jeder rücksichtslose Vorstoss zur Einnahme der Colli Laziali mit den damals im Brückenkopf zur Verfügung stehenden Mitteln nur mit einer Katastrophe enden und sehr wohl zur Vernichtung der gesamten Streitmacht führen können.

Man muss meiner Meinung nach zugeben, dass die ursprüngliche strategische Konzeption in zweierlei Hinsicht fehlerhaft war: die Wirkung, die die Landungen auf das deutsche Oberkommando ausüben würde, wurde überschätzt, die deutsche Fähigkeit, Gegenmassnahmen zu ergreifen, wurde unterschätzt. Unser eigenes Oberkommando erwartete – oder zumindest hoffte – dass die Landungen einen hastigen deutschen Rückzug von der Cassinofront auslösen würden. Keiner der Kommandeure, die in Anzio landeten, war dieser Ansicht, und wir hatten aus Erfahrung gelernt, die Wendigkeit und den Einfallsreichtum unseres deutschen Gegners zu respektieren. Ein unbedachter Vorstoss auf die Colli Laziali ohne vorherige Errichtung einer festen Basis zum Schutz unseres Strandes wäre schierer Wahnsinn gewesen und hätte mit ziemlicher Sicherheit zu der schliesslichen Vernichtung der gelandeten Streitkräfte geführt. Feldmarschall Kesselring, der deutsche Kommandeur, sagte in einem Interview im Januar 1946 zu dem Associated – Press – Korrespondenten Daniel De Luce: «Es wäre verhängnisvoll für die Anglo-Amerikaner geworden, sich übermässig weit auszudehnen. Die Landungstruppen waren anfangs schwach, nur eine Infanteriedivision oder so, und ohne Panzer. Als Offensive war es eine halbe Massnahme, und das war ihr grundlegender Fehler.»

Es muss betont werden, dass Truscott mit niemandem ein Hühnchen zu rupfen hatte, wenn er sich zu dieser Ansicht bekannte. Er selbst ging aus Anzio nur mit Verdiensten hervor. Er landete als Divisionskommandeur und war deshalb in keiner Weise verantwortlich für den Fortgang der Operation als Ganzes gesehen. Binnen eines Monats war er zum Nachfolger des Generals Lucas als Brückenkopfkommandeur ausgewählt worden. Darauf bezugnehmend schrieb Churchill: «Truscott, ein junger amerikanischer Divisionskommandeur, von dem alle nur in Ausdrücken höchsten Respekts reden, ist jetzt an die Stelle von Lucas getreten.»

In den jetzt folgenden Wochen zeigte Truscott sich als brillanter und erfolgreicher Kommandeur. Er hatte keinerlei Grund, die Politik zu rechtfertigen, die seinen Vorgänger die Stellung gekostet hatte, wenn er es nicht aufrichtig meinte. Man darf wohl seine Version der Ereignisse als die Ansicht eines zuverlässigen militärischen Zeugen akzeptieren, der schliesslich die ganze Zeit hindurch an Ort und Stelle war. (Es ist eine bedeutungsvolle Tatsache, dass die offenerzigsten Kritiker des Italienischen Feldzuges – einschliesslich Churchills – niemals die Schlachtfelder gesehen haben.)

Eine endgültige Antwort auf die Anzio-Kritiker war in Alexanders Meldung vom 5. März, sechs Wochen nach der Landung, enthalten:

«Aus verschiedenen Berichten aus der Heimat, die ich gelesen habe, scheint hervorzugehen, dass die Öffentlichkeit der Ansicht ist, nach der ersten Landung sei keine Anstrengung unternommen worden, weiter vorzudringen. Diese Ansicht ist für mich und die Truppen bestürzend. Man sollte die vielen Verluste erwähnen, die die britischen Truppen bei der Einnahme von Campoleone erlitten, wo ihr Vorstoss schliesslich am Fusse der Colli Laziali zum Halten gebracht wurde, und man sollte die Verluste erwähnen, die die Amerikaner bei dem Versuch der Einnahme von Cisterna erlitten, wo alle Angriffe zurückgeschlagen wurden. Hiernach griffen uns überlegene deutsche Streitkräfte mit grosser Wucht an und warfen uns in die Defensive, und wir

mussten erbittert kämpfen, um den Brückenkopf intakt zu halten, nachdem wir aus Campoleone zurückgeworfen worden waren. Ein Mann kann durch die Hintertür in ein Haus eindringen, nur bemerkt von der Küchenmagd, die Alarm schlägt. Aber wenn die Einwohner sich nicht im ersten Stock verstecken, wird es im Korridor zu einem Kampf um den Besitz des Hauses kommen. In diesem Korridor kämpfen wir jetzt.»

Hieraus dürfte hervorgehen, dass das Temperament des Premierministers in seinen Ansichten über Anzio das Übergewicht über sein nüchternes Urteil erlangt hat. Seine Grösse als Kriegsführer steht ausser Frage, und man würde seinem Ruf sicherlich einen schlechten Dienst erweisen, wenn man die Möglichkeit ignorierte, dass er sich manchmal wie andere Menschen auch irren konnte.

Es ist bekannt, dass eine der Idiosynkrasien Mr. Churchills in einer gefühlsmässigen Allergie gegenüber orthodoxen Militärs bestand. Ungeduld packte ihn, wenn die Generale auf die praktischen Aspekte irgendeines Planes hinwiesen, der ihm am Herzen lag. Es gab in ihm einen starken frei-beuterischen Hang, der ihn Irreguläre – Commando-Truppen, Spezialeinheiten und dergleichen – bevorzugen liess und ihn oft nur allzu rasch zu der Annahme verführte, die orthodoxeren Kommandeure machten nur unnötige Schwierigkeiten.

Man erinnert sich daran, dass er ausgerechnet den exzentrischen und schwierigen Wingate mit nach Quebec nahm, damit er dem amerikanischen Präsidenten auseinandersetze, wie man den Krieg in Burma gewinnen solle; dagegen hatte er bis Kriegsende General Slim nicht ein einziges Mal getroffen, diesen hervorragenden orthodoxen General, der schliesslich den Burma-Feldzug zum siegreichen Ende führte – auf den Wingates Einfluss in der Rückschau gesehen wichtig, nicht aber entscheidend erscheint.

Die Konferenzen, die Anzio vorausgingen, bieten weitere Beispiele dieser Haltung. Während der Konferenz, auf der die detaillierten Operationspläne abgeschlossen wurden, bestanden die amerikanischen Kommandeure ganz zu Recht

darauf, dass es Wahnsinn sei, die Landung ohne eine gründliche Probe zu unternehmen. Die Zeit jedoch war knapp, und Churchill vertrat die Ansicht, eine Probe sei unnötig. Einer der Stabsoffiziere der Fünften Armee, der zugegen war, schreibt, dass der Premierminister erklärte, alle Truppen seien ausgebildet und brauchten keine Probe. «Ein erfahrener Offizier oder Unteroffizier in einem Zug sei ausreichend.» Das war natürlich Unsinn. Von allen Operationen bedarf besonders eine Sturm- und Landung einer überaus gründlichen Probe. Am Ende wurde dann tatsächlich eine Probe durchgeführt, und das war sicherlich sehr gut. Diese Probe war nämlich eine uneingeschränkte Katastrophe. Niemand erreichte die für ihn vorgesehene Uferstelle. Massen von Material fielen ins Meer und gingen verloren.

Es ist zugegebenermaßen die Pflicht eines Kriegsführers, seine Kommandeure anzuspornen und zu versuchen, die Neigung vieler Generale im Zaum zu halten, im Voraus für jeden nur vorstellbaren Notfall zu planen, wo Tempo und Kühnheit angebracht wären. Aber es muss einen Kompromiss geben zwischen schwungvoller Führung und Anerkennung der praktischen Gegebenheiten; besonders dann, wenn es sich um praktische Gegebenheiten wie den italienischen Winter handelt, das italienische Gelände, die Müdigkeit überanstrengter Truppen und die Leistungsfähigkeit des deutschen Soldaten.

Die moderne Armee marschiert nicht nur auf ihrem Magen, sondern sie marschiert auf ihrem Benzin, auf ihrem Öl, auf ihren Batterien für Funkgeräte, auf ihren Ersatzteilen und ihren technischen Hilfsmitteln. Das Heranschaffen einer ausreichenden Menge dieser Dinge zur Versorgung von 70'000 Mann in der Schlacht binnen weniger Tage nach der Landung auf einem ungedeckten Sandstrand ist eine nicht unbedeutende Aufgabe.

Aber die Ansammlung von Nachschub kann übertrieben werden, und es war zu dieser Zeit eine Schwäche der amerikanischen Militärplanung – die sich vielleicht aus einer instinktiven Bewunderung des Überflusses um seiner selbst willen erklärt –, die materiellen Erfordernisse zu überschätzen. Der Eindruck, die amerikanische Armee habe für je drei Mann

einen Jeep, beruhte nicht ausschliesslich auf dem Neid von Seiten der minder reich ausgestatteten Alliierten Amerikas. Ohne Zweifel gelang Churchill ein geschickter Treffer in seinen Anzio-Argumenten, als er am 8. Februar eine genaue Aufstellung über die Zahl der Fahrzeuge verlangte, die bis zum siebenten und vierzehnten Tage gelandet worden, nicht eingerechnet die 4'000 Lastwagen, die in den Landungsfahrzeugen hin- und herpendelten, um voll beladen einzutreffen und so Zeit beim Schiffsumschlag einzusparen.

Die Antwort war aufschlussreich. Bis zum siebenten Tage waren 12'350 Fahrzeuge gelandet, einschliesslich 356 Panzern; bis zum vierzehnten Tage waren es 21'940 Fahrzeuge, einschliesslich 380 Panzern. Das bedeutete, dass fast 18'000 Fahrzeuge (ausschliesslich der Panzer) bis zum vierzehnten Tage im Brückenkopf gelandet worden waren, um eine Gesamt-Streitmacht von 70'000 Mann zu versorgen.

Diese Information regte den Premierminister zu einer seiner besten Kombinationen des Humorvollen mit dem sachlich Treffenden an:

«Wie viele unserer Männer fahren oder pflegen 18'000 Fahrzeuge auf diesem engen Raum?» fragte er. «Wir müssen eine grosse Überlegenheit an Chauffeuren haben. Ich bin schockiert, dass der Feind mehr Infanterie hat als wir ...»

Es kann wenig Zweifel daran bestehen, dass General Lucas, ein aussergewöhnlich vorsichtiger Mann, schlecht gewählt war, um eine Expedition zu befehligen, die eine dynamische Führung erforderte. Es ist möglich, dass ein kühnerer Kommandeur den Mangel an Widerstand in den entscheidenden ersten Stunden nach der Landung besser ausgenutzt und in entschlossener Verfolgung dieses Vorteils die ursprünglichen Grenzen des Brückenkopfes ausgedehnt hätte, so dass der Feind stärker beunruhigt und in grössere Schwierigkeiten gebracht worden wäre.

Lucas geriet heftig mit seinem britischen Divisionskommandeur aneinander, stellte sich auf die Hinterbeine und blieb, wo er war, mit der Standhaftigkeit des Atheners Nikias, der sich im Peloponnesischen Krieg einen Namen als Zögerer machte. Ein britischer General, Generalmajor V. Eveleigh, wurde nach Anzio geschickt mit dem absichtlich nebulösen

Titel eines «Assistenten des Brückenkopf-Kommandeurs», um zu helfen, die Dinge wieder ins Lot zu bringen, und kurz darauf wurde Lucas durch den fähigen Truscott ersetzt.

Dennoch ist es, wenn man die Ansichten der Männer an Ort und Stelle akzeptiert (die allein alle Faktoren kennen können), klar, dass zu keinem Augenblick die Möglichkeit bestand, erfolgreich bis zu den Albaner Bergen und nach Rom vorzustossen. Hätte man das versucht, wäre die Streitmacht zweifellos vernichtet oder ins Meer zurückgeworfen worden.

Die Eröffnungsphase von Anzio – die Landung und ihre unmittelbare Ausnutzung – kann deshalb wie folgt zusammengefasst werden:

Es handelte sich zunächst und vor allem um ein politisches Hasardspiel, das vom Premierminister mit überstürzter Eile in Gang gebracht worden war, um seinen strategischen Entschluss zu rechtfertigen, den Krieg nach Italien hineinzutragen.

Das Unternehmen war unvermeidlicherweise zu der vom Standpunkt des Kampfes aus gesehen schlimmsten Zeit des Jahres gestartet worden, weil es sich nach der begrenzten Verfügbarkeit des Schiffsraums richten musste.

Die Bestürzung, die eine Landung in ihrem Rücken bei den Deutschen auslösen würde, ist überschätzt worden – man übersah die Tatsache, dass eine andere Armee von acht Divisionen unbeschäftigt zwischen Rom und dem Norden stationiert war. Mark Clark zum Beispiel sagte zu Truscott, dass seiner Meinung nach die Landungstruppen lediglich einen Brückenkopf bei Anzio zu halten brauchten, um den Deutschen so viel Sorgen zu machen, dass sie sich von der südlichen Front zurückziehen würden.

Die Stärke der Verteidigungsstellung bei Cassino wurde unterschätzt; man ging von der Annahme aus, dass relativ kleine Streitkräfte dort einen Durchbruch erzielen könnten.

Ein Fehler war die zu grosse Vorsicht, mit der man zunächst das Schwergewicht auf die Anhäufung von Nachschub gegen einen eventuellen Gegenangriff legte, anstatt möglichst frühzeitig die Landung von Einheiten (z.B. von leichten Panzertruppen) vorzusehen, die eine Ausnutzung des unmittelbaren Vorteils in kürzerer Zeit ermöglicht hätten.

Andererseits muss man es dem unglücklichen General Lucas zugutehalten, dass sein viel kritischerer Aufbau von Nachschub für den Fall eines Gegenangriffs sich sehr bezahlt machte, als die Deutschen dann schliesslich eine Reihe furchtbarer Gegenangriffe unternahmen.

Was Cassino anlangt, so muss man sich über zwei Punkte hinsichtlich der Eröffnungsphasen von Anzio klarwerden. Erstens handelte es sich vor allem um einen politischen Schachzug, den Churchill mit einiger Ungeduld gegenüber den militärischen Schwierigkeiten einleitete, auf die ihn die Männer hinwiesen, die dieses Unternehmen durchführen sollten. Zweitens untergrub die Weigerung der Deutschen, sich entgegenkommenderweise von der Cassinofront zurückzuziehen, um sich der neuen Gefahr zuzuwenden, von Anfang an die ganze Grundlage, auf der das Projekt beruhte.

3

An der Hauptfront – nachdem der Versuch, den Rapido zu überqueren und Cassino acht Kilometer im Süden zu umgehen, gescheitert war – befahl General Clark demselben Korps, dem Zweiten US-Korps, mit seiner anderen Infanterie-Division, der 34., zu versuchen, die Stadt von Norden her zu erdrücken. Die neue Schlacht begann am 24. Januar – zwei Tage nach dem Rapido-Debakel und der Landung bei Anzio, wo die Ausschiffung und Konsolidierung Fortschritte erzielte trotz stürmischen Wetters, trotz wachsender Stärke der feindlichen Streitkräfte und trotz einer plötzlich wiedererstandenen deutschen Luftwaffe, die aus ihren Verstecken hervorgekommen war, um einige scharfe Schläge auszuteilen, einschliesslich der Vernichtung eines Lazarettsschiffs und eines Zerstörers.

Der einzige Vorteil, den die 34. der unglücklichen 36. vorahatte, bestand darin, dass ihr die Bootsahrt erspart blieb. Nördlich der Fernverkehrsstrasse Sechs gibt es Furten im Rapido. Von diesem einzigen Faktor abgesehen, war ihre Aufgabe ebenso schwierig, wenn nicht schwieriger. Ein Damm, den der Feind im oberen Lauf des Flusses gesprengt

hatte, hatte in dem Abschnitt des Tales, den die 34. überqueren musste, seine grösste Überschwemmungswirkung erzielt. Die Division stand vor der Aussicht, eine Ebene überqueren zu müssen, die wenig mehr war als ein Sumpf und die für Panzer höchstwahrscheinlich unpassierbar sein würde. Jenseits des Flusses würde sie nicht nur auf vorbereitete Stellungen, Drahtverhaue und ausgedehnte Minenfelder stossen, sondern auch auf die grosse Bergmauer, die sich unmittelbar jenseits des Flusses fast senkrecht erhob und in einer festgefügteten Masse in südlicher Richtung zu dem 2,5 Kilometer links von ihr gelegenen Monte Cassino verlief. Sie hatte drei Kilometer sumpfiges Gelände zu überwinden, durch einen eiskalten Fluss zu waten und dann frontal den Berg anzugreifen, während ein bequem eingegrabener Feind sie von Dutzenden von Beobachtungsstellen aus sehen und ganz nach Wunsch abschiessen konnte.

Die 34. war es dann auch, die, quer durch das überschwemmte Tal schlitternd, als erste das unheimliche Gefühl erlebte, dass jeder Gipfel Augen hatte, die jede ihrer Bewegungen verfolgten; dass aber ein Auge besonders scharf und genauer beobachtete als alle anderen: das riesige, kasernenartige Gebäude auf dem Gipfel des Monte Cassino. Mit seinen langen Reihen von Zellenfenstern, seiner ungeheuren, vom Regen verdüsterten Front und seiner grossen, mit Zinnen versehenen Umfassungsmauer schien es sie höhnisch zum Näherkommen einzuladen.

Erst der Anmarsch über das überschwemmte Tal, dann das Waten durch den eiskalten Fluss, dann die Bunker, Unterstände, Höhlen und befestigten Häuser an den unteren Hängen, und dann – wenn sie noch lebten – müssten sie sich ihren Weg auf die Berge selbst erkämpfen, nach links einschwenken und dann von den umliegenden höheren Gipfeln auf Monte Cassino zu stossen: das war die Aufgabe der 34. Division.

Als vorläufige Ziele wurden ihr zwei Felsvorsprünge und eine grosse italienische Kaserne am Fusse der Berge zugewiesen. Sobald dann das 133. Regiment diese Ziele genommen hätte, sollte das 168. durch sie hindurch vorstossen und den langen Anstieg beginnen, mit den Zielen Monte Castellone,

Colle S. Angelo und dem Gut Albaneta. Das dritte Regiment, das 135., sollte dann nach Süden die Strasse am Rapido entlang zwischen dem Fluss und den Bergen vorstossen und die 2,5 Kilometer entfernte Stadt Cassino einnehmen.

Das 133. Regiment stiess sehr bald auf Schwierigkeiten. Nur 200 Meter vom Ausgangspunkt entfernt wurde ein Bataillon von einem Minenfeld aufgehalten, lange bevor es den Fluss erreichte. Die beiden anderen Bataillone erreichten den Fluss, konnten ihn aber infolge schweren Feuers von den Kasernen aus nicht durchqueren. Die Panzer waren auf dem schlammigen Boden hilflos und konnten nicht vorrücken, um die im Morgengrauen erneuerten Angriffe zu unterstützen.

Die drei Bataillone krochen den ganzen 25. Januar über voran und hatten um Mitternacht einen kleinen Brückenkopf auf der anderen Seite des Flusses gebildet, dabei aber schwere Verluste erlitten, da die Panzer ihnen immer noch nicht zu Hilfe kommen konnten. Während der Nacht erreichte eine Kompanie des Regiments, die den Auftrag hatte, die Strasse hinab in die Stadt Cassino vorzustossen, die Aussenbezirke, wurde aber zurückgeschlagen.

Am nächsten Morgen, dem 26., wurden die Angriffe erneut aufgenommen, aber immer noch ohne Panzer. Jedes Bataillon hatte inzwischen über hundert Mann verloren. Am Morgen des 27. wurde ein neuer Angriff angesetzt: das 168. Regiment erhielt Befehl, durch die Reihen des 133. hindurch vorzustossen, dessen kleiner Brückenkopf der einzige Lohn für drei Nächte und drei Tage harten Kampfes war. Wieder versuchten die Panzer, sich einen Weg nach vorn zu erzwingen, und vier waren endlich gegen 9.30 Uhr drüben. Ein zweites Geschwader jedoch, das ihnen folgte, blieb im Schlamm stecken und blockierte den Weg, so dass keine weiteren folgen konnten, und am Mittag waren die vier, denen die Überquerung gelungen war, abgeschossen. In den wenigen Stunden ihrer Aktionsfähigkeit war es ihnen gelungen, einen Weg durch Massen von Draht und Felder von Schützenminen zu bahnen, und mit ihrer Hilfe gelang es der Infanterie, ihren Brückenkopf zu erweitern und ihre kargen Erfolge zu konsolidieren.

Underdessen arbeiteten Pioniere verzweifelt unter schwerem Feuer, um mit Drahtgeflecht, wie die Luftstreitkräfte es

beim Bau von Feldflughäfen auf weichem Untergrund verwenden, Strassen für die Panzer durch den Schlamm zu schaffen.

In der Nacht erzielte die Infanterie weitere kleine Fortschritte, aber immer noch waren die kleinen Hügel, die nur das erste ihrer Ziele waren, nicht eingenommen, und sie musste versuchen, sich auf dem zu behaupten, was sie während des ganzen 28. Januars erobert hatte, während die Pioniere die Panzerstrassen fertigstellten.

Am 29. waren diese Strassen fertig, stärkere Panzereinheiten konnten vorrücken, und mit ihrer Hilfe erreichte die Infanterie den Fuss der beiden schwierigen kleinen Höhen 56 und 213; in der Nacht konnten sie beide besetzt werden. Am 30. baute die Infanterie die erzielten Fortschritte aus, wies Gegenangriffe zurück und eroberte am 31. das Dorf Cairo, strategisch auf einer schrägen Ebene gelegen, die zum Monte Cairo emporführte. Als besonderen Lohn eroberten die Infanteristen neben einer grossen Zahl anderer Gefangener den Gefechtsstand des 131. Grenadierregiments, das ihnen eine Woche lang so grosse Schwierigkeiten bereitet hatte.

Acht Tage hatte es gedauert, diesen Brückenkopf zu erobern, diese kleine Einbruchsstelle in der Bergmauer, und einen Torweg in die Hügel hinein zu sichern. Aber das Schlimmste sollte noch kommen. Jetzt mussten sie sich ihren Weg diese riesigen, nackten Bergflanken hinauf erkämpfen, nach Süden einschwenken und sich an den Berggipfeln entlang in Richtung Cassino vorarbeiten.

Während die 34. Division um ihren Brückenkopf in dem versumpften Tal kämpfte, erhielten die beiden Divisionen des Freifranzösischen Korps 3,2 Kilometer im Norden Befehl, nach Südwest einzuschwenken und an der rechten Flanke der Amerikaner energischen Druck auszuüben, um nach Möglichkeit den Deutschen zwischen dem Bergdorf Terelle und dem Rapido in die Flanke zu fallen. Am Morgen des 25. führte General Juin einen raschen Angriff durch und eroberte am 26. die beiden Berge Abate und Belvedere. Am 27. eroberten die Deutschen Abate zurück, aber die Franzosen behaupteten sich auf dem Belvedere trotz wütender Gegenangriffe der

Deutschen, die eine Bewegung auffangen wollten, die zu einem Einbruch in die linke Flanke der Gustav-Linie zu führen drohte. In dem Versuch, die Schwungkraft dieser Schwenkbewegung zu erhalten, schickte der amerikanische Korps-Kommandeur das 142. Regiment der 36. Division (es war das Regiment dieser Division, das bei der Rapido-Überquerung nicht eingesetzt worden war) an den französischen Abschnitt, um sich zwischen den Franzosen und der 34. zu formieren und durch die Berge hinab vorzustossen an der Rechten der 34., die jetzt bereit war, ihren Vorstoss nach Süden in Richtung auf Cassino und die Fernverkehrsstrasse Sechs durch die Berggipfel hindurch zu führen. Eine Division, wäre sie verfügbar gewesen, hätte vielleicht Erfolg gehabt. Ein Regiment war nicht genug.

Am 31. Januar hatten sich die Franzosen in einer Stellung konsolidiert, von der aus sie nicht mehr vordringen konnten, die aber einen Dolch in der Flanke des deutschen Verteidigungssystems darstellte. An der äussersten Linken, nahe der Küste, war das britische Zehnte Korps nach vierzehn Tagen harten Kampfes um die Ausweitung seines Brückenkopfes am anderen Ufer des Garigliano zum Stillstand gekommen, bedrohte aber die deutsche rechte Flanke, wie die Franzosen ihre linke bedrohten. Die 34., mit dem einzelnen Regiment der 36. an ihrer Rechten, machte sich bereit, die Bürde ein wenig länger auszuhalten und einen positiven und endgültigen Angriff gegen Cassino und seine schützenden Berge zu unternehmen.

Diese Berge erstrecken sich endlos von Cassino hin zum Rückgrat, das mitten durch das Land hindurch verläuft, aber der Sporn, der den Kern des natürlichen (und von den Deutschen verstärkten) Verteidigungssystems stellte, das die Strasse nach Rom beschützte, erstreckte sich 3,2 Kilometer westlich und etwa 4,8 Kilometer nördlich von Cassino. Auf dem runden Dutzend Gipfel dieser Gegend, auf immer neuen steilen Felshängen und steinigen Bergsätteln, auf den Abhängen der Schluchten, zwischen den Felsblöcken einer unfruchtbaren vulkanischen Einöde, die ein Friedhof von Riesen hätte sein können, sollte jetzt die Schlacht von Cassino in eine neue Phase eintreten. Die 34., unterstützt von der zusammenge-

schrumpften 36., die ihrem Kommando unterstellt worden war, sollte die erste von vielen sein, die auf ein Schlachtfeld zog, wo die Natur ein ebenso furchtbarer Feind war wie die gegnerische Armee.

Hinter der Stadt lag der Monte Cassino. Verbunden mit Monte Cassino durch einen niedrigen Sattel war Höhe 593; nahe bei 593 war 596; im Westen von 596 lag der Colle S. Angelo; zwischen ihnen und um sie herum gab es viele kleinere Höhen. Jeder dieser Punkte war so gelegen, dass er von allen anderen Feuerunterstützung bekommen konnte. Zusammen bildeten sie eine koordinierte Linie, die parallel zur Hauptstrasse lief und sie überschaute, nachdem sie den Fuss des Monte Cassino gestreift hat und am Tal des Liri entlang verläuft. Um bis an die Strasse durchzubrechen, war es nötig, sich einen Weg durch diese Berge zu erzwingen, und sobald einer erreicht war, konnte er von allen anderen herab unter schweres Feuer genommen werden. Die Amerikaner waren jetzt im Begriff, dies zu versuchen – indem sie sich die beiden langen Berge Maiola und Castellone hinauf- und an ihnen entlang vorarbeiteten in Richtung auf die Linie von Gipfeln, die im rechten Winkel vom Monte Cassino zum Colle S. Angelo verläuft.

Die Berge waren steinig, übersät mit schweren Felsblöcken und Stechginster-Dickichten, zerriffelt von Schluchten und Spalten, auf die man immer wieder ganz unvermutet stiess; und wo einst Baumgruppen gestanden hatten, gab es jetzt nur noch von Artilleriefeuer zerfetzte Stümpfe. Sich auf diesen harten vulkanischen Hängen einzugraben, war ausgeschlossen. Nur die Deutschen – die drei Monate Zeit gehabt hatten, um Löcher in den Fels zu sprengen, vorhandene Höhlen zu erweitern und neue herauszusprengen – konnten ihre Geschütze in sicherer Deckung bemannen. Die Angreifer in diesem Lande mussten vergessen, dass es Spaten gab, und sich mit der Deckung begnügen, die lockere Steine gewährten, die sie mit ihren blossen Händen zusammenscharren und zu einer Art Brustwehr stapeln konnten. Es gab keine Wege, nur Ziegenpfade; der gesamte Nachschub musste mit Maultieren heraufgebracht werden. Nicht die geringste der Schwierigkeiten bestand darin, dass die Vormarschlinie von Norden

nach Süden sich künftig im rechten Winkel zur Feuerlinie der alliierten Artillerie befinden würde. Das machte die Aufgabe, enge Artillerieunterstützung zu gewähren, gefahrvoll.

Im Laufe der nächsten zehn Tage unternahm die 34. Division drei grössere Versuche, durch diese Berge hindurch zur Strasse vorzustossen, während eines ihrer Regimenter, das die Nebenstrasse am Fusse des Berges hinab operierte, versuchte, sich einen Weg nach Cassino selbst zu erkämpfen.

Das war die Zeit, als in den alliierten Frontberichten jeden Tag die Rede davon war, Stosstrupps hätten Cassino erreicht, die Einnahme der Stadt stehe bevor, die Amerikaner befänden sich in den Aussenbezirken, und so weiter. Nicht in Betracht gezogen dabei wurde, dass es bei der besonderen Beschaffenheit des Geländes und der Verteidigungssysteme durchaus möglich war, ewig in den Aussenbezirken von Cassino steckenzubleiben.

Zuerst wurden die grossen Hügelmassen Maiola und Castellone erobert, und sich Meter um Meter an den nackten Berghängen vorkämpfend, fand sich die 34. in einer Entfernung von 1'000 Meter vom Kloster, 800 Meter von der Höhe 593 und etwas weiter vom Colle S. Angelo entfernt wieder. Es schien nun nicht mehr weit zu sein. Aber diese ineinander verschachtelten Stellungen sollten sich als unpassierbar erweisen.

Die Männer der 34. arbeiteten sich unter Schmerzen an einem Berghang entlang vor, den sie nach seiner Form auf der Karte «Schlangenkopf» nannten, und sicherten sich ein schmales Sprungbrett auf Höhe 593. Aber es war zu schmal. Die Deutschen, weit davon entfernt, Truppen von dieser Front abzuziehen und nach Anzio zu werfen, brachten immer neue Verstärkungen herbei, und die Amerikaner mussten einige wilde Gegenangriffe zurückschlagen.

Zwischen dem 4. und 7. Februar erreichte ein Bataillon Colle S. Angelo, wurde aber wieder hinabgeworfen. Ein anderes erreichte Höhe 445, einen Hügel mit runder Kuppe unmittelbar unterhalb des Klosters und nicht mehr als 400 Meter von ihm entfernt, aber sein Versuch, Monte Cassino selbst von diesem Punkt aus zu nehmen, wurde von überwältigendem Maschinengewehrfeuer von den Hängen unterhalb des Klosters zunichte gemacht.

Allmählich dämmerte es den Männern, die in diesen Bergen kämpften, dass der Schlüssel zur Stellung dieser Klosterberg war und nicht so sehr die Stadt Cassino. Der Klosterberg, der beide Täler beherrschte und der an seiner Nordseite von einer Schlucht und an der Westseite von den Höhen 593 und 569 geschützt wurde – von Hügeln, die man nur unter diesen Höhenzahlen in Metern auf der Karte kannte, deren Nummernbezeichnungen den Soldaten aber vertrauter wurden als Ortsnamen. Die Berichte, die sie nach hinten schickten, hatten jetzt einen festen Kehrreim. «Das Zentrum des Widerstandes ist Monte Cassino.»

Tag um Tag, Nacht um Nacht klammerten sich die Amerikaner unter jammervollen Umständen an ihre nackten Hänge und versuchten, sich zentimeterweise vorzuschieben. Überall auf den Abhängen lagen jetzt Tote umher, die bei Tage nicht weggeschafft, geschweige denn beerdigt werden konnten. Die Züge schrumpften zusammen zu kleinen Grüppchen, betäubt von Kälte und Erschöpfung und Strapazen, kaum noch fähig, sich zu bewegen, aber sich hartnäckig an die Stellungen klammernd, die sie hielten.

Ende Januar hatte General Alexander die 2. Neuseeländische Division und die 4. Indische Division von der 8. Armee herübergebracht, aus ihnen das 2. Neuseeländische Korps unter Generalleutnant Sir Bernhard Freyberg, V. C. (=Träger des britischen Victoria Cross), gebildet und ihnen befohlen, sich bereitzuhalten zum Nachfolgen, falls es den Amerikanern in einem letzten Versuch gelang, zur Hauptstrasse, der Fernverkehrsstrasse Sechs, durchzubrechen, die nur 1,6 Kilometer durch die Berge entfernt war.

Zwischen dem 8. und 11. Februar unternahmen die Amerikaner ihre letzten Versuche, den Klosterberg und die Stadt Cassino zu erstürmen, und das neugebildete Neuseeländische Korps stand bereit, ihren Erfolg – falls sie ihn erzielten – auszubauen.

Die Kommentare des Generals Kippenberger, des Kommandeurs der 2. Neuseeländischen Division, beleuchten diese letzte, tapfere Anstrengung erschöpfter Männer, über ihre letzte seelische und körperliche Kraft hinaus weiterzumachen.

«Zusammen mit General Freyberg», schrieb Kippenberger,

«nahm ich an einer Korps-Konferenz teil, wo uns mitgeteilt wurde, dass die amerikanische 36. Division sich mit der 34. vereinigen und einen neuen Angriff auf die Abtei Cassino von dem hochgelegenen Gelände nördlich der Stadt aus führen sollte. Ich erklärte dem General, die amerikanische Infanterie sei erschöpft und ganz ausserstande, ohne eine gründliche Rast zu kämpfen. Er zeigte sich besorgt und beunruhigt und befragte die amerikanischen Kommandeure eingehend über die Verfassung ihrer Truppen, und es wurde sehr deutlich, dass keiner von ihnen vorn gewesen war oder auch nur in Berührung mit seinen Männern stand.»

Dessenungeachtet wurde der Angriffsbefehl erteilt, und das Neuseeländische Korps traf die nötigen Vorbereitungen, um einen eventuellen Erfolg auszunutzen. Kippenberger fährt fort:

«Den ganzen Tag lang regnete es stark, der Angriff misslang, wie fast jeder erwartet hatte, und wir strichen unser eigenes Projekt . . . Die Amerikaner hatten seit Januar mit einer Hartnäckigkeit und einer Tapferkeit gekämpft, die über jedes Lob erhaben ist, aber sie waren am Ende ihrer Kräfte. Einige der achtzehn Frontbataillone hatten 80% ihrer Kampfstärke verloren, und sie waren bis zum Äussersten erschöpft ..

Die Leistung der 34. Division bei Cassino muss den grossartigsten Waffentaten gleichgestellt werden, die Soldaten in dem ganzen Krieg vollbracht haben. Als sie endlich von der 4. Indischen Division abgelöst wurden, waren fünfzig von denjenigen, die bis zum letzten ausgehalten hatten, so betäubt von Kälte und Erschöpfung, dass sie sich nicht mehr bewegen konnten. Ihre Stellungen konnten sie noch besetzt halten, aber sie konnten sie ohne Hilfe nicht mehr verlassen. Auf Tragbahnen wurden sie herausgetragen, und es war eine der höchsten und abschliessenden Grausamkeiten dieser Schlacht, dass einige von ihnen, die so vieles überlebt hatten, von Artilleriefeuer auf ihren Tragbahnen getötet wurden auf dem langen, windungsreichen Weg hinab in die Sicherheit.

Sie haben das beste Lob geerntet, das ein Soldat sich verdienen kann – das anderer Soldaten, die gekommen sind, um sie abzulösen und die allein mit eigenen Augen sehen kön-

nen, was sie getan haben, was sie ertragen haben. Die britischen und indischen Soldaten der 4. Indischen Division, die zur Ablösung vorrückten, verkündeten am lautesten die hohe Leistung der Amerikaner.

Drei Jahre nach Ende des Krieges ging eine Gruppe britischer Offiziere über diese selben Berge, um die Schlacht von Cassino als militärische Übung unter der Leitung von Offizieren zu studieren, die hier gekämpft hatten. Als sie über die Felsbrocken kletterten, ganz ungläubig, dass hier so etwas wie eine organisierte Kriegführung stattgefunden habe, standen die Offiziere plötzlich vor einem erschütternden Anblick. An ein paar grössere Steine gekauert, in der Stellung, in der ein Infanterist mit seinem Gewehr im Anschlag liegt, fanden sie da ein menschliches Skelett. An seiner Seite lagen die verrosteten Reste eines Gewehrs und eines Stahlhelms, beides noch erkenntlich als amerikanisch. Das war wie ein abschliessender Kommentar zu der Standhaftigkeit der 34. US-Division und der Männer der 36., die ihre Qualen in den späteren Phasen der Schlacht teilten.

Von ihren vorbereiteten Stellungen aus kämpfend, hatten die Deutschen die erste Runde gewonnen. Bevor die letzten amerikanischen Angriffe vorüber waren, wurde in grösseren Einzelheiten bekannt, wie gut vorbereitet diese Stellungen tatsächlich waren. Ein französischer Soldat, der während der grossen Schlacht General Juins um Monte Belvedere in Gefangenschaft geraten war, wurde mit anderen Gefangenen von den Deutschen gezwungen, als Munitionsträger zu arbeiten. Am 14. Februar gelang es ihm, während eines Feuerüberfalls der amerikanischen Artillerie zu fliehen, weil seine Wachen in Deckung stürzten. Er brachte folgende Informationen über die Stellungen mit, die er in den acht Tagen seiner Gefangenschaft kennengelernt hatte.

Entlang der Höhenzüge nördlich und westlich der Abtei (Höhen 444, 593, 569, Colle S. Angelo) gab es MG-Stellungen, die zu beiden Seiten und von oben mit Panzerplatten gesichert waren, an der Front- und Rückseite mit Sandsäcken. Es gab Granatwerfer auf dem Kamm einiger Höhen, die mit Baumstämmen getarnt und geschützt waren. (Diese Waffen werden gewöhnlich in tiefen Schluchten oder hinter Felsvor-



General Truscott, 6. US-Korps

EINIGE KORPS- KOMMANDEURE



General Anders,
polnisches Korps



General v. Seliger und
Etterlin, 14. Panzer-Korps



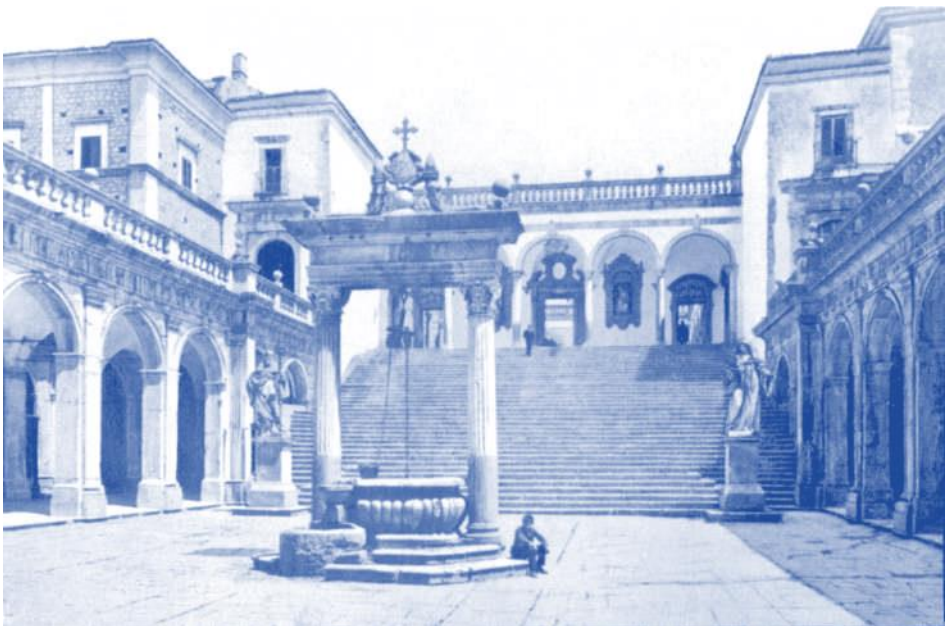
General Juin,
französisches Korps



General Freyberg,
2. neuseeländisches Korps



Das Kloster Monte Cassino vor der Zerstörung



springen in Stellung gebracht, wo sie dank ihres steilen Feuerwinkels über die Hindernisse hinwegschossen können, während sie selbst glänzend gedeckt sind.) Die drei Mann starken Granatwerfertrupps waren eingegraben. Der Soldat berichtete, dass die Artillerie wenig oder keine Wirkung auf die feindlichen Bunker habe, welche in den Fels hinein gesprengt oder getrieben worden und von dicken Lagen von Baumstämmen und zertrümmerten Steinen geschützt waren, dass sie aber den Truppen in den weniger kunstvoll angelegten Feuerstellungen Verluste zufüge.

Eine der wirkungsvollsten Waffen der Deutschen war der Nebelwerfer, ein sechsläufiger Granatwerfer, der sechs Bomben gleichzeitig abfeuern konnte. ImFluge gaben diese Bündel von Bomben eine eigentümliche Mischung zwischen einem Kreischen und einem Heulen von sich, die beträchtlich zu der Wirkung beitrug, die sie auf die Nerven derjenigen ausübten, auf die sie herniedergingen. Die Nebelwerfer, die kleinen Kanonen ähnelten, waren tief in den Berghang eingegraben. Das Schussfeld für sie war aus der Bergflanke herausgesprengt worden. Auch der Beobachter, der ihr Feuer leitete, war tief eingegraben; er beobachtete durch einen schmalen Sehschlitz, der in den Felsen gehauen war.

Das waren die Verteidigungslinien, gegen die die Amerikaner und später viele andere von Stellungen aus vorstürmen mussten, die nicht vorbereitet waren, weil solche Festungsarbeiten nur mit Sprengstoffen und Pioniergerät durchgeführt werden können zu einer Zeit, wenn der Feind nicht ein paar hundert Meter entfernt zuschaut. Die Deutschen hatten drei Monate Zeit gehabt für diese Arbeiten.

Andere neue Waffen wurden von den Deutschen um diese Zeit eingeführt. Eine Granatwerferbombe prallte nach dem Aufschlag ab und explodierte dann in geringer Höhe über dem Boden, so dass ihre Tötungs- und Verwundungsreichweite wesentlich vergrößert wurde. Auch auf dem Gebiet der Schützenminen gab es eine Neuentwicklung. In immer grösserer Zahl wurden Holzminen verlegt, vor allem die unangenehme Schü-Mine, deren Sprengstoffladung in einem kleinen Holzkasten mit einem Deckel untergebracht war, der auf einem umgekehrten Zugzünder ruhte. Trat jemand auf

diesen Deckel, dann explodierte die Mine und riss den Fuss ab. Das Wesentliche an diesen Holzminen war, dass sie mit Minensuchgeräten nicht aufgefunden werden konnten. Die Minen waren eines der verheerendsten Elemente der deutschen Verteidigungsanlagen von Cassino. Als die Amerikaner den oberen Rapido überquerten, sahen sie sich einem 3,2 Kilometer langen Minenfeld gegenüber.

Eine weitere Neuentwicklung war der transportable Bunker, der ein MG und die dazugehörigen MG-Schützen aufnehmen konnte. Die Panzerung war 12 Zentimeter dick. Der Bunker konnte auf einer flachen und kleinen, von einem Traktor gezogenen Lafette von Stellung zu Stellung gebracht werden.

Für die Alliierten wurde es immer schwerer, und diejenigen, die nach den Amerikanern an die Front kamen, fanden diese Verteidigungsstellungen durch die ersten Angriffe nicht aufgeweicht, sondern stärker geworden vor, denn in einer Schlacht dieser Art kann der Verteidiger in jeder Nacht, in der er nicht unmittelbar selbst angegriffen wird, seine Stellungen hier und da ein wenig verbessern und ausbauen. Ein bisschen mehr Draht, ein paar neue Minen, etwas zusätzlichen Schutz für diese Brustwehr, die im Feuerüberfall der vorletzten Nacht nicht allzu gut standhielt, ein paar neue Stolperdrähte, die Leuchtraketen hochjagen, oder ganze kleine Minenfelder, wenn der Feind sich heranarbeitet. In jeder Nacht kann der Verteidiger seine Stellung verstärken, denn es gibt nichts anderes für ihn zu tun oder zu denken; jede Nacht kann er seine Vorräte an Munition und Verpflegung und Erleichterungen jeder Art ausbauen, während er darauf wartet, dass die andere Seite etwas unternimmt. Für die Alliierten, deren vorgeschobener Stützpunkt immer noch gezwungen war, auf der anderen Seite des Rapido-Tales zu bleiben, lautete das Problem genau entgegengesetzt. Jede einzelne Patrone musste über eine Entfernung von mehreren Kilometern von Maultieren oder Männern herbeigeschafft werden. Da sie nicht die Möglichkeit hatten, Sprengstoffe bei der Anlage von Gräben in den frisch eroberten Stellungen in den Bergen zu verwenden, mussten sie mangelhaft versorgt anfangen und sich dann im weiteren Verlauf unter höchsten Schwierigkeiten Ersatz für das Verbrauchte beschaffen. Für

die gut eingerichteten Verteidiger dagegen würde es immer Überfluss an Munition und schützender Deckung geben. Ihr Problem bestand lediglich darin, dazubleiben.

Aber wenn die Deutschen die erste Runde gewonnen hatten, dann war das für sie alles andere als ein Vergnügen gewesen. Einige ihrer Kompanien hatten 75% Verluste erlitten. Ein Unteroffizier in den Bergen machte in der Zeit vom 22. Januar – dem Samstag, an dem die Qual der 36. Division am Rapido zu Ende gegangen war – bis zum 27. Januar, als die Schlacht der 34. Division über das Tal hinweg seit vier Tagen im Gange war und keine allzu guten Fortschritte erzielte, die folgenden Eintragungen in sein Tagebuch:

«22. Januar. Ich bin erledigt. Das Artillerief Feuer macht mich wahnsinnig. Ich habe Angst wie noch nie, und ich friere. Am Tage kann man sein Schützenloch nicht verlassen. Diese letzten Tage haben mich fertiggemacht. Ich brauche jemanden, an dem ich mich festhalten kann.

23. Januar. Ich sehe schwarz. Die Tommies schreiben in ihren Flugblättern, dass die Wahl bei uns liegt, Tunis oder Stalingrad. Wir sind auf halbe Ration gesetzt. Keine Post. Teddy ist in Gefangenschaft. Ich sehe mich auch schon als Gefangener.

27. Januar. Die Läuse machen uns fertig. Mir macht es schon nichts mehr aus. Die Verpflegung wird immer knapper – fünfzehn Mann, drei Brote, kein warmes Essen. Es heisst, wir sollen von irgendwelchen Gebirgstruppen abgelöst werden. Mein Wäschesack ist ausgeplündert worden. Jetzt zehn Mann, ein Brot.»

Auch für die Deutschen war der Januar kein Vergnügen.

So endete – mit einem neuen Schneesturm – die erste Schlacht von Cassino nach dreiwöchigen Kämpfen. Von Anfang an war die Offensive nie stark genug gewesen, um die aussergewöhnlichen Verteidigungsanlagen, auf die sie traf, zu überwinden. Sie war verfrüht unternommen worden, um die Landung von Anzio zu unterstützen. Sie war ein Versuch,

Cassino mit einer Reihe von Angriffen zu überschütten, die niemals an einem Punkt überwältigend stark waren. Als die Hoffnungen, auf denen Anzio basierte, sich als zu optimistisch erwiesen hatten, verzehrte sich jeder einzelne Stoss getrennt für sich.

Am Ende der Schlacht hatte das britische Korps an der äusseren Linken über 4'000 Mann seiner drei Divisionen verloren, und dafür konnte es nur einen schmalen Brückenkopf auf dem jenseitigen Ufer des Garigliano als Erfolg vorweisen; die Berge dahinter hatten den Plan zunichte gemacht, weiter vorzustossen, zur Südseite des Liri-Tales.

Die beiden Divisionen des französischen Korps an der äusseren Rechten hatten sich in ihrer grossartigen Eroberung des Monte Belvedere verausgabt, aber es war keine frische Formation da, die jetzt hätte eingreifen und den Vorteil ausnutzen können. Die Kämpfe hatten die beiden Divisionen 2'500 Mann Verluste gekostet.

Die 36. Division war in zwei Tagen und Nächten bei dem Versuch der Überquerung des Rapido und der Umgehung Cassinos zusammengeschlagen worden. Dieser Monat hatte ihr 2'000 Mann Verluste eingebracht einschliesslich derjenigen, die sie später erlitt, als sie nach der Neuaufstellung der 34. in den Bergen zugeordnet wurde.

Die 34. hatte über 2'200 Mann in den Kämpfen um ihren Bergbrückenkopf verloren – den einzigen merkbaren «Erfolg».

Bei Anzio waren die Landungsgruppen jetzt auf 70'000 Mann und 356 Panzer verstärkt worden. Aber der Brückenkopf war jetzt festgenagelt von überlegenen deutschen Streitkräften – dreieinhalb Divisionen standen fünf deutschen gegenüber.

Vom deutschen Standpunkt aus gesehen war die Schlacht vorteilhaft verlaufen. Die Gustav-Linie hatte die Feuerprobe bestanden. Nur ein einziges Mal, und zwar in den letzten fünf Januartagen, hatte von Senger ängstliche Augenblicke – als die französische Schwenkbewegung vom Norden her gute Fortschritte erzielte und die Amerikaner gleichzeitig auf Cassino und Monte Cassino einhämmerten. Jetzt aber konnte er zuversichtlich der Zukunft entgegensehen. Die Ereignisse hatten ihm gezeigt, welches die schwachen Punkte seiner Li-

nie waren. Da die Fünfte Armee nacheinander alle Abschnitte der Linie angriff, konnte von Senger die LÖcher stopfen, sowie sie auftauchten: er konnte die schwachen Punkte verstärken, Lücken ausfüllen, die Befestigungen verstärken.

Während der ganzen letzten Januarwoche und der ersten Februarwochen war Nacht für Nacht das Geräusch deutscher Arbeitstrupps zu hören – fleissig bauten sie im Licht der gewonnenen Erfahrungen die Stellungen aus. Wer sie als nächster angriff, der würde sie nicht geschwächt vorfinden durch die Schläge, die sie in der ersten Schlacht erhalten hatten, sondern er würde sie stärker denn je vorfinden.

Der alliierte Nettogewinn war der kostbare Bergbrückenkopf, der den oberen Rapido nördlich von Cassino überquerte und sich wie ein Blinddarm durch die Berggipfel bis auf 1 000 Meter an Monte Cassino herankrümmte. Es war ein schwer zu haltender Brückenkopf wegen des schwierigen Nachschubproblems und wegen der Tatsache, dass er von drei Seiten eingesehen werden konnte. Aber es war ein möglicher Annäherungsweg an den Monte Cassino, diesen Berg, der jetzt als Angelpunkt des ganzen Verteidigungssystems erkannt war.

Noch eine weitere Beute war gemacht worden – ein deutscher Tagesbefehl:

«Die Gustav-Linie muss unter allen Umständen gehalten werden wegen der politischen Folgen, die sich aus einer vollständig erfolgreichen Verteidigung ergeben werden. Der Führer erwartet härtesten Kampf um jeden Meter.»

Hiernach waren selbst die Nachrichtenexperten im Armee- und Armeegruppen-Hauptquartier nicht mehr so rasch damit bei der Hand, zu versichern, die deutsche Moral sei zermürt und ein Rückzug an den Po sei mehr als wahrscheinlich.

Die erste Schlacht von Cassino war unter politischem Druck begonnen worden, um die Anzio-Landung zu erleichtern.

Jetzt hatte Anzio die Erwartungen nicht erfüllt; die Deutschen waren weit davon entfernt, ihre Streitkräfte an der Cassino-Front zu schwächen; sie hatten sie noch verstärkt, und

die letzten Kämpfe hatten deutlich gemacht, wie stark sie tatsächlich waren. Mitte Februar wäre es angebracht gewesen, den Schluss zu ziehen, dass eine Erneuerung der Cassino-Angriffe nutzlos sei, bis das furchtbare Winterwetter vorüber war und eine Offensive in überwältigender Stärke gründlich vorbereitet werden konnte – eine Offensive gegen ein Verteidigungssystem, von dem man jetzt genau wusste, dass es nicht gut ein stärkeres geben konnte.

Unglücklicherweise konnte nun aber die Schwungkraft der Kettenreaktion nicht mehr gebremst werden. Aus Anzio grollte es unheilverkündend. Klare Anzeichen sprachen dafür, dass die Deutschen sich auf einen gewaltigen Gegenangriff mit ihrer frischen Vierzehnten Armee vorbereiteten. Die Offensive würde in wenigen Tagen beginnen. Der Situation fehlte es nicht an Ironie. Anzio hatte ursprünglich den Zweck, die Cassino-Front vor dem Festrennen in einer Sackgasse zu retten. Jetzt wurde Anzio zu einer Bürde. Es bedurfte selbst der Rettung.

Die erste Schlacht von Cassino hatte verfrüht beginnen müssen, um den Weg für einen grossen Anzio-Volltreffer zu ebnet; die zweite musste jetzt noch verfrühter begonnen werden, um Anzio vor der Katastrophe zu retten.

DIE ZWEITE SCHLACHT

Sie gaben ihre Leiber für das Gemeinwohl und ernteten jeder für sein eigenes Gedenken Lobpreisung, die nie vergehen wird, und damit das grossartigste aller Grabmäler, nicht das, in dem ihre sterblichen Gebeine gebettet werden, sondern eine Heimstatt in den Herzen der Menschen, wo ihr Ruhm niemals verwelkt..

PERIKLES

I

Sobald an den Januarschlachten der Amerikaner klarge worden war, wie ungeheuer stark die Cassino-Verteidigung tatsächlich war, beschloss General Alexander, die todgeweihte Adriafront der Obhut einer Defensivtruppe zu überlassen und Divisionen der Achten Armee zur Verstärkung der Fünften Armee nach Cassino zu verlegen.

Als erste trafen die 2. Neuseeländische und die 4. Indische Division ein. Später gesellte sich ihnen die 78. (britische) hinzu. Diese ad-hoc-Formation (der auch eine Kampfgruppe der 1. US-Panzerdivision angehörte) erhielt die Bezeichnung Zweites Neuseeländisches Korps, eine aus praktischen Gründen gewählte Sammelbezeichnung für eine Einsatzgruppe, deren spezifische Aufgabe es war, Cassino zu nehmen und in das Liri-Tal hinein durchzubrechen.

Das Zweite Neuseeländische Korps begann seine offizielle Existenz am 4. Februar. Zunächst hatte es die Aufgabe erhalten, den Durchbruch zu nutzen, falls es den Amerikanern

gelang, ihn zu erzielen, aber wie wir bereits gesehen haben, bestand nie wirkliche Hoffnung, dass es dazu kommen würde. Am 6. Februar wurde evident, dass die schrumpfenden amerikanischen Angriffe zu Ende waren. Die 34. und die 36. Division hatten ihr Pulver verschossen. General Alexander schrieb: «Es war klar, dass das Zweite Neuseeländische Korps nicht einfach durch ein vorher aufgesprengtes Tor hindurch vorstürmen konnte, sondern dass es dieses Tor selbst erobern musste.»

Das brachte zwei der grossartigsten Kampfdivisionen des Krieges auf den Schauplatz, die 2. Neuseeländische und die 4. Indische. Sie waren einander völlig unähnlich in Persönlichkeit und Methode, aber sie glichen einander in der langen Reihe von Erfolgen, die sie seit den ersten Kriegstagen erzielt hatten. Beide brachten nach Cassino und zur schwer erschütterten Fünften Armee eine fast arrogante Überzeugung von der eigenen Unbesiegbarkeit mit, die in ihren grossen Siegen in der westlichen Wüste gewachsen war. Eine Aura des Glanzes umgab diese beiden Divisionen.

Die Situation der Neuseeländer war einzigartig. Sie waren mehr als nur eine beliebige Division innerhalb des Gewebes der britischen und Commonwealth-Armeen. Sie waren die kämpfende Spitze einer winzigen Nationalarmee, der Neuseeländischen Expeditions-Streitkräfte. Neuseeland hatte als erstes der Dominien bei Ausbruch des Krieges seine Streitkräfte für den Dienst in Übersee mobilisiert. (In den anderen Dominien war der Dienst in Übersee anfangs freiwillig.) Die Streitmacht, die dann schliesslich im Mittelmeerraum diente, war nicht nur eine Division, sondern eine vollständige Expeditions-Streitmacht von einigen 25'000 Mann, der alle beigeordneten Dienstzweige angehörten – Nachschub, Gerät und Waffen, Sanitätseinheiten (einschliesslich eigener Feldlazarette und Wehrbetreuungsdienste, die von Neuseeländerinnen betrieben wurden). Was hier in Übersee diente, war ein Mikrokosmos Neuseelands, eine Familienangelegenheit, in der ein überaus mächtiger Sippengeist waltete. Neuseeländer dienten nie in anderen Einheiten. Man blieb lieber Feldwebel in einem neuseeländischen Bataillon, als das Leutnantpatent eines englischen Regiments anzunehmen.

Neuseeland ist eine kleine Nation. Die Bevölkerungszahl betrug bei Ausbruch des Krieges knapp 2'000'000. Es ist ein Land, in dem das Klischee «jeder kennt jeden» der Wahrheit näherkommt als irgendwo anders. Und innerhalb der Expeditions-Streitmacht war es ganz gewiss so.

Als dann die Neuseeländische Division in den Krieg zog, da war sie eine kleine, handverlesene Nationalarmee, und die ganze Nation verfolgte jede einzelne ihrer Bewegungen, die nationale Presse berichtete von jeder Einzelheit jedes Erlebnisses, das ihr widerfuhr, eine Regierung wachte über ihr Wohlergehen und ihre Leistung. Die Neuseeländer standen unablässig im Scheinwerferkegel der Aufmerksamkeit ihres 20'000 lange Kilometer entfernten Landes, und zwar intensiver und persönlicher als die britische oder amerikanische Division, die ganz unterging in der Vielfalt der in Übersee stehenden Streitkräfte. Keine Frau, die in England von den Kämpfen um Cassino las, konnte wissen, dass ihr Mann daran beteiligt war, selbst wenn sie wusste, dass er sich in Italien befand. Wenn eine neuseeländische Zeitung bekanntgab, dass die Neuseeländer bei Cassino kämpften, dann ging das jede zweite Familie im Lande direkt oder indirekt an.

Das wirkte sich dann im Verein mit dem selbstbewussten und zuversichtlichen Charakter der Männer fast als Zwang auf die Neuseeländische Division aus, sich selbstverständlich als Elitetruppe zu betrachten, der nichts anderes übrigblieb, als sich immer wieder auszuzeichnen. Wenn ein Mann sich auszeichnete, dann gelangte die Kunde davon mit Gewissheit in seine heimatliche Stadt oder sein Dorf. Auch wenn er versagte, erfuhr man das zu Hause.

Darüber hinaus besass der typische Neuseeländer Eigenschaften, die sich ideal für die Wechselfälle und die Anforderungen des Infanteriekampfes eignen. Zäh, hartnäckig, mit sardonischem Humor begabt und physisch robust (Rugby besitzt in Neuseeland etwas von der religiösen Bedeutung, die man in England dem Cricket zuschreibt) konnten sie auch auf ein allgemeines, hohes Intelligenzniveau hinweisen, denn Neuseeland hatte eine Zeitlang ein leistungsfähiges staatliches Erziehungssystem, das seiner Zeit voraus war. Wie die

Schotten, von denen so viele Neuseeländer abstammen, sind sie ausserordentlich lernbegierig und bildungsbewusst.

Sie hatten zwei andere Attribute, die unschätzbar wertvoll sind für den Infanteristen. Sie verliessen sich auf sich selbst, und sie konnten unabhängig und selbständig handeln. Unter ihnen waren viele, die ganz allein eine entlegene Farm oder eine Schafstation geführt hatten, eine Lebensform, die den Menschen zwingt, allein auf sich selbst gestellt zu denken und zu handeln, ohne sich auf vorhandene Einrichtungen und die Hilfe anderer zu verlassen. Aus dem gleichen Grund waren sie von Natur aus geschaffen zum Improvisieren, und Improvisation ist fünfzig Prozent des Infanteriekampfes. Ein Mann, der mit dem Nichts begonnen und mit seinen eigenen Händen und seiner eigenen Intelligenz eine Farm aufgebaut hat, wird sich leichter in das Geschäft des modernen Krieges finden, das die Pflege und Erhaltung von Maschinen, Ausrüstung und Verbindungsmitteln unter extremen Schwierigkeiten verlangt und die Fähigkeit, eine einfache, aber leistungsfähige Lebensweise unter Bedingungen zu organisieren und zu führen, die ständig höchste Anforderungen an die Standhaftigkeit und die Anpassungsfähigkeit des Einzelnen stellen.

Das war der neuseeländische Soldat. Ein harter, lederiger Mann, ein wenig skeptisch allem Phantasievollen oder Ungewöhnlichen gegenüber; dazu neigend, in seiner Haltung gegenüber dem Perfektionierten und dem Gedrillten von gutmütigem Spott zu sein; ein Mann, der gern die Verzierungen beiseiteschob, um zur Tagesordnung überzugehen: das Produkt einer schlichteren, mehr der Erde und der frischen Luft verhafteten Existenzform, in der er mit seinen eigenen Händen und aus sich selbst heraus seinen Weg zu bahnen hatte: ein Mann, der stolz war auf seine Zähigkeit, der sich aber nur selten damit brüstete. Seinem Temperament nach war er wohl den Schotten und den nordenglischen Soldaten am nächsten, die auch diese ruhige Überzeugung ihrer Überlegenheit besaßen, ohne den Wunsch zu haben, sie zur Schau zu stellen.

Weil sie als Closed Shop organisiert war, besaß diese kleine neuseeländische Streitmacht auch den Charakter eines ex-

klusiven Klubs, der eine Warteliste hat. Das wirkte nicht nur als Anreiz zu besonderen Leistungen auf diejenigen, die bereits dazu gehörten, sondern es machte auch den Wettbewerb um Beförderung scharf und langsam. Beförderungsplanstellen ergaben sich in anderen Divisionen dadurch, dass Männer aus dem einen oder anderen Grunde versetzt wurden. In der Neuseeländischen Division kam das nicht vor. Die Einheiten blieben im Grunde die gleichen, die sie zu Anfang des Krieges gewesen waren, abgesehen lediglich von dem Ersatz für die erlittenen Verluste und dem System der Regierung, die Division zu erneuern durch eine Heimführung der Männer nach einer bestimmten aktiven Dienstzeit.

Diese Eigenschaften und ihre Anwendung auf die Schlacht führten dazu, dass die meisten englischen Kommandeure die Neuseeländer in ihren besten Augenblicken zu den hervorragendsten Infanteriesoldaten der Welt zählten. Zu ihren grössten Bewunderern gehörten die Deutschen, was oft in den Berichten des deutschen militärischen Nachrichtendienstes zum Ausdruck kam. «Der Feind setzte Neuseeländer ein, es ist ihm also offensichtlich ernst», so lautet ein typischer Hinweis.

Über die Neuseeländer präsierte eine Persönlichkeit, deren Situation ebenso einzigartig war wie die der esoterischen Formation, die dieser Mann kommandierte: Generalleutnant Sir Bernard Freyberg, V.C. Freyberg war mehr als nur ein Divisionskommandeur. Er war der kommandierende General der Neuseeländischen Expeditionstreitkräfte, Kommandeur (ausser in Cassino) der Neuseeländischen Division im Felde, der selbstbewusste Repräsentant der neuseeländischen Regierung auf dem europäischen Kriegsschauplatz und der inoffizielle Vater und Vormund jedes Neuseeländers in Übersee. Nichts war zu gut für sie; es gab nichts, was er nicht erreichen konnte; er sorgte sich um sie wie ein Vater.

Das zeigte sich an einem rührenden Beispiel, als die Neuseeländer im Oktober von Nordafrika nach Italien verlegt werden sollten. Die Mittelmeerüberquerung war inzwischen zu einer Routinesache geworden. Geleitzüge legten die Fahrt regelmässig und ohne Zwischenfälle mit routinemässiger Luft- und See-Eskorte zurück. Das war Freyberg nicht gut genug. Er bat den neuseeländischen Verteidigungsminister, auf

höchster Ebene die Frage des ausreichenden Schutzes der neuseeländischen Streitkräfte während des Seetransports aufzuwerfen. Der Verteidigungsminister unterbreitete die Angelegenheit seinem Premierminister, Peter Fraser, der sich an Mr. Churchill wandte, der Admiral Cunningham informierte, der wiederum Mr. Churchill beruhigte, der an Mr. Fraser das Versprechen des Admirals weiterleitete, «dass jede Vorsichtsmassregel zum Schutze unserer alten Freunde, der neuseeländischen Truppen, auf ihrer Fahrt durch das Mittelmeer ergriffen wird. Wir kennen ihren Wert zu gut, um irgendeine Massnahme ausser Acht zu lassen, die ihre sichere Ankunft an dem Ort gewährleistet, wo sie ihr ganzes Gewicht gegen den Feind zur Geltung bringen können. Der Angelegenheit gehört meine persönliche Aufmerksamkeit.»

Freyberg war glücklich. Und die Neuseeländer setzten Segel nach Italien mit ganz genau der gleichen Eskorte, die sie ohnehin bekommen hätten.

Als hünenhafter, gutaussehender Mann mit forschenden grauen Augen und kräftigem Kinn war Freyberg äusserlich der klassische Inbegriff des Soldaten und Helden: genau so sah er aus, wie man sich einen Mann vorstellt, der den ersten Weltkrieg mit einem Victoria Cross und drei Distinguished Service Orders beendet hat.

Die Einzigartigkeit seiner Situation lag in zwei Dingen begründet. Erstens war er der einzige höhere Feldkommandeur des ersten Weltkrieges (aus dem er als Brigadegeneral hervorgegangen war), der während des ganzen zweiten Weltkrieges ein aktives Feldkommando innehatte. Zweitens lag sie in der Tatsache begründet, dass er nicht Mr. Churchill, sondern der Regierung und dem Premierminister von Neuseeland verantwortlich war; dies verlieh ihm ein Mass an Unabhängigkeit, wie es kein anderer Divisionskommandeur in Europa besass. Diese Unabhängigkeit, die er ohne Zögern ausnutzte, verlieh der Neuseeländischen Division den zusätzlichen Status eines Stars, der nicht so ohne Weiteres engagiert werden kann – der Weg dazu führt über seinen Agenten Freyberg.

Freyberg hatte deshalb sehr viel mehr bei der Festsetzung der Aufgaben mitzureden, die seiner Division gestellt wur-

den, als irgendeiner seiner britischen oder amerikanischen Kollegen. Seine Division stand nicht wie ihre britischen Äquivalente zur Verfügung, wo und wie es den Armeekommandeuren gefiel. Sie konnte nicht «verheizt» werden.

«Ich wusste», hat General Mark Clark geschrieben, «dass sich Alexander in Bezug auf Freyberg in einer schwierigen Lage befand. Die Briten waren äusserst vorsichtig in der Behandlung der neuseeländischen Streitkräfte, weil es sich bei ihnen um Territorialtruppen handelte, die nur ihrer Heimatregierung gegenüber verantwortlich waren.»

Wer die Neuseeländer haben wollte, der musste seine Idee zunächst einmal Freyberg «verkaufen». Ich erwähne dies nicht, um etwa anzudeuten, sie hätten weniger als andere zu den Mittelmeerfeldzügen beigetragen – sie haben eher mehr beigetragen als die meisten anderen – sondern als Illustration der Sonderstellung, die sie einnahmen: vergleichbar vielleicht mit der Position der Brigade of Guards.

Wegen seiner persönlichen Vergangenheit als kämpfender Soldat und wegen seines Alters gab es mancherorts eine Tendenz, Freyberg als ein Blut-und-Donner-Produkt von Ypern, Gallipoli und Passchendaele zu sehen. In Wirklichkeit war das genaue Gegenteil der Fall. Wie viele Männer, denen Mut und physische Kraft angeboren und deshalb selbstverständlich sind, war er milde, freundlich und warmherzig, und sein Herz gehörte der Kultur, die ihm früher von den orthodoxen Erziehungssystemen seiner Jugendzeit vorenthalten worden war.

Er dürfte einer der wenigen Divisionskommandeure gewesen sein, die Jane Austen ebenso auf Anhieb zitieren konnten wie die Reden Winston Churchills. Er muss einer der sehr wenigen gewesen sein, die die erste formelle Unterhaltung mit einem neu eingetroffenen Stabsoffizier mit der Frage eröffnet haben, ob er in Oxford summa cum laude promoviert habe oder nur mit einfacher Auszeichnung. Es überrascht immerhin, zu erfahren, dass einer der grössten Freunde dieses Generals nach dem ersten Weltkrieg Sir James Barie war.

Geoffrey Cox, der als Nachrichtenoffizier in dieser Division diente, hat das Phänomen so erklärt:

«Dieses intellektuelle Interesse dürfte auf ein erstes Kriegserlebnis zurückgehen, als der Zufall ihn im Hood Battalion der Royal Naval Division in eine bunte Gesellschaft verschlug, der Rupert Brooke, Arthur Asquith, Denis Browne, Patrick Shaw Stewart und Aubrey Herbert angehörten. Es ist nicht schwer, sich die tiefgreifende Wirkung vorzustellen, die diese Männer auf den jungen Freiluft-Neuseeländer haben mussten, der da frisch von den Kämpfen des mexikanischen Bürgerkrieges von 1913 zu ihnen gestossen war.

Das neuseeländische Bildungswesen jener Zeit hatte wenig intellektuellen Anreiz zu bieten. Freyberg war ein Produkt philisterhafter Umgebung, aus der seine Zeitgenossin Katharine Mansfield nach dem Londoner Bloomsbury geflohen war.»

Sonderbarerweise geschah es nicht vor 1939, dass Freyberg tatsächlich mit seinen eigenen Landsleuten zusammen diente. Im ersten Krieg und in den Jahren zwischen den Kriegen diente er ausschliesslich bei der britischen Armee. Als der neuseeländische Premierminister, Peter Fraser, ihn 1939 zum Kommandeur der Neuseeländischen Expeditionsstreitkräfte ernannte, war das eine Wiedergeburt. «Freyberg», um noch einmal Cox zu zitieren, «entdeckte sich neu als Neuseeländer.»

In seinem eigenen robusten Unabhängigkeitsgefühl und seinem trockenen Humor spiegelte sich die Gemütsart der Männer wider, die er befehligte. Einmal besuchte ein höherer britischer General die Neuseeländische Division. Beim Lunch bemerkte er mit bitter-süßer Belustigung: «Ihre Leute grüssen wohl nicht gern, wie?»

«Sie sollten mal versuchen, ihnen zuzuwinken», erwiderte Freyberg. «Sie winken immer zurück.»

Bei einer anderen Gelegenheit protestierte ein anderer höherer General bei Freyberg:

«Sie müssen da wirklich etwas unternehmen, Bernard. Ich bin eben hinter einem Lastwagen hergefahren, der voll besetzt war von Ihren Männern – sie waren offensichtlich betrunken – sie liessen sich hinten weit über die Rückwand des Wagens hinaushängen und boten mir Weinflaschen an.»

«Das ist noch gar nichts», sagte Freyberg gelassen. «Sie hätten mal sehen müssen, was hier neulich passiert ist. Sie haben einen unserer Wasserwagen mit Chianti gefüllt und den Tank ruiniert.»

Aber solche Anekdoten, die eine Seite des Bildes beleuchten, sollten niemanden zu der Annahme verführen, den Neuseeländern habe es an Disziplin gefehlt. Hinter der saloppen Oberfläche verbarg sich eine harte, praktische Disziplin, die zum Teil bedingt war durch die unablässige Beobachtung, der jede ihrer Unternehmungen von der Heimat unterzogen wurde, und zum Teil durch die rücksichtslose Entfernung jedes Mannes, der in einer ihm gestellten Aufgabe versagte. Sie legten an sich selbst hohe Massstäbe an, und wer versagte, verlor seinen Posten.

Diese Division hatte noch eine einzigartige Einrichtung. Das war ihr «Kabinett», wie die Neuseeländer selbst es nannten. Das Kabinett bestand aus Freyberg und den höheren Brigadegeneralen, und wenn eine Operation vorbereitet wurde, dann wurden die Pläne ausführlich, ja sogar mit krasser Offenheit besprochen. Aufmerksam hörte Freyberg jedem Einzelnen nacheinander zu, dann zog er das Resümee und fällte die endgültige Entscheidung. Diese Kabinettsitzungen waren immer wieder ein Mysterium für britische und amerikanische Generale, die keinerlei vergleichbare Erfahrung in einer so demokratischen Einstellung gegenüber der Kriegführung besaßen.

In diesen Versammlungen ragte Brigadegeneral Kippenberger hervor (der bei der Bildung des Zweiten Neuseeländischen Korps unter Freyberg Generalmajor wurde und das Kommando über die Neuseeländische Division übernahm). Über Freyberg sprechen die Neuseeländer stets mit Zuneigung, Respekt und Humor, ähnlich so wie Männer, die über ihren alten Schulleiter sprechen. «Ein schwieriger alter Knacker manchmal, aber wir würden für ihn durchs Feuer gehen.» Über Kippenberger sagten sie immer: «Kippenberger ist Neuseelands bester Soldat.»

Kippenberger, von Beruf Rechtsanwalt, diente im ersten Weltkrieg als einfacher Soldat, überlebte die Somme und wurde dann so schwer verwundet, dass er in die Heimat ent-

lassen wurde. Zwischen den Kriegen war er Territorialoffizier und studierte unermüdlich die Militärgeschichte. In Italien erwarb er sich sowohl als Kommandeur wie auch als Persönlichkeit die Hochachtung seiner britischen und amerikanischen Kameraden. Als höherer Brigadier und später als Divisionskommandeur übte Kippenberger einen grossen Einfluss im «Kabinett» aus. Dieses sehr individuelle neuseeländische Hauptquartier schockierte manchmal Absolventen der Akademien Camberley und West Point, die es in Aktion sahen, aber in der Praxis bewährte es sich glänzend. Die Neuseeländische Division war im besten Sinne eine grosse Amateurveeinigung – eine begabte zivile Körperschaft, die das Handwerk des Krieges in einer harten Schule gelernt hatte und es jetzt grossartig beherrschte.

In ihrer Persönlichkeit und ihrer Grundeinstellung war die 4. Indische Division die fast vollkommene Antithese der Neuseeländischen Division. Sie dürfte die professionellste Division der alliierten Armeen in Italien gewesen sein.

Die indischen Divisionen bestanden zu zwei Dritteln aus Indern, zu einem Drittel aus Briten. Jede der drei Brigaden bestand aus einem britischen und zwei indischen Bataillonen. Die Feldartillerie war rein britisch – aus irgendwelchen Gründen schienen die Inder nie die fortgeschritteneren Weisheiten der Kanonierkunst meistern zu können –, aber die Versorgungs-, die Zeugmeisterei und die Nachrichteneinheiten waren fast völlig indisch. Die höheren Offiziere waren Briten.

Die indische Armee bestand ausschliesslich aus Freiwilligen. Die kriegerischen Völker Indiens – die Sikhs, die Pandshabis, die Mahrattas, die Rajputs, die Gurkhas aus dem benachbarten Nepal – gingen zur Armee, weil sie das Soldatenleben liebten. Sie liebten alles an diesem Leben: den Drill, den Hang zur Perfektion, das bunte Tuch. Im Gegensatz zum britischen oder amerikanischen Soldaten, der überredet werden muss, dass blankpolierte Knöpfe und Kasernenhof nötig sind, schwelgten die Inder in all diesen Dingen, und sie kannten kein grösseres Vergnügen, als ihre Leistungen im Scharfschiessen, Funken oder in der ihnen angeborenen Kunst des Gefechts zur Schau zu stellen.

Deshalb zwangen sie ihre britischen Offiziere automatisch, diesen hohen Massstäben gerecht zu werden. Zwischen dem britischen Offizier und dem Soldaten konnte sich ein freundlicher Geist der gegenseitigen Toleranz hinsichtlich der Disziplin und der militärischen Massstäbe im Allgemeinen herausbilden. Wenn aber der indische Soldat, ohne im Geringsten dazu gezwungen zu werden, selbst darauf bestand, in den elementaren militärischen Dingen höchste Vollkommenheit zu erlangen, nicht weil es befohlen wurde, sondern weil es ihm Vergnügen bereitete, dann musste der Offizier Überstunden machen, um nicht hinterherzuhinken.

Das Resultat davon war, dass nur die Creme des britischen Offizierskorps zur indischen Armee fand. Der Sold war höher; die Qualifikationen waren höher, nur die Besten wurden akzeptiert.

Zwischen den beiden Weltkriegen traten viele Engländer in die Armee ein, weil es eine angenehme, nicht zu anstrengende Karriere war, die einem ein befriedigendes gesellschaftliches Leben eröffnete. Man konnte nützliche, wenn auch nicht gerade sensationelle Arbeit in einem Regiment leisten, ein bisschen von der Welt sehen und sich dann mit einer Pension und dem achtbaren Rang eines Majors ins Privatleben zurückziehen. Aber nur die Auslese dieser Männer konnte zur indischen Armee versetzt werden, und dann wurde ihr Soldatenleben zu einer Existenzform, die völlige Hingabe verlangte. Sie wurden von unten dazu gezwungen, von dem fast fanatischen Eifer der Männer, die sie befehligten.

Für den indischen Soldaten war der Uniformmantel, den er nach seiner Entlassung mit nach Hause nehmen durfte, eine Quelle des unvergleichlichen Prestiges in seinem Heimatdorf. Und oft lehnten diese Männer es ab, in Urlaub zu fahren – aus dem einfachen Grunde, weil ihnen ihr militärisches Leben besser gefiel.

Die Freude des indischen Soldaten am Soldatentum zwang nicht nur seine Offiziere zu Spitzenleistungen, sondern wirkte sich in genau der gleichen Weise auf die britischen Regimenter aus, die an seiner Seite kämpften. Das britische Bataillon in einer indischen Brigade stand unter einem Zwang, sich auszuzeichnen, der unendlich viel mächtiger war als das

Gebrüll eines Hauptfeldwebels oder die krähende Stimme eines kommandierenden Offiziers.

Diese unvergleichliche professionelle Qualität der Indischen Division erreichte im Kriege ihren natürlichen Höhepunkt. Der Krieg war die logische Erfüllung des Soldatentums. Und während Einheiten, die weitgehend aus zivilen Soldaten bestehen, den aktiven Dienst als eine höchst unangenehme Arbeit betrachteten, die man so rasch wie möglich hinter sich bringen musste, sah die Indische Division – jedenfalls die gute – ihn eher als die mystische Erfüllung der Lebensform, die sie gewählt hatte.

Die 4. Indische Division traf kurz vor Ausbruch des Krieges in Ägypten ein und begann sofort, intensiv den Wüstenkrieg zu üben. 1940 hatte sie zusammen mit der 7. Panzerdivision jene Vernichtung der italienischen Armeen in Libyen durchgeführt, die zu einem klassischen Beispiel des Kampfes der Wenigen gegen die Vielen geworden ist. Das folgende Jahr brachte den bemerkenswerten Sieg von Kerem in Erythräa 1942 und 1943 spielte sie eine wichtige Rolle im endgültigen Sieg in der Wüste. Seither hatte sie in Afrika in Ruhestellung gelegen und war neu ausgebildet worden.

Wie die Neuseeländische Division, so kamen auch die Inder mit einer glanzvollen und erfolgreichen Geschichte nach Italien und mit der gleichen Überzeugung, unbesiegbar zu sein. Wie die Neuseeländer hatten auch sie einen hervorragenden Kommandeur. Generalmajor F. I.S. Toker, C.B., D.S.O., O.B.E., war einer der Stars unter den Divisionsgeneralen. Als Kriegsgelehrter ebenso wie als peinlich genauer und erfolgreicher Feldkommandeur war Toker ein Mann, der in ungewöhnlich hohem Grade die Qualitäten eines Militär-Akademikers mit denen eines Kampfkommandeurs verband. Er hatte eine Reihe von Büchern geschrieben, die als Standardwerke gelten; als aktiver Kommandeur war er ein Perfektionist, der höchste Maßstäbe an die professionelle Leistungsfähigkeit anlegte. Als Individualist hatte er in seiner ganzen Armee-Karriere in dem Rufe gestanden, stets seine unverhohlene Meinung zu sagen und gegen den Strom zu schwimmen, auch wenn er sich damit unbeliebt machte. Man erzählt sich von ihm die Geschichte, wie er als Schüler der

Generalstabsschule während einer takischen Übung eine Aufgabe lösen musste. Er löste sie und fügte hinzu:

«Das ist die Antwort, die Sie erwartet haben und die Sie für richtig halten. Jetzt werde ich Ihnen erklären, was meiner Meinung nach in dieser Situation getan werden müsste.»

Selbst die diskrete offizielle Geschichte seiner Division ist durchsetzt mit Sätzen, die so anfangen: «General Toker erhob Einspruch gegen diesen Plan mit der Begründung, dass . .

Im Gegensatz zu vielen Divisionsgeneralen des Krieges war Toker nicht der Mann, der ganz zwanglos in eine Bataillonsküche hineinschneite und einen Becher Tee mit seinen Männern trank; ihm fehlte diese Art Zwanglosigkeit, mit der viele jüngere Produkte aus der Generalsschule Montgomerys ihre Divisionen charmierten und zu Leistungen anspornten. Er war von strenger Persönlichkeit, eine eher kühle Gestalt, und sein Verstand beschäftigte sich rastlos mit seiner Aufgabe. Aber ihm gehörten der uneingeschränkte Respekt und die Bewunderung seiner Division. Er strahlte Fleiss und Leistung aus, und das spiegelte sich in seiner Division wider. Er war in der Tat genau der hundertprozentige professionelle Kommandeur, den diese professionelle Division brauchte.

So kamen sie also wieder zusammen, diese beiden Wüstenformationen: die grosse Amateur-Division aus Neuseeland und die grosse professionelle Indische Division. Beide kamen nach Cassino mit gelassenem Selbstvertrauen; für sie war das nur eine neue Gelegenheit" um ihre Unbesiegbarkeit zu demonstrieren. Um dann erblickten sie nacheinander zum erstenmal den schroffen, ragenden Monte Cassino mit dem riesigen, festungsähnlichen Gebäude, das sich auf seinem Gipfel spreizte; sie sahen das überschwemmte Tal und die überall gegenwärtige graubraune Einöde und die feindseligen, festgefügtten Berge hinter Monte Cassino. Und sie wurden nachdenklich.

General Freybergs Plan für die zweite Schlacht von Cassino war praktisch eine Fortsetzung und Erweiterung des amerikanischen Angriffs in der ersten. Cassino sollte gleichzeitig von Norden und von Südosten her angegriffen werden.

Von dem Brückenkopf aus, den die Amerikaner aus den

Berggipfeln herausgemeisselt und -gerissen hatten, sollte die Indische Division das Kloster und den Klosterberg stürmen und dann den Berghang hinab zur Fernverkehrsstrasse Sechs vorstossen. Gleichzeitig sollten die Neuseeländer die flache Passage entlang, durch die die Eisenbahnlinie führte, hinter dem schützenden Rocksäum des Monte Trocchio hervor vordringen und den Bahnhof einnehmen, einen stark befestigten Abschnitt 1,2 Kilometer südlich der Stadt.

Waren beide Angriffe erfolgreich, dann sollte Cassino in der Zange erdrückt werden, und die 180 Panzer der 1. US-Panzerdivision sollten in das Liri-Tal stürmen. Selbst wenn der Angriff der Inder fehlschlug, würde die Eroberung des Bahnhofsgebietes ein Sprungbrett schaffen, von dem aus ein weiteres Vordringen in das Tal hinein und gegen die Stadt möglich sein würde.

Das schien zu der Zeit der bestmögliche Plan. Eine Überquerung des Rapido bei S. Angelo zu versuchen (wie die Amerikanische 36. Division es getan hatte), hätte – mit der zu diesem Zeitpunkt zur Verfügung stehenden Truppenstärke und angesichts der furchtbaren Überschwemmung der Vorfelder im Tal – die gleiche Katastrophe heraufbeschworen, und auf diese Alternative hatte man mit Recht verzichtet.

Dieser Plan schien der beste zu sein, der zur Verfügung stand. Aber niemand machte sich irgendwelche Illusionen, und das zeigte sich in einer Unterhaltung zwischen General Freyberg und General Gruenther (General Clarks Stabschef), die an einem dieser trüben Februar-Vormittage stattfand.

«So, dann ist das ja wohl der Punkt, an dem wir Ihnen die Fackel zuwerfen», sagte Gruenther mit einem etwas dünnen Lächeln. «Was halten Sie denn von den Chancen?»

«Nicht mehr als fifty-fifty», erwiderte Freyberg.

Für die Neuseeländer, die ihre grossen Triumphe in den goldenen Einöden der westlichen Wüste errungen hatten, war dieses düstere Amalgam aus Schlamm und Berg unter dem hypnotischen Starren des Monte Cassino ganz und gar nicht das, was sie gewohnt waren. Den Indern, die Bergfestungen in Erythräa gestürmt hatten, erschien es «schlimmer als Kerem», jene Schlacht in Erythräa, die ihnen zum Massstab der Schwierigkeit geworden war.

Eine Aufgabe war zu lösen, und sie würden ihr Bestes tun. Aber beide Divisionen waren viel zu erfahren, um sich irgendwelchen Illusionen darüber hinzugeben, wie es in der Praxis aussehen würde.

2

Es ist sinnlos, eine Schlacht kritisch zu betrachten, ohne sie in Beziehung zu setzen zu den genauen Umständen und Bedingungen, die zu jener Zeit und an jenem Ort herrschten. Das mag eine Binsenweisheit sein, aber sie wird nur zu oft von Militärkritikern ignoriert. In der Stille ihrer Studierstube durchdenken sie eine Schlacht, an der sie nicht teilgenommen haben, und murmeln ruhevoll vor sich hin, dass «mehr Divisionen hätten in die Schlacht geworfen werden müssen» oder dass «mehr Kühnheit hätte an den Tag gelegt werden müssen».

Die Entscheidungen eines Kommandeurs können nur dann richtig eingeschätzt werden, wenn sie vor dem Hintergrund der genauen und besonderen Umstände, der Atmosphäre, der klimatischen Bedingungen und des Drucks gesehen werden, unter denen sie gefällt worden sind. Das gilt speziell für Cassino, das in ganz aussergewöhnlichem Masse und zu jeder Zeit immer wieder eine Verschwörung aller Schwierigkeiten war. Betrachten wir also den Zusammenhang, in dem die Verantwortung für Cassino auf die mächtigen Schultern General Freybergs gelegt wurde.

Die Fünfte Armee befand sich in keiner schönen Verfassung; ihr Kommandeur, General Clark, war bis zum Zerreißen belastet. Zwei seiner besten Amerikanischen Divisionen, die 34. und die 36., waren in zweieinhalbwöchigem Kampf aufgegeben worden. Die eine, die 36., war nicht nur vorläufig als Kampftruppe erledigt, sondern sie befand sich in einem Zustand der Rebellion. Sie glaubte, sie sei aus Unvernunft bei der unglücklichen Rapido-Überquerung geopfert worden, und sie kündigte an, sie wolle die Angelegenheit nach dem Krieg dem Kongress vortragen. Die Tatsache, dass eine erfahrene Division eine so tiefe Erbitterung emp-

fand, lässt auf den Tiefpunkt schliessen, auf den die Stimmung einiger überanstrengter amerikanischer Einheiten abgesunken war infolge der entmutigenden Kämpfe der vorangegangenen Monate – Kämpfe, die in ihrer ersten Kraftprobe mit Cassino gipfelten. Hinzu kam noch, dass sich der Rest der Fünften Armee bei Anzio in ernststen Schwierigkeiten befand.

Clark kam nie allzu gut mit seinen untergeordneten britischen Kommandeuren aus, deren Kampferfahrung wesentlich grösser war als seine eigene, und das zeigt sich immer wieder in seinen Memoiren. Von Anfang an bestand geringer persönlicher Kontakt zwischen ihm und dem gar zu offenen Freyberg, und das trug nicht zur Besserung einer ohnehin schwierigen Situation bei.

Mittlerweile waren die deutschen Verteidigungsstellungen, die die Feuerprobe bestanden hatten, stärker denn je, und das Winterwetter wurde von Tag zu Tag schlechter. Regen, Hagel und Schnee folgten einander in monotoner Reihe. Das Schlachtfeld war nur noch ein einziges Grau in Grau befestigter Bergeinöde, geschützt von einem Burggraben aus Schlamm, Sumpf und Überschwemmung.

Was nützte ein Übergewicht an Flugzeugen, wenn sie die meiste Zeit infolge des Wetters am Boden bleiben mussten? Oder sechshundert Panzer bei Bodenbedingungen, die es ihnen unmöglich machten, die Strasse zu verlassen, ohne bis an den Bauch im Schlamm zu versinken?

Von der Neuseeländischen und der Indischen Division, dies, dabei waren, die Stellungen der Amerikaner zu übernehmen, trafen fast stündlich Berichte über die ausserordentlichen praktischen Schwierigkeiten ein, auf die sie bei der Durchführung ihrer routinemässigen Ablösungen stiessen: Berichte über den Zustand der Pfade, die benutzt werden mussten, den Bedarf an grösseren Mengen von Spezialausrüstung wie Räumflügen, über die Nutzlosigkeit von Transportmitteln mit Zweiradantrieb, zu denen die britischen Formationen verurteilt waren, über die Schwierigkeit der Aufklärung, weil jede Bewegung direkt vom Monte Cassino und den angrenzenden Gipfeln aus eingesehen werden konnte – der Bericht über die grosse Misere nahm kein Ende.

Das galt besonders für die Inder. Der Brückenkopf, den die Amerikaner an der Hintertür von Monte Cassino in die Berggipfel hinein vorgetrieben hatten, schuf aussergewöhnliche Schwierigkeiten. Praktisch war dieser Brückenkopf ein vorgeschobenes und separates Schlachtfeld vor der alliierten Hauptkampflinie. Um den Brückenkopf zu erreichen, mussten sie einen Marsch von elf Kilometern schräg durch das überschwemmte Tal des Rapido zurücklegen und dann eine Reihe windungsreicher Ziegenpfade erklimmen. Beim Durchqueren des Tales waren sie völlig deckungslos dem starrenden Blick des Klosterberges preisgegeben, so dass dieses Tal praktisch zu einer Art verfrühten Niemandslandes geworden war, das sie durchqueren mussten, nur um ihre eigene, private Front zu erreichen.

Die amerikanischen Überreste hatten es fertiggebracht, dort in kleinen, zusammengeballten Gruppen am Leben zu bleiben. Eine andere Sache war es, eine Brigadegruppe mit den Vorräten und der Ausrüstung für einen grossen Angriff in Stellung zu bringen.

Die Ablösung der Amerikaner durch die Inder spricht für sich. Um auch nur die vorgeschobene Basis auf dieser Seite des Rapido zu erreichen, mussten sie sich amerikanische Fahrzeuge mit Vierradantrieb borgen, die sie über eine Nebenstrasse 3,2 Kilometer nördlich der Fernverkehrsstrasse Sechs nach San Michele brachten. Die Strasse war schwer beschädigt. Zwei Lastwagen kamen in einer Kurve ins Schleudern und stürzten über einen Abhang in die Tiefe. Es waren die beiden Lastwagen mit der gesamten Reserve an Werfermunition und Handgranaten des Royal Sussex Battalion, des führenden Bataillons. Die Munition wurde nicht rechtzeitig genug für die fünf Tage später beginnende erste Schlacht ersetzt.

Der nächste Tag wurde mit dem Versuch verbracht, genug Maultiere aufzutreiben, um das Bataillon und seinen Nachschub über das falsche Niemandsland hinweg in den Bergbrückenkopf zu schaffen. Nur ein Drittel der benötigten Maultiere war aufzutreiben. In dieser Nacht überquerte das Royal Sussex das Tal zu Fuss und rückte in ein Sammelgebiet an den unteren Hängen des Monte Castellone ein. Sie trafen dort um 3.00 Uhr früh ein und standen fünf Stunden lang

unter Artillerief Feuer. Einige Granaten kamen aus alliierten Rohren.

Den ganzen nächsten Tag standen sie unter Artillerief Feuer. Am Nachmittag erhielten sie Befehl, in der folgenden Nacht Monte Belvedere anzugreifen. Das löste bei ihnen Überraschung aus, da Belvedere sich doch in der Hand der Franzosen befinden sollte. Der Angriff wurde eine halbe Stunde vor dem festgesetzten Beginn abgeblasen. Die Franzosen hielten den Berg tatsächlich.

Am nächsten Morgen erhielt das Royal Sussex Befehl, in der folgenden Nacht die Amerikaner abzulösen. Ein amerikanischer Stabsoffizier meldete sich bei dem Kommandeur des Bataillons, um ihn bei Tageslicht in die Stellungen einzuweisen. Es schienen gewisse Zweifel darüber zu bestehen, wo sich diese Stellungen nun eigentlich genau befanden, und erst als er den Oberst bis kurz vor die deutschen Stellungen geführt hatte – die prompt das Feuer eröffneten –, gewann der einweisende Offizier seine Orientierung wieder, und der Weg zu den vorgeschobenen amerikanischen Stellungen konnte in Sicherheit zurückgelegt werden. Aber die Herren näherten sich ihnen, was nicht ganz ungefährlich war, von der deutschen Seite her.

Der britische Oberst stellte fest, dass der Abschnitt von den Überresten von vier amerikanischen Bataillonen aus drei verschiedenen Regimentern und zwei Divisionen gehalten wurde. Das waren die Überlebenden der tapferen 34. und eines Regiments der 36., und sie hatten sich, so gut es ging, neu organisiert, um die Stellung halten zu können, bis die Ablösung käme. Ihre Stellungen hockten auf dem sich unregelmässig krümmenden Bergkamm, den die Soldaten Schlangenkopf nannten. In der folgenden Nacht stiess das Sussex-Bataillon zu seinem Obersten Glennie auf dem Schlangenkopf, und in dieser Nacht zeigte es sich, dass fünfzig der Amerikaner, die sich so mutig an diese unsichere Eroberung geklammert hatten, zu erschöpft zum Gehen waren und auf Tragbahren aus ihrer Stellung geschafft werden mussten.

Der Alptraum dieser Ablösung durch die Vorhut der 4. Indischen Division erklärt sich aus zwei Dingen: aus dem Versäumnis der höheren amerikanischen Stäbe, präzise Angaben

darüber zu machen, welche Stellungen ihre vorgeschobenen Truppen hielten und welche nicht, und aus der Beschränkung jeder Bewegung bei Tage (und damit auch der normalen Aufklärung) infolge der Tatsache, dass alle beherrschenden Höhen von den Deutschen besetzt waren – vor allem Monte Cassino. Ein Offizier sagte: «Wohin man auch ging, da war das Kloster und sah dich an.»

Aber ein noch härterer Schlag war reserviert für Oberst Glennies Ankunft auf dem Schlangenkopf. Der Indischen Division war erklärt worden, die Amerikaner hielten die überaus wichtige Höhe 593, die ragende, angrenzende Höhe, die das Kloster überschaut. Dieser Berg ist weniger als 1'000 Meter vom rückwärtigen Eingang des Klosters entfernt und durch einen gangbaren Felssattel mit ihm verbunden. Der Plan des Neuseeländischen Korps war unter dem Eindruck aufgestellt worden, dass die Indische Division das Kloster von dem sicheren Stützpunkt der angrenzenden Höhe 593 aus angreifen würde. Erst als das Sussex-Bataillon tatsächlich an Ort und Stelle war, entdeckte man, dass die Amerikaner die Höhe 593 nicht hielten, sondern nur einen kleinen Stützpunkt auf dem diesseitigen Hang besaßen. Der ganze Rest des Berges einschliesslich der Ruine einer mittelalterlichen Burg war fest in deutscher Hand. Anstatt die Höhe zu übernehmen, die ihr Sprungbrett für den Angriff sein sollte, mussten sie erst darum kämpfen, und der Angriff war am 15. Februar fällig, also in drei Tagen.

Unterdes kamen aus Anzio immer schlechtere Nachrichten. Das rote Gefahrenlicht war sehr rot. Die deutsche Gegenoffensive musste in spätestens zwei Tagen stattfinden. Anzio war in Gefahr. Anzio musste gerettet werden. Wie ungeheuerlich und ausgefallen auch die Schwierigkeiten waren, die neue Cassino-Offensive musste sofort unternommen werden. So drängte Wilson Alexander, Alexander drängte Clark, Clark drängte Freyberg und Freyberg drängte seine beiden Divisionen, unverzüglich bereit zu sein zum Angriff. Wieder einmal war die Zeit zu kurz bemessen. Alles musste überstürzt werden. Nichts konnte ausreichend vorbereitet werden. Anzio war in ernster Gefahr.

Das war der Hintergrund des politischen und strategischen

Drucks, der taktischen Notlage, der rapide wachsenden praktischen Schwierigkeiten, der widrigen Zufälle und der unzulänglichen Informationen von den höheren amerikanischen Stäben, von denen er die Stellungen übernommen hatte, vor dem Freyberg mit aller wünschenswerten Offenheit seine Vorgesetzten davon informierte, dass seiner Meinung nach eine Offensive unter diesen Umständen nicht mehr als eine fünfzigprozentige Erfolgchance habe.

Das war der Hintergrund, vor dem General Tucker – der in jeder dieser Schwierigkeiten, der grossen und der kleinen, lebte, die seine Indische Division nach besten Kräften in der kurzen noch verbleibenden Zeit zu meistern suchte – sagte: «Ich bin angewiesen auf die Ausschaltung des Klosters durch schwere Bomber.»

Am 5. Februar, während die Amerikaner ihre letzten Anstrengungen in den Bergen unternahmen und die Neuseeländische und die Indische Division sich darauf vorbereiteten, sie abzulösen, senkte sich eine neue Bürde auf Abt Diamare und seine kleine Gruppe von Mönchen im Kloster herab.

In jener Nacht, auf dem Höhepunkt eines schweren Gewitters, trafen 150 weitere Zivilisten am grossen, hölzernen Eingangstor des Klosters ein. Von dem immer stärker werdenden Artilleriefeuer aus den Höhlen vertrieben, wo sie sich seit Tagen wie Tiere versteckt hatten, wurden sie von einigen vierzig laut schreienden Frauen geführt, die – betäubt von Kälte und Hunger und wahnsinnig vor Angst und Entsetzen – mit den Fäusten an das Tor schlugen, bis ihre Knöchel bluteten. Sie heulten und schrien, sie würden das Kloster in Brand stecken, wenn man sie nicht einliesse. Als das Tor geöffnet wurde, stürmten sie blind in die schwarze Finsternis der Gewölbe und Gänge und Treppenhäuser der Abtei.

Die Mönche verbrachten den nächsten Tag mit dem Versuch, sie zu beruhigen und halbwegs Ordnung zu schaffen. Einige wurden in dem grossen Eingangs-Treppenhaus untergebracht, andere in der Zimmermannswerkstatt unter der riesigen Bibliothek, in der Pförtnerloge oder in den unterirdischen Gängen. Einige wurden auch in die Räume bei den Kaninchenställen eingewiesen, die einen eigenen Ausgang zum Küchengarten hatten.

Ordnung zu halten unter 200 verzweifelten Menschen und sie unter den gegebenen Umständen einigermaßen zu organisieren, ging – was nicht überrascht – über die Kräfte eines achtzigjährigen Abtes, seiner fünf Mönche, der wenigen Laienbrüder und des taubstummen Dieners. Die Vorräte an Wasser und Lebensmitteln waren gering; ausser Kerzen gab es nachts kein Licht. Es gab eine unendliche Vielfalt von Möglichkeiten für Fremde, sich in den kilometerlangen Gängen zu verirren, und die meisten Flüchtlinge waren hysterisch und fast irrsinnig nach allem, was sie durchgemacht hatten.

Mittlerweile gingen jetzt viele Granaten auf das Kloster und seine Höfe nieder, Granaten aus dem unaufhörlichen Feuer auf den Berg, auf dem das Kloster stand. Ein Mann, der Wasser schöpfte aus der Zisterne im Mittelhof, wurde getroffen; zwei alte Frauen, die einen der Kreuzgänge entlangeilten, wurden vom Luftdruck einer schweren Explosion im Hof getötet; ein Junge, der in einem anderen Hof spielte, wurde schwer verwundet.

Keine zwei Tage nach der Ankunft der Flüchtlinge herrschten erschreckende sanitäre Zustände im Kloster. Es war unvermeidlich, dass Krankheiten ausbrachen, und eine Krankheit, die nicht identifiziert werden konnte, wuchs sich zu einer Epidemie aus. Die ersten begannen daran zu sterben.

Einer der jüngeren Mönche, Dom Eusebio, übernahm die Pflichten eines Krankenpflegers, und er kämpfte Tag und Nacht gegen eine Krankheit, die er nicht einmal diagnostizieren konnte. Er trennte sich von seinen Patienten nur, um in die Werkstatt zu gehen und Särge zu bauen für die Opfer der Krankheit und dann-während einer Feuerpause-hastige Begräbnisse mit einem kurzen Gebet zu halten.

Ohne sich zu schonen, arbeitete er so fünf Tage und fünf Nächte lang. Dann befiel die Krankheit ihn selbst, und in der Nacht des 13. Februar starb er.

Die anderen Mönche legten ihn in einen der Särge, die er selbst gebaut hatte in der Werkstatt unter der riesigen Bibliothek. Sie zündeten Kerzen an, sprachen Gebete über seiner Leiche und lauschten, ob nicht eine Pause eintrete in dem gedämpften Donner der Geschütze, damit sie ihn hinaustragen und beerdigen könnten. Erst bei Tageslicht hörten die Ge-

schütze auf zu feuern, und dann konnten die Mönche nichts tun, denn sie durften es nicht wagen, die schützenden Mauern bei Tage zu verlassen.

Als General Toker, Kommandeur der 4. Indischen Division, von den Amerikanern erfuhr, dass der Klosterberg der Schlüssel zur Cassino-Stellung sei; als er mit seinen eigenen Augen sah, wie dieser Berg das Schlachtfeld beherrschte und der Stützpfiler war für das ganze System der Gebirgs-Verteidigung; als er selbst wie jeder andere, der hier kämpfte, empfand, wie das Kloster auf dem Gipfel des Berges fast hypnotisch jeden Annäherungsweg beherrschte – forderte er beim Nachrichtendienst der Fünften Armee auf dem Dienstwege alle über dieses Gebäude zur Verfügung stehenden Informationen an.

Die Nachrichtenabteilung der Fünften Armee hatte nichts zu bieten. Also unternahm General Toker, ein entschlossener und methodischer Mann, eine für einen General dieses Krieges nicht gerade übliche Tat. Er liess seinen Wagen kommen, fuhr nach Neapel und verbrachte den grössten Teil des Tages damit, die Buchhandlungen und Antiquariate dieser Stadt zu durchstöbern, bis er gefunden hatte, was er suchte. In der Nacht schickte er dann ein Memorandum an seinen Korpskommandeur, General Freyberg. Dieses Memorandum ist nicht nur eine präzise Einschätzung der Lage, wie sie sich dem Mann darstellte, den sie am meisten anging – dem General, dessen Division den Klosterberg-Komplex angreifen sollte; dieses Memorandum bietet einen aufschlussreichen Einblick in den Charakter General Tokers.

Dies ist der Wortlaut des Memorandums:

«1. Nach beträchtlichen Mühen und nach Durchforschung vieler Buchhandlungen in Neapel habe ich endlich ein im Jahre 1879 veröffentlichtes Buch gefunden, das gewisse Einzelheiten über die Konstruktion des Klosters Monte Cassino enthält.

2. Das Kloster ist im neunzehnten Jahrhundert in eine Festung verwandelt worden. Das Haupttor besteht aus massiven Balken und befindet sich in einem niedrigen

Torweg aus Steinblöcken von neun bis zehn Meter Länge. Dieses Tor ist der einzige Eingang zum Kloster.

3. Die Mauern sind etwa 45 Meter hoch, sie bestehen aus massivem Mauerwerk und sind an der Grundlinie mindestens drei Meter dick.

4. Da das Bauwerk erst im neunzehnten Jahrhundert als Festung ausgebaut worden ist (Anm. d. Autors: In Wirklichkeit sind die letzten grösseren Wiederherstellungsarbeiten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert durchgeführt worden), darf man annehmen, dass sich in den Mauern als Schiessscharten geeignete Durchbrüche sowie auf den Mauern Zinnen befinden.

5. Monte Cassino ist deshalb eine moderne Festung und muss mit modernen Mitteln genommen werden. Die Sturmpioniere verfügen über keine ausreichenden praktischen Mittel, die diesem Bauwerk etwas anhaben könnten. Es kann nur direkt mit Blockbuster-Bomben aus der Luft angegriffen werden in der Hoffnung, dass die Garnison dadurch unfähig zu weiterem Widerstand wird. Die 1'000 lb-Bombe wäre so gut wie wirkungslos.

6. Ob das Kloster jetzt von einer deutschen Garnison besetzt ist oder nicht, es ist gewiss, dass die letzten Überreste der Einheiten dieser Stellung es als Fort halten werden. Deshalb ist es also auch erforderlich, das Bauwerk so zu zerstören, dass seine wirkungsvolle Besetzung zu diesem Zeitpunkt verhindert wird.

7. Ich möchte Sie bitten, mir sofort definitive Informationen darüber zu geben, wie mit dieser Festung verfahren werden soll, da die Mittel hierzu über die Kapazität dieser Division hinausgehen.

8. Ich möchte darauf hinweisen, dass wir nur durch Nachforschungen dieser Division ohne Unterstützung durch Nachrichtenquellen von aussen eine Vorstellung

davon bekommen haben, wie diese Festung beschaffen ist, obwohl die Festung seit vielen Wochen ein Stachel in unserer Seite ist.

Wenn eine Formation aufgefordert wird, ein Bauwerk dieser Art auszuschalten, dann sollte es auf der Hand liegen, dass das Bauwerk mit den Mitteln ausgeschaltet werden kann, die dieser Division zur Verfügung stehen oder dass die Mittel dazu bereitstehen, ohne dass man erst in die Bücherbuden von Neapel gehen muss, um festzustellen, was vor vielen Wochen hätte gründlich in Erwägung gezogen werden müssen.»

General Toker liess auf dieses Memorandum die dringende Bitte folgen, die Aufweichung des Klosters und des Klosterberges unverzüglich einzuleiten.

Kurz danach erlitt er einen schweren Anfall einer Tropenkrankheit, die ihm seit Jahren immer wieder zu schaffen gemacht hatte. Einen Tag lang oder zwei gelang es ihm noch, die Planung der Schlacht von dem Krankenlager in seinem Wohnwagen aus zu leiten. Aber mehrere Tage bevor sie beginnen sollte, musste er das Kommando dem Brigadegeneral Dimoline übergeben.

Es war ein Unglück, dass die 4. Indische Division über ihre anderen Schwierigkeiten hinaus in der letzten Minute vor ihrer schwersten Prüfung des Kommandeurs beraubt werden musste, der sie zu dem gemacht hatte, was sie war.

3

Kein Ereignis des Krieges hat eine heissere und beständige Kontroverse ausgelöst als die Bombardierung der Abtei von Monte Cassino am 15. Februar 1944.

Es ist möglich, die Bitterkeit und die Verwirrung der casinischen Mönche selbst zu verstehen. Man kann nicht erwarten, dass in einem Kloster detailliertes Verständnis für praktische militärische Gegebenheiten floriert.

Man darf die törichte Naivität der schlecht Informierten übergehen – zum Beispiel den englischen Zeitungskorrespon-

dentem, der nach dem Kriege ein paar Stunden in Monte Cassino verbrachte und dann selbstgefällig seine Ansicht verkündete, die Bombardierung sei «Vandalismus» gewesen und der Urteilsspruch über diejenigen, die den Befehl dazu gegeben hätten, müsse lauten: «Schuldig, aber unzurechnungsfähig.»

Es ist jedoch mehr als nur ein wenig überraschend, dass diejenigen, die gefühlsmässig glauben wollten, die Bombardierung sei eine kriminelle Tat gewesen, in ihrem Urteil ausgerechnet von dem Armeekommandeur bestätigt werden sollten, der die Bombardierung befohlen hat: von General Mark Clark.

In seinen persönlichen Memoiren, «Calculated Risk», veröffentlicht 1951, schreibt General Clark:

«Ich sage, dass die Bombardierung der Abtei . . . ein Fehler war, und ich sage das in voller Kenntnis der Kontroverse, die um diese Episode tobt . . . Die Bombardierung der Abtei war nicht nur auf propagandistischem Gebiet ein unnötiger psychologischer Fehler, sondern sie war ein taktischer militärischer Fehler erster Ordnung. Sie machte die Aufgabe nur schwieriger, kostspieliger in Bezug auf Männer, Maschinen und Zeit.»

Das könnte sich wie das Eingeständnis eines Irrtums lesen, aber auf den folgenden Seiten weist Clark, der den Befehl für die Bombardierung erteilt hat, die Verantwortung für diese Entscheidung zurück. Wenn er sich auf eine militärische Neueinschätzung der Bombardierung beschränkt hätte, dann wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen, wenn er noch viel schärfere Ausdrücke gewählt hätte. In Wirklichkeit aber ignorierte er die speziellen Umstände, die Bedingungen und die zwingenden Notwendigkeiten, die damals gegeben waren. Er ignoriert die bedeutende psychologische Wirkung des Klosters. Er ignoriert die Tatsache, dass jetzt zwei Commonwealth-Divisionen für eine Aufgabe benötigt wurden, die gerade zwei amerikanische Divisionen zermürbt hatte. Er gibt sich wenig Mühe, den grossen Zusammenhang darzustellen, in

dem die schwierige Entscheidung gefällt werden musste. Er gibt sich lediglich einer zornigen Apologie hin – er weist die Verantwortung für einen Befehl zurück, den er selbst gegeben hat, und er schiebt sie seinem untergeordneten Kommandeur, General Freyberg, zu.

Die höchste Irreführung in der Angelegenheit der Bombardierung aber hat darin bestanden, sie in Beziehung zu setzen zu der Frage, ob das Kloster tatsächlich von den Deutschen besetzt war oder nicht. Später ist mit ziemlicher Sicherheit festgestellt worden, dass es nicht besetzt war. Aber das konnte man zu der Zeit nicht wissen. Und in jedem Fall ist es unerheblich.

Die schlichte, unausweichliche Tatsache besteht, dass das Gebäude ein integraler Teil einer Höhe war, die nicht nur besetzt, sondern in hohem Grade befestigt war. Der befestigte Berg und das Gebäude auf seinem Gipfel waren in militärischen Begriffen ein einziges, in sich geschlossenes Stück Gelände.

Gelände ist der Rohstoff des Soldaten, wie die Waffen seine Werkzeuge sind. Gelände ist der Faktor, der mehr als irgendein anderer schliesslich die Form einer Schlacht bestimmt. Wie die Farbe für den Maler und der Ton für den Töpfer, so ist das Gelände das Material, das der Soldat studieren, lieben, verstehen und für seine Zwecke nutzbar machen muss. Das ist die Basis jeder militärischen Taktik.

Ein Berg ist eine Art Gelände. Ein von einem Gebäude gekrönter Berg ist eine andere Art Gelände. Wenn dieses Gebäude ungewöhnlich stark ist, dann ist das wieder eine andere Art Gelände. Für den Soldaten sind der Berg und das Gebäude keine getrennten Dinge, sondern sie machen zusammen ein Ganzes aus. Gelände ist unteilbar. Der Berg und das Gebäude sind eins und müssen als Einheit betrachtet werden. Ihr Verhältnis zueinander kann man vergleichen mit dem Verhältnis zwischen einer Pyramide von Kokosnüssen und einem daraufgesetzten Tablett mit zerbrechlichem Porzellan. Es wäre töricht, jemandem zu sagen, er solle so kräftig, wie er will, auf die Kokosnüsse einschlagen, aber auf keinen Fall das Porzellan treffen.

Das Stück Gelände namens Monte Cassino bestand aus dem 519 Meter hohen Berg mit felsigen Seiten, einem Zickzack-Vorsprung, einer acht Kilometer langen Serpentinstrasse, die sich an der einen Seite emporwand und Schutz und Bewegungsmöglichkeit für Panzer und Geschütze bot, und einem auf dem Berg gelegenen Bauwerk von mehr als 200 Meter Länge mit der Dicke, Stärke, Anlage und Struktur einer mächtigen Festung.

Die Besetzung eines hochgelegenen Stückes Gelände wie Monte Cassino kann in zweierlei Form vor sich gehen. Es kann mit einer Garnison von Soldaten belegt werden. Oder es kann von einem Soldaten besetzt werden, der mit Scherenfernrohr und Funkgerät ausgerüstet ist und mit diesen Hilfsmitteln Geschützfeuer auf jeden beliebigen Punkt der Landschaft lenken kann, den er einsehen kann. Die Zahl der Geschütze, deren Feuer auf diese Weise von einem Mann geleitet werden kann, ist absolut unbegrenzt. Ein gut ausgebildeter Beobachter ist deshalb eine stärkere Verteidigungsgarnison als ein Bataillon Soldaten.

Daraus folgt, dass jede Höhe, die vom Feind wahrscheinlich als Beobachtungsstelle benutzt wird, automatisch zum Angriffsziel für die andere Seite wird. Der Angreifer muss alles in seiner Macht Stehende tun, um diesen Beobachtungspunkt unbrauchbar zu machen, bis er ihn dem Feind durch Besetzung mit seinen eigenen Truppen abnehmen kann. Deshalb vollzieht sich das Muster des Vormarsches einer modernen Armee von einer guten Beobachtungslinie zur nächsten.

Das Verhältnis zwischen dem Gipfel des Monte Cassino und der wichtigen Hauptstrasse, die er beherrscht, ist so aussergewöhnlich, dass der Gipfel jedem militärisch geschulten Mann sofort als beste Beobachtungsstelle auffallen muss, die er je in seinem Leben gesehen hat.

Um von dem Gipfel dieses besonderen Berges aus zu beobachten, kann ein Mann sich bequemer (und wegen der dicken Mauern auch sicherer) innerhalb des Gebäudes einrichten. Er hat die Alternative, sich (um ein grösseres Blickfeld zu haben) in einem Graben ausserhalb des Gebäudes einzurichten mit einer Telephonverbindung zu einem Helfer, der innerhalb des Gebäudes sicher untergebracht ist. Wenn ein Beob-

achtungspunkt von aussergewöhnlicher Qualität gegeben ist – wie im Falle des Monte Cassino –, dann ist es wahrscheinlich, dass eine Anzahl getrennter Beobachtungsstellen von den verschiedenen Artillerieeinheiten und Stäben installiert wird, die sich diesen Beobachtungspunkt zunutze machen wollen. Ein beherrschender Gipfel dieser Art kann so zu einer Masse von Beobachtungsstellen werden, die die Augen der vielen Einheiten der Armee sind. Auf dem rasiermesserscharfen Rücken des Monte Trocchio zum Beispiel, von dem aus die alliierten Armeen ihren wichtigsten Überblick über die Cassino-Front hatten, gab es zu einer Zeit mehr als einhundert Beobachtungsstellen.

Der Schlüssel zu der deutschen Verteidigung des Gebietes, das aus Bequemlichkeitsgründen Cassino genannt wird – obwohl es eine Kombination von Flusslinie, Bergmasse und befestigter Stadt umfasste –, war nicht die Garnison noch das vorbereitete Befestigungssystem, wie furchtbar stark beides auch war, sondern es war die hervorragende Beobachtung, die es ermöglichte, die Truppen und die Befestigungsanlagen so gut zu nutzen.

Von dem Aussichtspunkt des Klosters aus (berichtete Freyberg der neuseeländischen Regierung) kann der Feind jede Bewegung auf den Strassen oder darunter im offenen Land der ungedeckten Ebene einsehen und sein Feuer entsprechend leiten.

Im Hauptquartier der Neuseeländischen Division (schrieb Kippenberger) nahmen wir mit Sicherheit an, dass das Kloster zumindest die Hauptbeobachtungsstelle des Feindes war. Es war für diesen Zweck so vollendet gelegen, dass keine Armee hätte darauf verzichten können, die Gelegenheit auszunutzen.

«Dieses berühmte Bauwerk» (schrieb Alexander in seinem Abschlussbericht über den Feldzug) «war zu unserem grossen Nachteil bislang absichtlich geschont worden, aber es war ein integraler Bestandteil des deutschen Verteidigungssystems, *hauptsächlich wegen der vorzüglichen Beobachtungsmöglichkeiten, die es bot.*» (Kursiv von mir.)

Die Beobachtung war die entscheidende Frage bei Cassino, nicht die relativ unwichtige Frage, ob die Abtei besetzt war.

Und verwandt mit der Frage der Beobachtung – geradezu eine Ergänzung und Vertiefung – war die psychologische Wirkung dieses ganz und gar aussergewöhnlichen Observatoriums.

Wegen des ungewöhnlichen Ausmasses, in dem der Gipfel des Monte Cassino die Täler beherrschte; wegen der furchtbaren Regelmässigkeit, mit der Männer von vorzüglich geleitetem Geschützfeuer überschüttet wurden, wenn sie gezwungen waren, sich bei Tage innerhalb dieses allem Anschein nach unentrinnbaren Aussichtspunktes zu bewegen; wegen der heimsucherischen Theatralik, mit der es den Schauplatz überragte und forschend jeden Fussbreit übersah, war das Bauwerk auf diesem Gipfel zur Verkörperung des Widerstandes und zu seinem greifbaren Symbol geworden.

Jeder Mensch hat einmal das Gefühl gehabt, dass unsichtbare Augen ihn aus dem dunklen Zimmer eines Hauses beobachten, an dem er allein auf einsamer Strasse vorbeigeht. Feindselige Augen kann man spüren, ohne sie zu sehen, und der Soldat entwickelt ein besonders feines Bewusstsein dafür. Monte Cassino projizierte dieses Gefühl über ein ganzes Tal, und das Gefühl wurde immer wieder bestätigt durch Geschützfeuer, das nur deshalb so genau gezielt sein und nur deshalb jede sich bietende Gelegenheit so blitzschnell ausnutzen konnte, weil es von ganz ungewöhnlich günstig platzierten Beobachtern gelenkt sein musste. Selbst in Friedenszeiten überwältigt Monte Cassino den nüchternsten und phantasielosen Besucher, der von unten zum Kloster empor schaut. In der kalten Einöde des Winters, in der erschöpfenden Qual der unentschiedenen Schlacht war der unheimliche Bann dieser düster ragenden Höhe vollkommen und böse wie ein Alptraum.

Das war der psychologische Kern der Angelegenheit. Für die Soldaten, die zu seinen Füessen starben, war in einem gewissen Sinne das Kloster selbst zum Feind geworden.

Nur die Generale an Ort und Stelle konnten sich voll dieser Tatsache bewusst sein. Sie allein kannten alle Gesichtspunkte. Ihre Aufgabe und ihre Pflicht war es, Männern zu befehlen, bei einer Aufgabe zu sterben, die niemand mit Optimismus betrachten konnte. Letztlich ist es ihre Meinung allein, die zählt.

Ich habe bereits das professionelle militärische Resümee der Lage durch General Taker zitiert, bevor die Krankheit ihn zwang, Brigadegeneral Dimoline das Kommando zu übergeben. Wir haben gesehen, unter welchem strategischen und politischen Druck die zweite Schlacht von Cassino zu der ungünstigsten Zeit mitten im Winter eingeleitet werden musste, um Anzio zu retten. Dies war das nicht minder ausgeglichene, durchdachte Resümee des Generals Kippenberger, des anderen beteiligten Divisionskommandeurs:

«Die Meinungen im Hauptquartier des Neuseeländischen Korps und im Hauptquartier der Neuseeländischen Division darüber, ob die Abtei besetzt sei, waren geteilt. Ich persönlich hielt diesen Punkt für unwesentlich. Wenn sie heute nicht besetzt war, könnte sie morgen besetzt sein, und es erschien keineswegs als schwierig für den Feind, im Verlauf eines Angriffs Reserven in das Kloster zu werfen, noch wäre es schwierig gewesen für Truppen, im Kloster Schutz zu suchen, wenn sie aus ihren Stellungen draussen vertrieben würden.

Es war unmöglich, von den Truppen zu verlangen, einen Berg zu stürmen, auf dem unversehrt ein Bauwerk wie dieses thront, das mehreren hundert Infanteristen vollkommenen Schutz vor Artilleriefireu er gewähren kann, so dass sie im kritischen Augenblick auf tauchen und einen Gegenangriff beginnen können.

Ich war in Kontakt mit unseren eigenen Truppen, und sie waren ganz entschieden der Meinung, die Abtei müsse zerstört werden, bevor man von irgendjemandem verlangen könne, den Hügel zu stürmen.»

Es ist schwierig einzusehen, wie Freyberg zu irgendeiner anderen Schlussfolgerung hätte gelangen können als der, dass das Kloster zerstört werden müsse, gleichgültig ob es besetzt war oder nicht.

Aber da die Frage der Besetzung so oft aufgeworfen worden ist, ist es wertvoll, die Hinweise zu prüfen, die den alliierten Kommandeuren damals zur Verfügung standen, und man wird sehen, dass in dieser Frage beträchtliche Zweifel herrschten.

Während der Konferenz, auf der das Zweite US-Korps seine Stellungen dem Zweiten Neuseeländischen Korps übergab, sagte General Butler, der stellvertretende Kommandeur der 34. US-Division (die die ersten Angriffe auf den Kloster-Komplex unternahm):

«Ich weiss es nicht, aber ich glaube nicht, dass der Feind im Kloster ist. Das gesamte Feuer kommt von den Hängen des Hügels unterhalb der Mauer.»

Während derselben Besprechung sagte ein höherer Offizier des Nachrichtendienstes:

«Was die Abtei anlangt, so haben wir Erklärungen von unseren eigenen Beobachtern, die glauben, Beobachtungsinstrumente in den Fenstern wahrgenommen zu haben. Wir haben Erklärungen von Zivilisten, in denen das teils bestätigt, teils bestritten wird. Einige haben ausgesagt, Deutsche wohnten dort, aber das wird von anderen nicht bestätigt. Es ist sehr schwierig zu sagen, ob das Kloster zu diesem Zeitpunkt irgendwelchen militärischen Zwecken nutzbar gemacht wird.»

Auf weitere Befragung erklärte der Offizier, seiner Schätzung nach hätten die Deutschen ein Bataillon oder mehr auf dem Gipfel des Hügels.

Aus der offiziellen Geschichte der Luftstreitkräfte der US-Armee im zweiten Weltkrieg geht hervor, dass die amerikanischen Generale Eaker und Devers «mit einer Piper Cub-Beobachtungsmaschine in einer Höhe von weniger als 60 Metern die Abtei überflogen, und Eaker erklärt mit Bestimmtheit, er habe eine Antenne auf der Abtei wahrgenommen und feindliche Soldaten, die im Gebäude ein- und ausgingen».

Es gibt eine Möglichkeit, die zwar nicht zu belegen ist, die man aber meiner Meinung nach in Betracht ziehen sollte. Zivile Flüchtlinge waren in dem Klostergang untergebracht, der zu dieser Zeit auch als Kaninchenzuchtanstalt für die Nahrungsmittelbeschaffung diente. Von diesem Korridor aus gab es einen Zugang zu dem offenen Küchengarten an der westlichen, also der deutschen Seite der Abteimauern.

Wer Erfahrungen in der menschlicheren Seite des Soldatenlebens an der Front hat, weiss, dass es unmöglich ist, einsame, unbehaglich untergebrachte, ständig in Gefahr lebende und gelangweilte Soldaten ganz daran zu hindern, Kontakt zu irgendwelchen Zivilisten aufzunehmen, die sich in Reichweite befinden, sei es, um Freundlichkeiten mit einer Frau auszutauschen oder um gegen Zigaretten zwei Eier einzuhandeln.

Wir wissen, dass der Posten der Feldgendarmarie vor dem Haupteingang drei Wochen vor der Bombardierung eingezogen worden war. Drei Wochen lang lagen deutsche Soldaten hundert Meter oder noch weniger von dem Küchengarten entfernt, zu dem die Flüchtlinge Zugang hatten. Man wird nie beweisen können, dass einige von ihnen nicht zu dem einen oder anderen Zweck Kontakt mit diesen Zivilisten aufgenommen haben, und dass sie dabei nicht beobachtet worden sind – so die Berichte auslösend, die die Alliierten erreichten und die besagten, deutsche Truppen befänden sich in der Abtei; und vielleicht ist damit auch erklärt, wie es dazu kommen konnte, dass die Generale Eaker und Devers während ihres Fluges über die Abtei überzeugt davon waren, deutsche Soldaten im Klostergelände gesehen zu haben.

Solche inoffiziellen Ausflüge zu einem Gebäude, das ihr Oberkommando in aller Form für verbotenes Gelände erklärt hatte, konnten mühelos unternommen werden, ohne dass die Mönche davon erfuhren. Die Soldaten brauchten nur zu warten, bis fromme Gesänge bewiesen, dass die kleine Mönchsgemeinde, die Abt Diamare verblieben war, in den Tiefen des Gebäudes mit ihren Andachten beschäftigt und man fürs erste vor ihnen sicher war.

Schliesslich und endlich hatte Sir D'Arcy Osborne, der britische Geschäftsträger beim Vatikan, in aller Form den Kardinal-Staatssekretär um eine Zusicherung ersucht, dass die Deutschen die Abtei nicht für militärische Zwecke benutzten. Aus dem persönlichen Tagebuch, das Sir D'Arcy zu der Zeit führte, geht hervor, dass er bis zum Abend des 14. Februar (dem Vorabend der Bombardierung) keine Antwort erhielt und dann auch nur eine vage Erklärung, in der unter Berufung auf die deutsche Botschaft und die deutschen Militärbehörden bestritten wurde, dass sich «grössere» Konzentratio-

nen deutscher Truppen in der «unmittelbaren Umgebung» der Abtei befänden. Das war die einzige Verlautbarung des Vatikans, und sie war kaum als Grundlage für Massnahmen und Entscheidungen geeignet.

Bleibt das Argument, ein Bauwerk sei nach seiner Zerstörung noch leichter zu verteidigen als vorher. General von Senger, der nach dem Kriege über die Schlacht schrieb, hatte dies dazu zu sagen:

«Wie jedermann weiss, der über Erfahrung im Strassenkampf – wie in Stalingrad oder Cassino – verfügt, . . . müssen Häuser zerstört werden, damit sie von Mausefallen zu Bastionen der Verteidigung werden.»

Das mag im Allgemeinen stimmen, aber es gilt nicht unbedingt für ein Bauwerk mit Mauern von drei Meter Dicke und den strukturellen Kennzeichen einer Festung. Dieser Gesichtspunkt war auch nicht vom Neuseeländischen Kommando ausser Acht gelassen worden. Man hatte dort ausführlich über die Frage diskutiert und war zu der Schlussfolgerung gelangt, dass das Bauwerk zwar auch nach der Zerstörung noch von Nutzen für den Feind sein würde, dass es aber in unversehrtem Zustande wertvoller für ihn sei. Ich zitiere noch einmal Kippenberger:

«Unbeschädigt bot es vollkommenen Schutz, aber mit seinen schmalen Fenstern und ebenen Profilen war es eine unbefriedigende Kampfposition. Durch eine Bombardierung zerschlagen, war es ein schartiger Haufen zerbrochenen Mauerwerks und scharfkantiger Trümmerstücke, zugänglich für wirkungsvolles Feuer von Geschützen, Granatwerfern und Tieffliegern; im Falle einer erneuten Bombardierung war es eine Todesfalle. Im Ganzen gesehen war ich der Meinung, es würde den Deutschen mehr nützen, wenn wir es nicht bombardierten.»

Man sieht also, dass General Freyberg erst nach langen und ernstesten Überlegungen und erst nach gründlichster Diskussion jedes Aspekts der Angelegenheit zögernd zu der Schlussfolgerung gelangte, dass die Zerstörung des Klosters durch

das einzige Mittel, das stark genug war, um irgendeine Wirkung auf das Bauwerk zu erzielen, aus taktischen und psychologischen Gründen notwendig sei.

Man darf hinzufügen, dass General Clark sich zu dieser Zeit nicht in engster Fühlung mit der Cassino-Front befand. Er war notwendigerweise mit dem grösseren Problem von Anzio beschäftigt – dem Krisenzentrum, wo eine deutsche Gegenoffensive, wie man wusste, sehr bald beginnen würde. Seine Opposition zu der Bombardierung – auf die er seither so gründlich hingewiesen hat – wurde hauptsächlich aus zweiter Hand durch seinen Stabschef ausgedrückt. Er befand sich nicht wie Freyberg unausgesetzt an Ort und Stelle, so dass General Alexander als Kommandeur der Armeegruppe sich gezwungen sah, die Situation zu beeinflussen, indem er unzweideutig erklärte, er habe uneingeschränktes Vertrauen zu Freybergs Urteil.

Und so fiel nach tagelangem Zweifel – die Situation wurde nicht gefördert durch öffentliche Erörterung des Für und Wider durch die britische und amerikanische Presse zum Nutzen Goebbels' und anderer interessierter Herren – die Entscheidung. Und General Clark gab den Befehl zur Bombardierung, von dem er sich später mit so grosser Bitterkeit distanzierte.

Wenn alle Faktoren leidenschaftslos in Betracht gezogen werden, kann wenig Zweifel daran bestehen, dass es die einzig mögliche Entscheidung war. Die Tragödie bestand darin, dass die Angelegenheit, als der Entschluss einmal gefasst war, ganz zu einer Sache der Luftstreitkräfte wurde. Die Luftstreitkräfte, die allein und ohne Befragung der Armee arbeiteten, führten die Bombardierung als getrennte Operation durch, ohne sie mit dem Bombenangriff zu koordinieren, der doch der einzige Grund dafür war, dass sie überhaupt stattfand. Die Luftstreitkräfte nahmen die Sache in die Hand und führten die Bombardierung durch, bevor es der Indischen Division möglich war, den Angriff zu unternehmen, den sie unterstützen sollte.

So verausgabte die Bombardierung, als sie kam, ihr Vernichtungs-Furioso in einem Vakuum. Sie war eine Tragödie der Vergeudung. Sie erreichte nichts, sie half niemandem.

Vom Standpunkt der Luftstreitkräfte aus gesehen hing der Zeitpunkt der Bombardierung hauptsächlich vom Wetter und von den Einsatzerfordernissen an anderer Stelle ab. Eine Vorhersage von vierundzwanzig Stunden guten Wetters war die erste Voraussetzung.

Diese Operation war etwas Neues. Zum ersten Mal sollten die schwersten Bomber der Strategischen Luftstreitkräfte mit den mittleren Bombern zusammen in enger Unterstützung der Infanterie operieren. Das war bisher nur die Funktion der mittleren Bomber gewesen. Diese Maschinen, die auf vorgeschobenen Flugplätzen stationiert waren und aus relativ geringer Höhe bombardierten, hatten die Aufgabe, binnen kürzester Zeit Ziele anzugreifen, die die Fronttruppen bezeichneten. Die mittleren Bomber der taktischen Luftstreitkräfte waren praktisch eine andere Form von Artillerie unter Armeekontrolle. Die vorgeschobenen Truppen konnten ein Ziel bezeichnen, und die Bomber würden innerhalb kurzer Zeit über diesem Ziel sein.

Die Einführung schwerer Bomber in eine Infanterieschlacht schuf neue Probleme. Die Operation musste von vielen Flugplätzen aus eingeleitet werden, die über Süditalien, Sizilien und Nordafrika verstreut lagen. Viele der Flugzeuge mussten einen weiten Anflug bis zum Ziel zurücklegen. Die Fliegenden Festungen bombardierten aus sehr grossen Höhen, und es war etwas Neues für sie, zu einem Angriff auf ein Punktziel aufgefordert zu werden. Anhaltendes gutes Wetter war deshalb mehr denn je ein wichtiger Faktor in der zeitlichen Festsetzung der Operation.

Der zweite Faktor – Einsatz an anderer Stelle – bedeutete natürlich Anzio. Die kombinierten Luftstreitkräfte konnten keinen Grossangriff in Cassino und Anzio gleichzeitig fliegen. Anzio war zu diesem Zeitpunkt Gegenstand der grösseren Sorge. Man rechnete damit, dass die neue deutsche Gegenoffensive dort nicht später als am 16. Februar beginnen würde. (Diese Vorhersage erwies sich dann auch als richtig.) Bis dahin musste Cassino erledigt sein.

Unter diesen Umständen war es unvermeidlich, dass die

Wahl des Zeitpunktes für die Bombardierung den Luftkommandeuren überlassen blieb. Aber das entschuldigt nicht den Mangel an Zusammenarbeit zwischen den Luftstreitkräften und der Armee. Gleichzeitig scheint General Freyberg die Schwierigkeiten der Angriffsvorbereitung durch die Indische Division nicht richtig eingeschätzt zu haben. Sonst hätte er darum bitten müssen, die Bombardierung zu verschieben, bis die Division bereit war, sie auszunutzen.

«Bitten Sie mich um alles, nur nicht um Zeit», hat Napoleon einmal gesagt. Es ist eine übliche Erscheinung bei den meisten Operationen, dass die untergeordneten Kommandeure erklären, die ihnen zur Verfügung stehende Zeit sei nicht ausreichend. Es ist die Pflicht der höheren Kommandeure, solche Erklärungen mit einiger Zurückhaltung entgegenzunehmen. In diesem Falle scheint Freyberg, der selbst unter äusserstem Druck von oben stand, seine Skepsis zu weit getrieben zu haben.

Die Schwierigkeiten, mit denen die Inder zu kämpfen hatten, waren nicht übertrieben worden. Wir haben bereits die ungewöhnlichen Risiken gesehen, mit denen die Ablösung der Amerikaner durch das Sturmbataillon der Inder verbunden war – den Mangel an Maultieren; den Verlust der gesamten Reserve an Werfermunition und Handgranaten; das mühevoll, tröpfelnde Vorrücken der Division über das Rapido-Tal, dieses falsche Niemandsland, zu dem abgelegenen, getrennten Schlachtfeld in den Berggipfeln; die Notwendigkeit, Verpflegung und Nachschub die letzte Strecke der steilen Pfade auf den Schultern der Männer emporzuschaffen; die Beschränkung der Möglichkeit von Truppenbewegungen bei Tageslicht infolge der Tatsache, dass die Stellungen vom Feinde eingesehen werden konnten; die Unmöglichkeit, das Gelände zu erkunden, über das die Angriffe vorgetragen werden mussten; die beständigen Verluste durch Artilleriefeuer aus deutschen, aber auch aus alliierten Rohren, die noch nicht die Komplikationen dieses isolierten Vorsprungs der Front gemeistert hatten, der, von der Feuerlinie aus gesehen, *hinter* den deutschen Stellungen lag.

Dann war da die Frage, der überaus wichtigen Höhe 593, des Gipfels, der an das Kloster angrenzte. Wie wir gesehen

haben, hatten die Amerikaner behauptet, sie hielten diese Höhe, und erst als die Indische Division eintraf, um sie zu übernehmen, stellte sie fest, dass die Deutschen immer noch diese Schlüsselposition besaßen und dass sie gesäubert werden musste, bevor der Angriff auf das Kloster beginnen konnte. Das scheint man im Hauptquartier des Neuseeländischen Korps nicht begriffen zu haben, in dessen Lageberichten die Höhe 593 weiterhin als alliierter Besitz geführt wurde.

Viel Licht auf diese Situation wirft ein Kommentar General Kippenbergers, der sehr viel später über die Schwierigkeiten schrieb, die sein Kollege, Brigadegeneral Dimoline, zu überwinden hatte. Er hatte dazu Folgendes zu sagen:

«Der arme Dimoline hatte furchtbare Schwierigkeiten, seine Division in Stellung zu bringen. Diese Schwierigkeiten wurden mir erst richtig klar, als ich nach dem Krieg noch einmal das Gelände abging. Es veranlasste mich, für uns beide eine Verabredung mit General Freyberg zu treffen, da er der Meinung war, seine Aufgabe sei unmöglich zu lösen und seine Schwierigkeiten würden nicht richtig eingeschätzt. Der General lehnte es ab, uns beide zusammen zu empfangen; er sagte mir, er habe nicht die Absicht, einen Sowjet der Divisionskommandeure zu gründen.»

Dimoline also erklärte, er brauche mehr Zeit; Freyberg beharrte darauf, ihm könne nicht mehr Zeit zugestanden werden; und die Luftstreitkräfte der US-Armee warteten mit dem Blick auf die Meteorologen und auf Anzio. Am 14. Februar, nach einem schweren Sturm, der den ganzen 13. hindurch getobt hatte, versprachen die Experten klares Wetter für eine Periode von vierundzwanzig Stunden. Das Bombardement wurde demgemäss für den folgenden Morgen, den 15., auf 9.30 Uhr festgesetzt.

Am frühen Nachmittag des 14. Februar bereiteten die Mönche sich darauf vor, Dom Eusebio zur letzten Ruhe zu betten, der am Vortage der unbekanntes Epidemie (wie später festgestellt wurde, handelte es sich um Paratyphus) zum

Opfer gefallen war, die unter den Flüchtlingen in der Abtei ausgebrochen war. Noch in sein Mönchsgewand gehüllt, lag er in einem der unterirdischen Gänge, wo die anderen abwechselnd die Totenwache an seiner Leiche gehalten hatten. Jetzt war alles bereit, um ihn in einen der improvisierten Särge zu legen, die er selbst in der Werkstatt gebaut hatte für die Flüchtlinge, die an derselben Krankheit gestorben waren.

Als die Mönche zum letztenmal an der Leiche Dom Eusebios beteten, stürzte eine Gruppe von Flüchtlingen in höchster Erregung zu ihnen herein. Sie hatten Flugblätter in der Hand, die ein amerikanisches Flugzeug soeben abgeworfen hatte. Die Flugblätter waren gerichtet an «Italienische Freunde» und unterzeichnet «Die Fünfte Armee». Sie hatten diesen Inhalt:

«Wir haben bisher sorgfältig vermieden, Monte Cassino zu bombardieren. Die Deutschen haben sich das zunutze gemacht. Die Schlacht rückt jetzt immer näher an den geweihten Boden heran. Gegen unseren Willen sind wir jetzt gezwungen, unsere Waffen gegen das Kloster selbst zu richten. Wir warnen Sie, damit Sie sich in Sicherheit bringen können. Verlassen Sie das Kloster sofort. Diese Warnung ist dringend. Wir warnen Sie zu Ihrem Besten.»

Sofort erhob sich grosser Aufruhr. Der Alarm breitete sich rasch unter den Flüchtlingen aus, die in kleinen Gruppen im ganzen Gebäude verstreut hockten. Sie strömten jetzt dorthin, wo der Abt stand und immer wieder das Flugblatt durchlas. Das Beste wäre, sagte der Abt, einen deutschen Offizier aufzusuchen und sich um eine Evakuierung der Abtei zu bemühen.

Drei junge Männer meldeten sich freiwillig, die Sicherheit der Klostermauern zu verlassen und im gestreckten Sprung zu einem der deutschen Vorposten zu laufen, die sich nicht viele Meter entfernt befanden. Das bedeutete, sich im Freien zu zeigen. Sie machten sich auf den Weg, aber bevor sie sehr weit gekommen waren, kehrten sie aus Angst vor dem Artilleriefeuer um. Die Panik brach von Neuem aus, und während

der Abt überlegte und die Mönche und die Flüchtlinge berieten, was man tun solle, hoben der Sakristan und ein halbes Dutzend Helfer Dom Eusebio still in seinen Sarg und trugen ihn die Gänge entlang zur St.-Annen-Kapelle, wo er im Mittelgrab des Presbyteriums zur Ruhe gebettet wurde.

Als sie von dem Begräbnis zurückkehrten, waren die Flüchtlinge, die vom Abt immer noch eine Lösung durch Zauberei verlangten, kaum mehr zu kontrollieren. Ein Mönch schlug einen Massenauszug unter einer weissen Flagge vor, ein anderer aber sprach sich dagegen aus und wies auf furchtbare Blutbäder hin, die sich, wie er sagte, unter ähnlichen Umständen ereignet hätten. Ein anderer war dafür, zu bleiben und sich einzurichten, so gut es ging. Es dauerte nicht lange, dann hatte die Ungewissheit einen Mann dazu gebracht, das Gerücht in Umlauf zu setzen, die Mönche seien im Bunde mit den Deutschen und das Flugblatt sei nur eine List, die sie gemeinsam ausgebrütet hätten, um die Abtei von den Flüchtlingen zu säubern – deren Verhältnis zu den Mönchen immer recht gespannt gewesen war. In seiner Verzweiflung entschied der Abt, dass jeder für sich selbst entscheiden solle. Sie könnten um ihr Leben laufen oder bleiben – je nachdem, was ihnen lieber sei. Nach Anbruch der Dunkelheit solle ein neuer Versuch unternommen werden, Fühlung mit den Deutschen aufzunehmen.

Kurz nach Anbruch der Nacht gelang es zwei Männern tatsächlich, Kontakt zu der Besatzung eines deutschen Panzerspähwagens aufzunehmen, der in den Stunden der Dunkelheit auf der zum Kloster hinaufführenden Strasse patrouillierte. Sie sagten, der Abt möchte mit einem Offizier sprechen, und sie erhielten die Antwort, das könne nicht vor fünf Uhr früh arrangiert werden. Dann könnten zwei Vertreter des Abtes – aber nicht mehr als zwei – mitkommen zu ihrem Hauptquartier. Sie richteten sich also auf eine Nacht der Angst und Ungewissheit ein, und von Zeit zu Zeit riefen Flüchtlinge, die die Anspannung nicht mehr ertrugen, von den Kaninchenställen hinüber zu den nahen deutschen Stellungen, die sich in Hörweite befanden – aber die Soldaten antworteten ihnen nicht. Um fünf Uhr früh, als gerade der Sekretär des Abtes und der zu seiner Begleitung ausgewählte Mann das Gebäude

verliessen, erschien der Offizier, den sie suchen sollten. Er wurde dem Abt vorgestellt, und man zeigte ihm das Flugblatt.

Als praktische Lösung schlug der Abt vor, man möge ihm und den Mönchen erlauben, sich hinter die alliierten Linien zu begeben, während die Flüchtlinge in die deutsche Etappe gebracht würden. Es lag eine gewisse verschmitzte Ironie in dem Vorschlag des alten Mannes, seine eigene kleine Gruppe solle sich in entgegengesetzter Richtung zu der Gruppe der Flüchtlinge bewegen, und vielleicht auch in der Wahl der Richtungen, die er vorschlug.

Der Offizier, ein Leutnant, sagte, es käme überhaupt nicht in Frage, dass irgendjemand Erlaubnis erhalte, sich zu den alliierten Linien zu begeben. Er wies darauf hin, dass schon allein das Verlassen des Klosters gefährlich sei und dass sie die volle Verantwortung übernehmen müssten für jede Massnahme, die beschlossen werde. Er fügte jedoch hinzu, dass er in der Nacht mit seinem kommandierenden Offizier über die Situation des Klosters gesprochen habe und dass sein Vorgesetzter befohlen habe, einen der Wege, die zur Fernverkehrsstrasse Sechs hinabführten, von Mitternacht bis fünf Uhr früh des folgenden Tages, des 16. Februar, für die Flüchtlinge freizuhalten.

Der Abt protestierte und sagte, es könne dann vielleicht schon zu spät sein. Der Offizier erklärte, das sei alles, was er tun könne, und nach einigen Augenblicken in der Kathedrale, wohin man ihn auf seine Bitte geführt hatte, verliess er das Kloster. Es war immer noch eine halbe Stunde vor Tagesanbruch. Die Zivilisten, die der Unterredung beigewohnt hatten, verloren sich wieder in den verschiedenen Gängen und Ecken, die zu ihrem vorläufigen Heim geworden waren. Die Mönche begaben sich in ihre kleine unterirdische Kapelle in der *Torretta*, dem ältesten Teil des Gebäudes und dem einstigen Überrest der ursprünglichen Abtei des heiligen Benedikt, und dort bereiteten sie sich auf den Gottesdienst des Tages vor, der im Winter um 5.30 Uhr beginnt.

Dienstag, der 15. Februar 1944, begann wie jeder andere Tag mit Frühmette und Lobgesang.

Der Morgen des 15. Februar – es war ein Dienstag – war kalt, aber der Himmel war klarer als seit vielen Tagen. In dem Teil ihres Refugiums, wo sie ihre provisorische Kapelle eingerichtet hatten, widmeten der Abt und die Mönche sich wie üblich der Folge der heiligen Ämter, die den Tag der Benediktiner bestimmt; jenem Rhythmus des Betens und Psalmoidierens und Meditierens, vor vierzehn Jahrhunderten in allen Einzelheiten für sie niedergelegt vom Gründer ihres Ordens in seinen Ordensregeln.

Es hatte, als der deutsche Offizier gegangen war, mit dem Teil des Tagesoffiziums begonnen, das mit den Laudes endet. Um 8.30 Uhr stimmten sie gemeinsam die Psalmen und Gebete der Prim zum Arbeitsbeginn und der für 9.00 Uhr vorgeschriebenen Terz an. Und dann zelebrierten sie, da es die Woche des Festes der Sta. Scholastika war – der Schwester St. Benedikts, deren Gebeine neben denen ihres Bruders im grossen Grabgewölbe unter dem Hochaltar der Kathedrale von Monte Cassino ruhen – die Klostermesse, die dieser Heiligen geweiht ist.

Wenig später begaben sie sich in das Zimmer des Abtes, um die nächsten beiden Gebete zu sprechen, und dann kehrten sie in ihre provisorische Kapelle zurück. Sie hatten dort einen Altar improvisiert, und auf den Altar hatten sie die kleine Madonna von de Matteis gesetzt, die sonst auf dem Grab des heiligen Benedikts in der Kathedrale ruht. Vor diesem Altar kniend riefen sie im Wechselgesang die Madonna um ihren Segen an.

Es war ein wenig nach 9.30 Uhr, sie hatten gerade die Worte «Bitte für uns bei Christus» gesungen, als die erste einer Reihe schwerer Explosionen die dicken Mauern der Abtei erschauern liess und mächtige Donnerstösse in den kilometerlangen Steinkorridoren widerhallten und ineinander übergingen, so dass es keine Folge von Explosionen mehr war, sondern ein einziges grosses kataklysmisches Brüllen.

Für die Männer, deren Leben sich in der Weltabgeschiedenheit vollzog; deren karge Gespräche mit leiser Stimme geführt wurden; deren Mahlzeiten schweigend eingenommen wurden;

deren Heimstatt ein Berggipfel, die Apotheose der Abgeklärtheit, war; die nie einen stärkeren Schall hörten als den Gregorianischen Gesang des Gottesdienstes – für diese Männer war das Bombardement, von allem anderen abgesehen, eine ungeheuerliche, eine entsetzliche Lärm-Taufe, weit furchtbarer als alles, was sie sich jemals hätten vorstellen können. Zusammengekauert lagen sie in einer Ecke auf ihren Knien, betäubt vor Entsetzen. Automatisch erteilte ihnen der achtzigjährige Abt die Absolution. Automatisch bereiteten sie sich auf den Tod vor.

Unaufhörlich kamen neue Explosionen. Schweren Dunst aus Staub und Rauch konnte man durch das schmale Fenster erkennen und hohe gelbe Blitze, während die Bomben im Kloster explodierten und leidenschaftslos zerstörten. Unaufhörlich hallte der Donner der Explosionen, hin- und her- und zurückgeworfen durch die Gewölbegänge und steinernen Korridore, und dieses Echo verstärkte den Lärm ins Unermessliche.

Nach den ersten Minuten des versteinernenden Schocks gab es eine Ablenkung, der es nicht an jenen melodramatischen Elementen fehlte, ohne die Cassino nie lange auszukommen scheint. Eine atemlose, staubbedeckte Gestalt erschien plötzlich an der Seite der betenden Mönche. Der Mann gestikulierte wie jemand, der den Verstand verloren hatte, aber kein Laut kam über seine Lippen. Es war der taubstumme Diener. In der Zeichensprache der Taubstummen, durch das Entsetzen zu fast manischen Konvulsionen gesteigert, versuchte er ihnen zu sagen, dass die Kathedrale nicht mehr da sei. Sie hatte als einer der ersten Teile der Abtei einen Volltreffer bekommen. Eine Bombe war durch die freskengeschmückte Kuppel gefallen.

Die Bombardierung dauerte den ganzen Morgen hindurch an, und obwohl es nur etwa zehn Prozent der schweren Bomber gelungen war, die Abtei zu treffen, war das ganze Innere verwüstet.

In der Kathedrale waren die Pfeifen der berühmten Catanozzi-Orgel, die 10 000 Dukaten gekostet hatte, zerfetzt wie Metallfolie; der Hochaltar mit Teilen eines Originals, das Michelangelo zugeschrieben wird, war in einem Trümmer-

berg um das Grab des heiligen Benedikt zusammengesunken; das Chorgestühl, ein Meisterwerk der neapolitanischen Holzschnitzer, die in dieser Arbeit von niemandem auf der Welt erreicht werden, war zerfetzt und zersplittert. Bruchstücke marmorner Einlegearbeit waren überall verstreut wie über-grosse Konfetti.

Einer nach dem anderen wurden die fünf Kreuzgang-Höfe zerschlagen zu Schutthalden, auf denen sich die Trümmer der eleganten Kreuzgänge vereinigten mit den Trümmern der massiven Gebäude, die sie einst umgeben hatten.

Der Eingangshof war nur noch eine Reihe zerborstener Stümpfe zwischen einem knietiefen Trümmerhaufen. Der Kreuzgang des Priors, um den die Knabenschule ein Rechteck gebildet hatte, war von der eingestürzten Schule völlig verschüttet, und fast hundert Flüchtlinge lagen unter den Ruinen begraben. Den Bramante-Kreuzgang, unzweifelhaft das eine grosse architektonische Meisterwerk von Monte Cassino, gab es nicht mehr.

Dieser Kreuzgang war um drei Seiten des Mittelhofes herumgebaut. Über seinen Bögen entlang erstreckte sich die berühmte Loggia del Paradiso – und an der vierten Seite erhob sich eine grossartige steinerne Treppe, achtzehn Meter breit, die hinaufführte zu noch einem weiteren Kreuzgang, dem Kreuzgang der Wohltäter, der geschmückt war mit den Marmorstatuen von siebzehn Päpsten und Königen, die Freunde des Klosters waren. Dieser Kreuzgang führte zur Kathedrale. In der Mitte des Hofes befand sich auch ein Brunnen mit einem säulengeschmückten Brunnenkopf.

Gegen Mittag war der Mittelhof nicht mehr zu erkennen. Die Kreuzgänge waren wie zerbrochene Zähne. Die grosse Freitreppe war verschwunden. Die Säulen über dem Brunnen waren zermahlen, und der Brunnen selbst war nur noch ein gähnendes Loch, gefüllt mit Wasser, das jetzt rot gefärbt war.

Einmal im Laufe des Vormittags, als eine Pause im Bombardement eintrat, verliess der Abt den schützenden Raum, um den Schaden zu inspizieren. Er stellte fest, dass der grösste Teil der oberen Stockwerke der Abtei verschwunden war und dass von der Kathedrale nur noch die hohle Schale stand, weit

dem Himmel geöffnet. Er hörte das dumpfe Stöhnen der Flüchtlinge, die unter den Trümmern des Prior-Kreuzgangs verschüttet waren, und er stellte fest, dass man nichts tun konnte, um ihnen zu helfen. Er sah andere Flüchtlinge wie gehetzt ins Freie davonlaufen, und ungefähr einhundert von ihnen verliessen in dieser Pause das Kloster. Und er wurde von den drei Bauernfamilien angesprochen, die sich von den ersten Tagen der, wie man wohl sagen darf, Belagerung an in der Abtei hatten aufhalten dürfen. Sie fragten, ob sie jetzt hinabsteigen dürften zum Zufluchtsort der Mönche, und der Abt gab ihnen die Erlaubnis. Dann hörte man wieder das Motorengeräusch näherkommender Flugzeuge, und jeder kehrte hastig in seinen Schutzraum zurück.

Die Mönche waren sicher in ihrer Kapelle, und die Laienbrüder hatten, wie sich jetzt herausstellte, in der Bäckerei Schutz gefunden. Der Sakristan hatte inzwischen eine gefährliche Reise durch Trümmer und halb eingestürzte Mauern unternommen, um das heilige Sakrament aus einer anderen Kapelle zu holen, so dass die Mönche jetzt die Kommunion zelebrieren konnten.

Das Bombardement begann wieder. Jetzt waren die mittleren Bomber an der Reihe. Sie warfen kleinere Bomben, aber sie warfen sie genauer. Die Mittleren griffen aus geringer Höhe in festgefügtten kleinen Formationen von je zwölf Maschinen an, und ihre Bomben fielen in einem kompakten Teppich. Wieder einmal bereitete sich der Abt, dessen Mönche noch bei ihm waren, und nun auch die drei Bauernfamilien, auf das Schlimmste vor. Bald schien eine Explosion, die mächtiger war als alles, was sie bisher erlebt hatten, der berstenden Abtei das Herz aus dem Leibe zu reißen. Eine mächtige Woge aus Schutt schlug über dem schützenden Raum zusammen und verschüttete den Eingang. Aber die dicken Mauern hielten.

Den alliierten Beobachtern, die das Bombardement mit einem Gefühl unbehaglichen Staunens verfolgten, schien es bei weitem nicht so wirkungsvoll zu sein, wie sie erwartet hatten.

Der britische Kriegskorrespondent Christopher Buckley schrieb:

«Als die Sonne langsam höherstieg und heller wurde, konnte ich, jedesmal wenn sich die immer neue Rauchwolke wieder verzogen hatte, nur wenig Veränderungen an den Konturen des Klosters wahrnehmen. Hier und da bemerkte man einen hässlichen Riss in den Mauern, hier und da schien ein Fenster unnatürlich vergrößert. Das Dach begann merkwürdig gezackt und ungleichmässig auszusehen ... aber im Wesentlichen stand das Gebäude noch nach vierstündigen schweren Schlägen aus der Luft.

Kurz vor zwei Uhr nachmittags überflog ein Verband von Mitchells (Mittleren) das Kloster. Sie kippten etwas ab. Einen Augenblick später schoss eine helle Flamme, so als ob ein Riese titanenhafte Zündhölzer an der Bergflanke angerissen hätte, an einem halben Dutzend verschiedener Punkte empor. Dann brach eine hundertfünfzig Meter hohe Rauchsäule in das Blau des Himmels. Fast fünf Minuten lang umhüllte sie das Gebäude, stieg dann allmählich auf und verdünnte sich zu seltsamen, böse aussehenden Arabesken, wie Aubrey Beardsley sie sich in seinen dekadentesten Augenblicken hätte einfallen lassen können.

Dann verblasste die Säule und schmolz dahin. Die Abtei wurde wieder sichtbar. Ihr ganzer Umriss hatte sich verändert. Die westliche Mauer war ganz eingestürzt ...»

Die mittleren Bomber, in festgefügtter Formation operierend, hatten dem Bauwerk den Gnadenstoss versetzt. Das war die Explosion, die mächtiger als alle vorhergegangenen war, und die den Eingang zum Zufluchtsort der Mönche verschüttet hatte.

(Die Mauer war durchbrochen, aber sie war nicht von oben bis unten gespalten, wie es Buckley erschienen war, der das Bombardement von einem acht Kilometer entfernten Hügelabhang beobachtete. Der untere Teil, die mit Zinnen versehene Umfassungsmauer, war mit ihren drei Metern Dicke noch intakt. Die Abtei war zertrümmert, aber sie bot auch jetzt noch keinen leichten Zugang für Soldaten, denen es gelungen

wäre, sich den Aufstieg über die Hänge dieses Berges zu erkämpfen.)

Im Laufe des Nachmittags gruben sich der Abt und seine Gefährten einen Weg durch die Trümmer ins Freie. Sie bahnten sich einen Weg zu der Kapelle unter der weitgehend unversehrt gebliebenen Torretta, die ihnen jetzt als der sicherste noch verbliebene Platz erschien. Dort sorgten sie, so gut sie konnten, für die Verwundeten. Ein paar Lebensmittel wurden aufgespürt und verteilt. Aber es gab kein Wasser. Von Zeit zu Zeit stürzte eine Wand, eine Decke ein. Ganz zu schweigen von dem Artilleriefeuer, das jetzt das Werk der Bomber zu vollenden suchte, setzte mit Anbruch der Dunkelheit ein neuer Schrecken ein. Sollten sie trotz der Granaten versuchen, sofort zu fliehen? Oder sollten sie auf den deutschen Offizier warten, mit dem sie am Morgen gesprochen hatten?

Um 20.00 Uhr erschien dieser selbe Leutnant wieder in der Abtei. Aber er kam nicht, wie sie gehofft hatten, um sie in die Sicherheit zu führen, wie es ihnen früh an diesem Morgen versprochen worden war.

Der Leutnant kam, um ihnen mitzuteilen, dass Hitler auf Bitten des Papstes bei den Alliierten einen Waffenstillstand erwirken wolle, damit die Mönche und die zivilen Flüchtlinge Monte Cassino verlassen könnten. Man würde sie in deutschen Wehrmachtsfahrzeugen abtransportieren, aber wegen des schlechten Zustandes der Strasse würden sie zu Fuss zu dem Punkt gehen müssen, wo die Fahrzeuge warteten. Kesselring würde noch in dieser Nacht um einen Waffenstillstand bitten. Falls die Alliierten darauf nicht eingingen, läge die Verantwortung für das Schicksal der Mönche und Flüchtlinge bei ihnen.

Der Abt wurde dann gebeten, eine Erklärung zu unterschreiben, dass sich vor oder während des Angriffs keine deutschen Soldaten im Kloster befunden hätten. Die Erklärung war schon fertig ausgestellt:

«Ich erkläre wahrheitsgemäss, dass sich innerhalb der Mauern des heiligen Klosters von Cassino zu keinem Zeitpunkt deutsche Soldaten befunden haben; dass sich

dort für eine bestimmte Zeit lediglich drei Feldgendarmen aufgehalten haben zu dem alleinigen Zwecke, die Achtung der neutralen Zone durchzusetzen, die um das Kloster herum geschaffen worden war, aber sie sind vor etwa zwanzig Tagen zurückgezogen worden. Monte Cassino, 15. Februar 1944.

(gezeichnet) *Gregorio Diamare*
Abt-Bischof von Monte Cassino

Dieber
Leutnant»

Auf dem Altar der Kapelle der Pietà unterschrieb der erschöpfte achtzigjährige Abt, dessen schwarze Kutte noch weiss war vom Mörtelstaub, das Dokument, und der Offizier ging. Obwohl seine Gefühle in diesem Augenblick keineswegs proalliiert waren, hegte der Abt ebenso wenig wie die restlichen Mönche Zweifel daran, dass die Erklärung des Offiziers über die Bitte um einen Waffenstillstand bedeutungslos sei. Die unschuldige Art, in der einer von ihnen seinen Zweifeln Ausdruck verlieh, wirkte fast ein wenig rührend: «Der Waffenstillstand fand nicht statt. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob die Bitte darum überhaupt vorgebracht worden ist, und ob hier nicht eine Täuschung vorlag.» Aber in diesem bitteren Augenblick brauchten sie eine Hoffnung, an die sie sich klammern konnten, und die Erwähnung eines Waffenstillstandes, so skeptisch sie auch bei nüchterner Überlegung die Sache betrachten mussten, bot diese Hoffnung. Diese Hoffnung auf einen Waffenstillstand gab ihnen die Stärke, den zwölf langen Stunden der Nacht und der Finsternis entgegenzusehen, die nur zerrissen wurde von den Blitzen krepierender Granaten, vom Stöhnen der Verwundeten und von dem schrecklichen Donner, wenn wieder ein Teil der Ruinen einstürzte.

Als sie sich darauf einrichteten, den Morgen zu erwarten, berührte ein Ereignis dieses Tages die Mönche tiefer als irgendein anderes. In einer Verwüstung, die, von den unterirdischen Räumen abgesehen, keinen Teil der ausgedehnten Klostergebäude verschont hatte, war die von Sankt Benedikt selbst benutzte Zelle, die über die Jahrhunderte hin erhalten geblieben war, auch jetzt auf unerklärliche Weise der Zer-

störung entronnen. Noch tiefer hätte das Gefühl des Wunderbaren sie angerührt, wenn sie gewusst hätten, was erst viele Monate nach dem Weiterziehen des Krieges entdeckt werden sollte: am Nachmittag dieses Tages war ein grosskalibriges Artilleriegeschoss wenige Fuss breit vom Grab des Heiligen entfernt aufgeschlagen, ohne zu explodieren.

So geschah es inmitten dieser furchtbaren Zerstörung, dass die Zelle, in der Benedikt gelebt hatte, und das Grab, in dem seine Gebeine vierzehn Jahrhunderte lang geruht hatten, als einzige Teile des Klosters unversehrt blieben.

An diesem Abend erklärte das Luftkommando nüchtern, dass 142 fliegende Festungen vom Typ B-17 und 112 mittlere Bomber bis Anbruch der Nacht 576 Tonnen Bomben auf Monte Cassino abgeworfen hätten. Die Klostergebäude seien zerstört und die Aussenmauern durchbrochen worden, aber wegen der Dicke dieser Mauern hätten die Bomben sie nicht von oben bis unten aufreissen können.

An diesem selben Dienstagmorgen, am 15. Februar, sahen die Truppen der 4. Indischen Division ihrem dritten Tage in dem unbehaglichen Bergwinkel entgegen. Nichts, was sich mit den äusseren Umständen ihrer Lage hätte vergleichen können, hatten sie bisher erlebt. Nur ein flacher, gezackter Berggrücken trennte ihre vorgeschobenen Posten von den nur siebenzig Meter entfernten Stellungen. Diese ganze isolierte Privatfront konnte auf drei Seiten von den Höhen eingesehen werden, die vom Feind besetzt waren. Damit war irgendeine Bewegung bei Tage ausgeschlossen. Es war schon schwierig genug gewesen, die Amerikaner überhaupt abzulösen, und seit sie vor zwei Nächten diesen Abschnitt übernommen hatten, hatte es sich als noch schwieriger erwiesen, den Nachschub heranzuschaffen, den sie für den Grossangriff brauchten, zu dem sie gedrängt wurden und der möglichst sofort stattfinden sollte. Die Lebensbedingungen wurden nicht verbessert durch die über hundert unbestatteten und unerreichbaren Leichen, die über dieses Gebiet verstreut waren.

Um sich ein Bild von diesem Vorsprung zu machen, der in das Herz der deutschen Bergstellungen hinein vorsties, muss man sich einen felsigen, ungleichmässigen Bergkamm etwa in der Form eines Bumerangs von 1'000 Meter Länge

vorstellen. Von der britischen Seite aus gesehen bog der Bumerang nach links ein, wobei sich die Stellungen des Royal Sussex-Bataillons auf dem der britischen Front zugewandten Flügel des Bumerangs befanden, während die Deutschen den grössten übrigen Teil besetzt hielten; der Klosterberg befand sich unmittelbar jenseits des deutschen Bumerang-Flügels. Am «Ellbogen» des Bumerangs befand sich der kuppelförmige Berg, den die Karten als Höhe 593 bezeichneten. Die vorderen Hänge dieser Höhe hielten starke deutsche Einheiten besetzt.

Der bumerangförmige Höhenzug, den die Amerikaner Schlangenkopf getauft hatten, bot einen Annäherungsweg an das Kloster, aber der Weg wurde versperrt durch das natürliche Hindernis der Höhe 593. Die Hänge des Höhenzuges fielen steil und stellenweise schroff wie ein Abgrund ab, und die einzige Alternative zu einem Vorrücken auf dem Höhenzug selbst (wobei unterwegs 593 gestürmt werden müsste) bestand darin, direkt über den offenen «Ellbogen» hinweg zum Klosterberg vorzustossen und dabei die Höhe 593 in der Mitte weit zu umgehen. Das jedoch würde die Überquerung eines Chaos von Berghängen, Senken, Schluchten, Felsbrocken, Stechginster-Gestrüpp und zerschmetterten Mauern bedeuten, wo das Artilleriefeuer die Terrassenanlagen umgepflügt hatte. Im Ganzen gesehen schien der Vormarsch über den Schlangenkopf selbst das geringere Übel zu sein, aber zunächst musste die Höhe 593 gestürmt werden.

Zwei grundlegende (und Dutzende minderer) Schwierigkeiten beeinflussten die geplante Operation auf diesem überaus widerspenstigen Gelände. Die erste Schwierigkeit war der Nachschub. Alles, auch das Wasser, musste elf Kilometer weit von Maultieren auf ansteigenden Pfaden durch das Tal herangeschafft und dann die letzten hundert Meter von den Männern die letzte, steile Wegstrecke zu den vorgeschobenen Stellungen getragen werden. Fünf Stunden dauerte der Transport über diese Route, die unaufhörlich von der feindlichen Artillerie beschossen wurde, so dass in den meisten Nächten nur ein Teil der Maultiere das Ziel erreichte. Die Verwundeten mussten den gleichen langen und gefährlichen Weg in entgegengesetzter Richtung ertragen.

Die zweite grundlegende Schwierigkeit bestand im Gelände

selbst. Dieses Durcheinander von Felsvorsprüngen, Abhängen, Schluchten, Geröll, schmalen Bergkämmen und Stechginster-Dickicht gestattete nur die gefechtsmässige Entfaltung einer beschränkten Truppenzahl. Um sich diesen Bedingungen anzupassen, sah der Divisionsplan die Verwendung einer der drei Brigaden (der 7.) im vorgeschobenen Gebiet als festem Stützpunkt und Angriffstruppe vor, während Bataillone der zweiten Brigade (der 5.) je nach Bedarf vorgezogen und der 7. eingegliedert werden sollten. Die 7. Brigade würde also als Lieferschlauch nicht nur für ihren eigenen Bedarf, sondern auch für den der 5. Brigade fungieren. Die dritte Brigade der Division, die 11., war als Träger- und Arbeiterkorps für die Versorgung der beiden anderen vorgesehen.

Am Dienstagmorgen war die 7. Brigade gerade dabei, sich ein wenig zu akklimatisieren und sich in ihrer vorgeschobenen Keilspitze zurechtzufinden. Das 1. Royal Sussex-Bataillon lag quer über dem Schlangenkopf-Kamm, siebenzig Meter von den Deutschen, 1'000 Meter vom Kloster entfernt. Die Züge der 4./16. Punjabis lagen über den Abhang zu ihrer Linken hinab verteilt. Die 1./2. Gurkhas befanden sich wenige hundert Meter dahinter in Reserve.

Für das Royal Sussex-Bataillon, das die Spitze des Angriffskeils bildete, war der Brennpunkt der Landschaft natürlich die cremefarbene Abtei, die nicht ganz so hoch war wie ihre eigene Stellung und auf die sie deshalb hinabschauen konnten. Mehr Sorgen aber bereitete ihnen die felsige Kuppel der Höhe 593, die sich unmittelbar vor ihrer Front erhob. Während alle anderen von nichts anderem reden konnten als vom Kloster, taten die Männer vom Royal Sussex ihr Bestes, um begreiflich zu machen, dass zunächst einmal die Höhe 593 erobert werden müsse. Keine 593, kein Monte Cassino. Im Hauptquartier des Zweiten Neuseeländischen Korps jenseits des Tales hatte man das nicht klar begriffen. So erklärt es sich, dass die 4. Indische Division, der alle Schwierigkeiten des Geländes jetzt in bedrückender Weise klar waren, in ihren ganzen Überlegungen von einer einleitenden Säuberung der Höhe 593 ausging, auf die ein Angriff auf das Kloster folgen würde, während das Zweite Neuseeländische Korps, das ständig unter Druck gesetzt wurde, endlich vorzu-

dringen, einen unmittelbaren, direkten Angriff auf das Kloster ins Auge gefasst hatte, der sogleich nach der Bombardierung stattfinden sollte.

Während die Offiziere an jenem Dienstagmorgen mit diesen Problemen beschäftigt waren, blieb den Soldaten nichts anderes zu tun, als sich so gut einzurichten, wie die Umstände es zuließen. Sie versuchten zu schlafen oder zu lesen oder gar sich zu rasieren, wenn sie noch ein bisschen Tee hatten – denn wenn das Wasser elf Kilometer weit mit Maultieren herangeschafft werden muss, dann muss es streng rationiert werden. Sie säuberten ihre Waffen, aber nicht sich selbst. Sie rauchten, wenn ihnen die Zigaretten nicht ausgegangen waren, denn bei der Knappheit der Maultiere hatte die Munition Vorrang vor solchen Luxusartikeln. Sie schrieben Briefe. Sie starrten zum Kloster hinüber.

Als kurz nach 9.30 Uhr die Formation Fliegender Festungen hoch über ihre Köpfe dahinzog, achtete niemand darauf. Wenn nicht gerade schlechtes Wetter war, flogen immer Fliegende Festungen so hoch, dass sie gerade eben sichtbar waren, über ihre Köpfe dahin – auf dem Wege zu ihren regelmässigen Zielen: den Verschiebebahnhöfen, den Eisenbahnbrücken und den Verkehrsknotenpunkten, die dem Soldaten immer so fern und nutzlos erscheinen. Dann begannen die Bomben auf das Kloster herniederzufallen, und einige ziemlich weit vom Kloster entfernt, und einige Soldaten waren von den schwirrenden Gesteinssplintern verletzt, bevor sie noch recht begriffen hatten, was eigentlich geschah.

Als die ersten Bomben herniederkrachten, griff Oberst Glennie, Kommandeur des Royal Sussex-Bataillons, nach dem Feldfernsprecher und rief sein Brigade-Hauptquartier an, aber bevor er noch ein Wort herausbringen konnte, sagte die Stimme am anderen Ende: «Wir haben es auch nicht gewusst!» Niemand hatte daran gedacht, die Bodentruppen, die es in erster Linie anging, davon zu informieren, dass man das Bombardement, das ihnen für den 16. angekündigt worden war, um einen Tag vorverlegt hatte. «Den Mönchen haben sie es gesagt», bemerkte Oberst Glennie, «und dem Feind haben sie es gesagt, nur uns haben sie es nicht gesagt!» Zu diesem sonderbaren Versäumnis darf man vielleicht sagen, dass die

Zusammenarbeit zwischen Armee und Luftstreitkräften sich noch in ihren Kinderschuhen, bestenfalls im Jünglingsalter, befand und dass gerade bei dieser Gelegenheit eine Reihe harter und deshalb doppelt wirksamer Lektionen gelernt wurde.

Für die Soldaten war der Bombenangriff eine grandiose Unterbrechung der Monotonie ihres Frontalltags – wenn auch eine nervenzermürende, denn viele Bomben schlugen in der unmittelbaren Nähe ihrer eigenen Stellungen ein und verursachten noch mehr Verluste. Für die Offiziere bildete das Bombardement den Hintergrund zu einem Tag fiebrhafter Planungen, denn es hatte nicht lange gedauert, da kam der Befehl durch, dass der Angriff in dieser Nacht stattzufinden habe, wie unerwartet die Vorverlegung des Bombenangriffs auch gewesen sein mochte, wie wenig vorbereitet sie ihrer Meinung nach auch waren. Die einleitende Säuberung der Höhe 593 sei unverzüglich zu erledigen. Das Royal Sussexsataillon habe das in der kommenden Nacht durchzuführen.

Die Faktoren waren von brutaler Einfachheit. Die nächsten deutschen Stellungen waren siebenzig Meter entfernt: zu nahe für eine direkte Artillerieunterstützung für das britische Bataillon. Der Gipfel der Höhe 593 war nur weitere hundert Meter entfernt. Der Boden war felsig und übersät mit Geröll, so dass eine lautlose Annäherung praktisch unmöglich war. Die Zeit hatte nicht gereicht, um sich durch fortgesetzte Beobachtung und durch Spähtrupps ein Bild von der genauen Lage der feindlichen Stellungen zu machen. Es stand eine Schlacht bevor, die durch Handgranate, Bajonett, Granatwerfer und leichtes Maschinengewehr entschieden werden würde, und das unglückliche Sussex-Bataillon würde jetzt allen Grund haben, um den Verlust seiner Granatwerfer- und Handgranatenreserven zu trauern, die auf dem Marsch nach vorn mit den beiden Lastwagen in die Tiefe gestürzt waren. (Man darf sich übrigens fragen, warum der Divisionsstab es versäumt hatte, Ersatz für diesen Verlust nach vorn zu schaffen.)

Dies dürfte eines der wenigen Schlachtfelder des zweiten Weltkrieges gewesen sein, auf dem die Stellungen- und Nahkämpfe von 1914-18 wiederauflebten. Der alte Satz aus Flandern lässt sich hier wieder anwenden. Das Royal Sussex musste «über den Hügel».

Angesichts seiner unzulänglichen Kenntnis des Geländes und der feindlichen Stellungen beschloss das Bataillon, seinen ersten Angriff nur mit einer Kompanie zu unternehmen. An diesem Abend, etwa zu der Zeit, als Abt Diamare an den Altar der Kapelle der Pietà gelehnt das Dokument unterzeichnete, in dem er erklärte, dass sich keine deutschen Soldaten im Kloster befunden hätten, arbeitete sich eine Kompanie des Sussex-Bataillons, drei Offiziere und dreiundsechzig Mann stark, so leise wie möglich auf dem Kamm des Schlangenkopfes auf die Höhe 593 am «Ellbogen» des Bumerangs vor.

Sie bewegten sich in der normalen Gefechtsformation von zwei Zügen nacheinander, während der dritte als Reserve nachfolgte. Sie bewegten sich sehr langsam. In diesem Gelände bestand bei jedem Schritt Gefahr, dass sich ein Stein löste und gegen einen anderen schlug; und auf diesen Flöhenzügen sind Geräusche dieser Art sehr weit zu hören. In diesem Gelände war es auch gefährlich leicht, sich den Fuss zu verstauchen oder zu stolpern. Besonders gross war diese Gefahr für einen Mann, der eine schwere Last trägt, ein Maschinengewehr zum Beispiel. Bei jedem einzelnen Schritt bestand die Gefahr, die Stille zu zerstören, die so wesentlich war für das Unternehmen – und ein wachsamer Feind lag knappe siebenzig Meter entfernt.

Die ersten Reihen waren nicht mehr als fünfzig Meter vorgekommen, als ein lähmendes Feuer aus ungezählten Maschinengewehren und ein Hagel von Handgranaten auf sie niederging. Sie warfen sich hin. Sie robbten über den scharfen, steinigen Boden von einer Stellung zur anderen und versuchten, sich in die Flanken hinein vorzuarbeiten. Immer und immer wieder versuchten einzelne Soldaten und kleine Gruppen aufs Neue, einen Weg um die Stellungen herum zu finden, einen näheren Weg zu einem Ziel, das so nahe war und doch so unerreichbar. Aber das steil ansteigende Gelände errang den Sieg über sie. Und ihre Handgranaten gingen zu Ende, während die Deutschen einen unablässigen Handgranatenhagel von ihren Stellungen aus auf den Hang niedergehen liessen; sie verfügten über unbegrenzte Mengen. Um den Angreifern zu helfen, wurden Handgranaten bei den anderen Kompanien des Bataillons eingesammelt und nach vorn wei-

tergegeben, aber lange vor Morgengrauen waren auch sie verbraucht.

Wären sie nach Tagesanbruch im ungedeckten Niemandsland geblieben, dann wären sie bis auf den letzten Mann aufgerieben worden. Vor dem ersten Licht des Tages erhielten sie deshalb Befehl zum Rückzug. Der 15. Februar, der Tag der Katastrophe für Monte Cassino, hatte auch das Royal Sussex-Bataillon nicht geschont. Von den drei Offizieren und dreiundsechzig Mann, die dieses erste Experiment einer Kraftprobe gegen ein vorläufiges Ziel unternommen hatten, waren zwei Offiziere und zweiunddreissig Mann nicht mehr als fünfzig Meter von ihrem Ausgangspunkt entfernt getötet oder verwundet worden. Es war ein Vorgeschmack der Dinge, die da kommen sollten.

6

Im Laufe des Vormittags erhielt das Sussex-Bataillon Befehl, es in der kommenden Nacht noch einmal zu versuchen, und zwar unter Verwendung des ganzen Bataillons. Gleichzeitig traf die Nachricht ein, dass die Gegenoffensive gegen den Brückenkopf von Anzio wie erwartet vor wenigen Stunden begonnen hatte.

Die Deutschen hatten vier Infanteriedivisionen an einer viertausend Meter langen Front konzentriert und unternahmen mit ihrer geballten Wucht den Versuch, durch das Herz des Brückenkopfes nach dem 13 Kilometer entfernten Anzio vorzustossen. Dies war ihre grösste Angriffsoperation des Feldzuges. Sie wurden unterstützt von 452 Geschützen. Den Infanteriedivisionen und den sie direkt unterstützenden Panzern folgten zur Ausnutzung ihres Erfolges zwei Panzerdivisionen, jede von ihnen durch ein Bataillon der neuesten und schwersten Panzer vom Typ Tiger und Panther verstärkt.

Es bestand nicht der leiseste Zweifel daran, wo man die alliierten Luftstreitkräfte in den nächsten Tagen benötigen würde. Alles, was fliegen konnte, würde man in Anzio brauchen. Cassino konnte für die nächsten Tage auf keine Unterstützung aus der Luft zählen. Die Bombenoffensive, die am

Tage zuvor mit der Zerstörung des Klosters begonnen hatte, musste damit auch enden.

Der arme Abt Diamare und seine zusammengeschrumpfte Gruppe von Mönchen und Flüchtlingen konnten dies jedoch nicht wissen, und sie verbrachten einsam und verlassen den Tag in den Ruinen der Abtei damit, vergeblich auf die Deutschen zu warten, die versprochen hatten, zurückzukehren und ihnen beim Verlassen des Klosters zu helfen.

Die Gruppe war jetzt zusammengeschrumpft auf etwa vierzig. Der grösste Teil der gesunden und kräftigen Überlebenden des Bombardements hatte sich in der Nacht oder im Morgenrauen davongemacht. Geblieben waren noch die drei hartnäckigen Bauernfamilien, die jetzt nicht mehr von der Seite des Abtes wichen, einige Kinder – drei von ihnen waren schwerverwundet –, die von ihren Eltern verlassen worden waren, eine Reihe weiterer Verwundeter, unter ihnen eine alte Frau, deren Füsse weggerissen waren, etwa ein halbes Dutzend gesunder Männer und ein paar Laienbrüder. Nur zwei Mönche waren noch übrig. Ein Mönch war, wie wir wissen, an der Epidemie gestorben. Zwei weitere waren während des Bombenangriffs ums Leben gekommen.

Abgesehen von einem kurzen Besuch von Schlachtflugzeugen während des Tages blieb am Himmel alles ruhig, aber es herrschte rege Artillerietätigkeit. Recht früh schon gelangte der Abt zu der Ansicht, dass er auf keine weitere Hilfe von den Deutschen zählen könne und dass er die Räumung selbst organisieren müsse. Er entschied sich dafür, dass das erste Licht des neuen Tages die günstigste Zeit sein würde, denn er hatte bemerkt, dass um diese Zeit die Kampftätigkeit im Allgemeinen abflaute. Wieder einmal mussten er und die Mönche sich auf eine neue lange Nacht in den Ruinen gefasst machen.

Zwei kleine tröstliche Dinge ereigneten sich an einem Tag, der sonst nur Angst und bittere Hoffnungslosigkeit brachte. Einem der Laienbrüder gelang es, ein Brevier aus den Trümmern zu retten; jetzt konnten der Abt und die Mönche wie üblich ihren Gottesdienst halten. Der andere, weltlichere Trost war die Entdeckung, dass ein kleiner Wassertank in den Ruinen der Küche unbeschädigt geblieben war.

Als der Kommandeur des Sussex-Bataillons den Befehl erhielt, 593 erneut anzugreifen, schickte er als erstes ein äusserst nachdrückliches SOS ab: er brauchte Handgranaten. Die Kompanieschlacht der Nacht zuvor hatte bestätigt, dass für diesen Nahkampf zwischen den Steinen und Felsbrocken dringender als alles andere Handgranaten benötigt wurden. Dann plante er seinen Angriff.

Die B-Kompanie, verstärkt durch einen Zug der A-Kompanie, sollte das Gros bilden; sie sollte 593 von links angreifen und besetzen. Gleichzeitig sollte der Rest der A-Kompanie einen Ablenkungsangriff an der Rechten durchführen, um die deutschen Verteidiger zu täuschen. Sobald die B-Kompanie sich auf dem Hügel befand, sollte sie eine Leuchtrakete abfeuern, worauf die frische D-Kompanie mit so viel Munition, wie sie tragen konnte, vorstürmen, die B-Kompanie auf der frisch eroberten Höhe ablösen und sich unverzüglich darauf vorbereiten sollte, den unvermeidlichen Gegenangriff zurückzuschlagen. Die C-Kompanie, diejenige, die infolge der in der vorigen Nacht erlittenen Verluste auf die Hälfte zusammengeschrumpft war, sollte in Reserve bleiben.

Da sich das Ziel bis auf siebenzig Meter an die eigene Ausgangsstellung heran erstreckte, war ein vorbereitender Artilleriebeschuss nicht möglich.

Dem Mangel an Werfermunition wurde abgeholfen, indem die von den Amerikanern zurückgelassenen Granaten, die ein anderes Kaliber hatten als die britischen, eingesammelt und nutzbar gemacht wurden. Sie eigneten sich als Munition für einige erbeutete deutsche und italienische Granatwerfer, die die Männer vom Sussex-Bataillon als Andenken aus Nordafrika mitgebracht hatten.

Niemand war sehr glücklich über die bevorstehende Operation. Die Kraftprobe der vorigen Nacht hatte gezeigt, wie stark die Verteidigung der Höhe 593 war. Die Unmöglichkeit vorheriger Aufklärung machte nächtliche Bewegungen in diesem zerfetzten und schwierigen Gelände zu einem gefährlichen Glücksspiel. Die Munitionsvorräte waren immer noch alles andere als ausreichend – es würde der Arbeit vieler Nächte bedürfen, um die notwendigen Bestände anzusammeln. Aber Anzio sah seiner schwersten Krise entgegen, und

der Cassino-Angriff musste beginnen. Es wäre schon etwas, wenn die überaus wichtigen Handgranaten rechtzeitig eintreffen würden. Für das Royal Sussex-Bataillon war es ein Tag höchster Anspannung.

Der Angriff war für 23.00 Uhr befohlen worden, weil das der früheste Zeitpunkt war, zu dem die Maultierkolonne mit den Handgranaten eintreffen konnte. Um 23.00 Uhr waren die Maultiere nicht da. Der Nachschubweg war in dieser Nacht heftig von der feindlichen Artillerie beschossen worden, und viele Maultiere waren in Verlust geraten. Der Angriff wurde um eine halbe Stunde verschoben. Um 23.30 Uhr waren die Maultiere immer noch nicht da, und der Angriff wurde um eine weitere halbe Stunde verschoben. Ein paar Minuten später kamen die Maultiere endlich, aber infolge der Verluste, die ihnen die Artillerie unterwegs zugefügt hatte, brachten sie nur die Hälfte der benötigten Handgranaten.

Verhängnisvollerweise begann der Angriff nun erst um Mitternacht. Wie wir gesehen haben, konnte es keine direkte Artillerieunterstützung geben, weil die Entfernung zwischen Ziel und Angreifer zu gering war. Stattdessen erhielt die Artillerie die Aufgabe, die angrenzenden Gipfel zu neutralisieren, besonders die 800 Meter rechts von 593 gelegene Höhe 575. Von den Geschützen aus gesehen – die vom anderen Ende des Tales aus feuerten, und zwar 450 Meter unterhalb der Höhe dieser Hügel – war der Höhenzug, über den das Sussex-Bataillon vorrücken musste, ein Kamm, der nur wenig unterhalb des Kammes der Höhe 575 gelegen war. Um 575 treffen zu können, mussten die Granaten nur wenige Meter über den Schlangenkopf hinwegfliegen, und Spielraum für artilleristische Fehler gab es nicht. Der winzigste Bruchteil einer Verschiebung in der Höheneinstellung genügte, um die Granaten auf dem Schlangenkopf einschlagen zu lassen anstatt auf Höhe 575, achthundert Meter entfernt.

Genau das geschah. Als die beiden führenden Kompanien, dicht gefolgt vom Bataillons-Hauptquartier und der Reservekompanie, sich an der Ausgangslinie formierten, eröffnete die Artillerie das Feuer auf Höhe 575. Aber mehrere Granaten überflogen den Schlangenkopf nicht, sondern detonierten mitten in den führenden Kompanien und dem Bataillons-Haupt-

quartier. Es ist sprichwörtlich, dass es keinen demoralisierenden Anfang für eine Operation gibt, als Artillerief Feuer auf die Angreifer an ihrem Ausgangspunkt. Nicht um einen Quent weniger beunruhigend ist es, wenn die Granaten aus eigenen Rohren kommen. Nur eine Kompanie – diejenige, die den Hügel nach der Eroberung besetzen und einen Gegenangriff abwehren sollte – entging diesem Feuerüberfall.

Nach hastiger Neuaufstellung begann der Angriff wie geplant. Wie in der vorigen Nacht wurden fünfzig Meter zurückgelegt, bevor lähmendes Feuer auf die sich vorarbeitenden Truppen niederging. Die verstärkte Kompanie, die den Hauptangriff durchführen sollte, arbeitete sich wie befohlen auf der Linken vor, während die schwächere Kompanie sich daran machte, ihr Täuschungsfeuerwerk an der Rechten zu inszenieren. Diese Kompanie stiess sofort auf Schwierigkeiten. Noch gerade rechtzeitig machte sie am Rande eines zwölf Meter tiefen Abgrundes halt, der auf der Karte nicht eingezeichnet war. Es gab keine Möglichkeit, dieses Flindernis nach rechts zu umgehen, die Männer schoben sich also nach links vor, bis sie auf eine Schlucht stiessen, die fünf Meter tief und sechs Meter breit war. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als in Stellung zu gehen und Feuerunterstützung zu geben.

Mittlerweile war es der Gros-Kompanie zur Linken dank einiger mutiger Einzelleistungen, die zur Zerstörung einiger deutscher MG-Nester geführt hatten, gelungen, sich einen Weg zum Hauptteil der Flöhe zu bahnen. Aber die Deutschen verteidigten sich mit rücksichtsloser Hingabe und konnten nicht aus wohlvorbereiteten Stellungen vertrieben werden, in denen sie nun einmal bleiben wollten. Es entwickelte sich ein Kampf Mann gegen Mann, und in der Verwirrung stiessen einige Männer des Sussex-Bataillons bis in den Rücken des Zieles vor, stürmten darüber hinaus und stürzten in einen anderen der kleinen Abgründe, die in diesem Gelände so reichlich vorhanden waren. Sie wurden verwundet und gerieten in Gefangenschaft. Eine andere Gruppe, die bis zur Rückseite des Gipfels durchgebrochen war, stiess unglücklicherweise mit einer überlegenen Gruppe deutscher Verstärkungen zusammen, die sich auf dem Wege in die Stellungen befand. Wie in der vorigen Nacht kam es zu einer Handgranaten-



Alliierte Truppen durchsuchen ein Haus in Cassino

Ein Panzer der Alliierten im Kampfgebiet von Cassino





Ein deutscher Panzer nebelt sich in der Stadtmitte von Cassino wegen Kettenschadens ein

Gefechtsstand der deutschen Fallschirmjäger in einem zerstörten Haus von Cassino. Das Sturmgeschütz steht einsatzbereit



schlacht, aber während die Deutschen sie nur so herniederregnen liessen, gingen dem britischen Bataillon bald die Handgranaten aus. Nach etwa zweistündigem Kampf waren alle Offiziere der rechten Kompanie entweder gefallen oder verwundet, und die Reserve-Kompanie rückte vor, um sie zu verstärken. In der linken Hauptkompanie begann die Munition immer knapper zu werden, und alle Offiziere waren verwundet.

Die eine frische Kompanie – deren Aufgabe es hatte sein sollen, die eroberte Stellung zu besetzen und zu halten – wurde als letztes Mittel in den Kampf geworfen, aber sie stiess auf den tiefen Abgrund, der schon der rechten Kompanie Einhalt geboten hatte, und gleichzeitig geriet sie in ein mörderisches Kreuzfeuer.

Der Angriff war fehlgeschlagen, und es blieb nichts anderes übrig, als die Reste der vier Kompanien an den Ausgangspunkt zurückzuziehen.

Von den zwölf Offizieren und den zweihundertfünfzig Mann, die an dem Angriff teilgenommen hatten, waren io Offiziere und 130 Mann gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten. In den beiden Nächten betrug also die Verluste des Sussex-Bataillons 12 von 15 Offizieren, 162 von 313 Mann. In zwei Nächten war ein gutes Bataillon, das seit den ersten Tagen des Krieges gekämpft und bisher jede ihm gestellte Kampfaufgabe gelöst hatte, zerschlagen worden.

Die Verlustziffern sprechen für sich. Das Bataillon hätte nicht besser oder tapferer kämpfen können. Es war nicht seine Schuld, dass es angreifen musste, bevor es bereit war. Infolge der unzulänglichen Nachschubverbindung – die Nacht reichte knapp aus für die Maultierkolonnen, um den insgesamt zweiundzwanzig Kilometer langen Hin- und Rückweg zurückzulegen – hatte das Bataillon keine Möglichkeit gehabt, die nötigen Munitionsbestände heranzuschaffen.

Im Morgengrauen des Donnerstag – der Bombenangriff vom Dienstag schien nun schon eine Ewigkeit zurückzuliegen –, während der Kommandeur des Royal Sussex-Bataillons aus den Resten vier starker Kompanien drei kleine bildete; während General von Mackensens Vierzehnte Armee sich nach

einem pausenlosen Angriff, der einen 2,4 Kilometer tiefen Keil in den Anziobrückenkopf getrieben hatte, dem Höhepunkt ihres ungeheuren Ansturms näherte – raffte Abt Diamare die letzten Reserven seiner Kraft zusammen und bereitete sich auf die letzte Phase seiner langen Prüfung vor.

Er rief die überlebenden Mönche und Flüchtlinge am Eingangstor der Abtei (über dem die Inschrift PAX unversehrt geblieben war) zusammen und erteilte jedem von ihnen die heilige Absolution. Dann ergriff er ein grosses hölzernes Kreuzifix und führte sie durch die Trümmer auf einen der Reitwege, die nach Westen durch die Berge führten. Bevor die vierzig Menschen aufbrachen, galt es, einen letzten bitteren Entschluss zu fassen. Drei kleine Kinder, eine Schwester und zwei Brüder, waren in den Ruinen gefunden worden. Alle drei waren verletzt. Ihre Mutter war im Bombenangriff ums Leben gekommen, ihr Vater hatte sie dann verlassen. Es war klar, dass das Mädchen und einer seiner Brüder nur noch kurze Zeit zu leben hatten. Als versucht wurde, sie aufzuheben, schrien sie vor Schmerzen, und es musste als barmherziger gelten, sie zu lassen, wo sie waren. Sie die steilen Bergpfade hinauf- und hinabzutragen, hätte nur bedeutet, ihre letzten Augenblicke noch qualvoller zu machen. Der andere Bruder war nicht so schwer verletzt, er war nur an beiden Beinen gelähmt. Ein Laienbruder lud ihn sich auf die Schulter. Man fand eine Leiter, die als Tragbahre benutzt werden konnte für die alte Frau, deren Füsse weggerissen worden waren, und zwei der wenigen Überlebenden, die weder krank noch verwundet waren, trugen sie am Schluss der Kolonne.

Die Pfade waren steil und unwegsam, und es ging nur langsam voran. Aber der Abt, gestützt von den Mönchen und Laienbrüdern, bestand darauf, das schwere Kreuzifix hochzuhalten, während sie den Berghang hinabstolperten. Immer wenn sie eine deutsche Stellung antrafen, bat der Abt um Erlaubnis, passieren zu dürfen; er sagte, er verlasse das Kloster mit Genehmigung des deutschen Oberkommandos. Meistens, so berichtete später einer der Mönche, starrten die Soldaten nur offenen Mundes diese seltsame Gesellschaft an und sagten nichts. Es war unvermeidlich, dass die kleine Kolonne sich auf ihrem mühseligen Marsch immer mehr in die

Länge zog, und nach einiger Zeit wurden Rufe von hinten laut. Die Männer, die die Leiter mit der Frau ohne Füsse trugen, riefen, dass sie nicht mehr Schritt halten könnten, der Weg sei zu steil und zu schwierig. Die Männer an der Spitze riefen ihnen Worte zu, die ihnen Mut machen sollten. Es sei nicht mehr weit, sie müssten Schritt halten. Nachdem sie einige Zeit gegangen waren, kamen sie an eine ebene Wegstrecke, und der Abt liess halten, so dass sie ein wenig rasten konnten und den Nachzüglern die Chance gaben, sie einzuholen. Jetzt zeigte sich, dass die beiden Männer, die die alte Frau getragen hatten, vor einer Weile aufgegeben und die Frau zurückgelassen hatten. Sie seien zu erschöpft, sagten sie. Die Kolonne setzte sich wieder in Bewegung, und nach einiger Zeit trafen sie auf eine Hütte, in der die Deutschen einen vorge-schobenen Verbandsplatz eingerichtet hatten. Dort wurden die Verwundeten so gut es ging versorgt, aber als der Abt darum bat, mit dem Hauptquartier verbunden zu werden, wurde ihm erklärt, die Telephonleitung sei zerschossen. Die Deutschen sagten, es sei besser, wenn die Gruppe weiterziehe, bis sie aus dem unmittelbaren Frontbereich heraus sei. Dort würde man Hilfe vorfinden. Die Deutschen zeigten ihnen einen geeigneten Weg und schlugen vor, aus Sicherheitsgründen in kleineren Gruppen, die Abstand voneinander hielten, zu gehen, da die Gegend unter unregelmässigem Artilleriefeuer lag.

Das geschah, und eine Gruppe nach der anderen brach auf. Als letzte gingen der Abt und der Sakristan. Bis sie an der Reihe waren, rasteten diese beiden Männer in der Hütte, da der Abt mittlerweile dem Zusammenbruch nahe war. Während sie sich noch dort befanden, traf ein Melder ein und sagte, eine dringende Suche nach dem Abt sei im Gange und alle Fronteinheiten seien aufgefordert worden, nach ihm Ausschau zu halten. Kaum hatte er die Meldung zurückgebracht, dass der Abt gefunden sei, traf an dem Verbandsplatz der Befehl ein, für den Abt zu sorgen, bis er abgeholt werden könne. Der Sanitätskraftwagen traf im Laufe des Nachmittags ein.

Der deutsche Korps-Kommandeur, General von Senger, hat das Ende der Geschichte beschrieben:

«Ich liess den Abt dort mit dem Wagen abholen und zu meinem Gefechtsstand bringen . . . Ich gab dem verehrungswürdigen alten Priester, der von einem einzigen Mönchsgefährten begleitet war, Quartier für eine Nacht.

Während der Abt mein Gast war, erhielt ich Befehl vom deutschen Oberkommando, ihn zur Abgabe einer Rundfunckerklärung über die Haltung der deutschen Truppen und ihrer Achtung der Neutralität des Klosters zu bewegen. Ich beschloss, diesem Befehl zu folgen, da die Zerstörung des Klosters ein Ereignis von historischer Bedeutung war, das meine persönliche Ehre als Soldat und Christ berührte. Nach einem Gespräch mit seinem Gefährten erklärte sich der Abt einverstanden, und wir führten vor dem Mikrophon ein Zwiegespräch, das sogar noch weiter ging, als ich beabsichtigt hatte: der Abt beklagte die traurige Zerstörung vieler wertvoller und unersetzlicher Kunstwerke. Nach der Übertragung liess ich ihn mit dem Wagen nach Rom bringen, nachdem ich einen Offizier beauftragt hatte, ihn sicher nach Sant' Anselmo zu geleiten, wie er es gewünscht hatte. Sant' Anselmo auf dem Aventin ist das Zentrum des Benediktinerordens . . .

Mein Plan, den Abt sicher nach Sant' Anselmo bringen zu lassen, wurde verhindert. Auf dem Wege nach Rom wurde der Wagen von Beauftragten des Propagandaministers Goebbels abgefangen. Goebbels dachte nicht daran, sich diese glänzende Propagandagelegenheit entgehen zu lassen, und gemäss den Methoden des Führerprinzips war er entschlossen, sich völlig darüber hinwegzusetzen, was etwa andere in dieser Hinsicht gerade unternahmen. Der verängstigte alte Priester wurde also zu einem Rundfunksender gebracht, wo man ihn lange ohne Nahrung warten liess und ihn schliesslich veranlasste, eine weitere Erklärung nach Vorschrift der Rundfunkleute abzugeben . . .

Aber das genügte noch nicht. Hitlers dümmster und arrogantester Komplize, der Aussenminister, verlangte auch seine Scheibe vom Kuchen. Die Erklärung, die er unterzeichnet haben wollte, war ganz nach propagandi-

stischen Gesichtspunkten formuliert. Der unglückliche alte Priester brach endlich zusammen. Er weigerte sich, weitere Erklärungen zu unterschreiben, und er bat darum, freigelassen zu werden, denn er hatte gemerkt, dass er kein behüteter Gast mehr war, sondern ein Gefangener.»

Der Krieg verlangt seinen Preis ohne Ansehen der Person. Im Mosaik des Leidens und Erduldens gebührt Gregorio Diamare, dem achtzigjährigen Abt-Bischof von Monte Cassino, ein ehrenvoller Platz. Und das gilt wohl auch für die alte Bauersfrau, die keine Füße mehr hatte und die sie einen Teil des Weges in die Sicherheit auf einer Leiter getragen hatten, bis sie zurückgelassen wurde, um einsam auf dem kalten Berghang zu sterben. Ihr Schicksal war es, in einer Schlacht zu sterben, ohne auch nur zu wissen, worum es in dieser Schlacht ging.

An diesem Abend konnte die Zehnte Armee, nachdem die deutschen Propagandisten ihr Werk vollendet hatten, einige kleine Korrekturen an ihren Dispositionen auf dem Gipfel des Klosterberges und in seiner unmittelbaren Umgebung vornehmen, indem sie Posten in den Ruinen der Abtei errichtete.

Für die 4. Indische Division und die Neuseeländer war es ein Tag dringlicher Vorbereitungen. Beide Divisionen waren endlich bereit, den zusammengefassten Angriff zu unternehmen, der ursprünglich auf das Bombardement hatte folgen sollen. In der kommenden Nacht sollten die Inder nicht mit einem Bataillon, sondern mit dreien angreifen.

Um Mitternacht sollten die 4.16. Rajputan Rifles (Schützen) durch die Reihen des Royal Sussex-Bataillons hindurch vorstossen und versuchen, Höhe 593 zu stürmen. Wenn ihnen gelang, was das Sussex-Bataillon nicht hatte erreichen können, dann sollte das geschwächte Sussex-Bataillon den Erfolg ausnutzen und über den Kamm zur Höhe 444 am fernen Ende des Bumerangs vorstürmen.

Um 02.15 Uhr sollten zwei Gurkha-Bataillone, das 1./2. und das 1./9., unter Ausnutzung des Mondes, der um diese Zeit aufging, von der linken Flanke des Sussex-Bataillons

ausgehend über die Hänge und Schluchten hinweg zum direkten Angriff auf das Kloster ansetzen. Das war ein furchtbarer Weg, den sie da zurücklegen sollten, aber die Gurkhas, in den Vorgebirgen des Himalaja geboren und herangewachsen, waren die erfahrensten Gebirgskämpfer, die es in den Commonwealth-Armeen gab. Wenn irgendjemand dieses ungeheuer schwierige Berggelände überwinden konnte, dann die Gurkhas. Zwei ganze Reservebataillone der Division wurden in Trägergruppen eingeteilt, die für den nötigen Nachschub an Munition und anderen Erfordernissen sorgen sollten.

Während die Inder sich auf diese Bergfestungen warfen, sollte das 28. (Maori) Bataillon der Neuseeländischen Division aus der Richtung des Monte Trocchio an der Eisenbahn entlang vorrücken und den Bahnhof Cassino besetzen.

Die Neuseeländer hatten nicht mit so grossen Schwierigkeiten wie die Inder zu kämpfen gehabt, als sie in Stellung gingen, aber wie die Inder hatten sie sich in einem Gelände wiedergefunden, wo sich nur eine geringe Zahl von Truppen gleichzeitig entfalten konnte. Wegen der Überschwemmung des Tals war die Strasse neben der Eisenbahn der einzig brauchbare Annäherungsweg.

Den Maoris sollte eine Pionierkompanie auf den Fersen folgen, um Minen zu räumen und die Strassensperren zu beseitigen, die die Deutschen angelegt hatten, um diese wichtige Strasse für Fahrzeuge unpassierbar zu machen, und um Bailey-Brücken über die beiden Wasserstrassen – einen Kanal und den Rapido – zu errichten, die zwischen ihrem Ausgangspunkt und dem Bahnhof lagen. Der Erfolg der Operation hing davon ab, ob es den Pionieren gelang, die Strasse bis zum Morgengrauen soweit herzurichten, dass Panzer und Panzerabwehrgeschütze den Maoris am Tage bei Erreichung ihres Ziels helfen konnten. Hinter Trocchio waren 180 Panzer und der Rest der Division massiert, um den Erfolg der Maoris auszunutzen.

Die Maoris nahmen einen besonderen Platz in der Neuseeländischen Division ein. Sie waren fröhliche, kraftvolle Männer mit einem ausgeprägten Sinn für Humor und angeborenem Kampfgeist: grossartige Soldaten in Angriff und Verfolgung. Ihrem Temperament nach waren sie die «wilden

Iren» der Neuseeländischen Division. Der Vormarsch begann kurz nach Einbruch der Dunkelheit, um den Pionieren soviel Zeit wie möglich zu geben, in der sie im Schutz der Dunkelheit ihre wichtigen Brückenbau- und Strassenarbeiten durchführen konnten. In den letzten Phasen des Vormarsches gerieten die Maoris an Minenfelder und Stacheldraht, und sie waren pausenlos Granatwerferfeuer ausgesetzt. Aber sie erzwangen sich ihren Weg nach vorn, und kurz nach Mitternacht waren sie in die Schuppen und Gebäude des Bahnhofes gestürzt und hatten triumphierend von ihnen Besitz ergriffen – und ausserdem von einer Anzahl Gefangener.

Unterdes schoben sich 600 Meter über ihnen in den Bergen – die vom Bahnhof aus gerade noch eben sichtbar waren in der Dunkelheit – die Rajputana Rifles am Kamm des Schlangenkopfes in Richtung auf Höhe 593 vor. Aber wie in den vergangenen beiden Nächten, wurde auch diesmal das Bataillon nach etwa einer Stunde von undurchdringlichem Feuer festgenagelt, während es am Fusse des Felsens und auf den unteren Hängen hingekauert lag. Sie versuchten alles, um sich um die einzelnen Felsbrocken und Vorsprünge herum vorzuarbeiten, und mehr als eine kleine Gruppe erreichte tatsächlich den Gipfel, aber sie wurden dann ausnahmslos getötet oder verwundet. Es wurde zu der gleichen Geschichte wie in den beiden vorangegangenen Nächten; kleine, aufeinanderfolgende Einzelanstrengungen, die zu keinen Fortschritten führten, sondern nur jedesmal ein paar mehr Männern das Leben kosteten. Um 02.00 Uhr früh war ein Kompaniechef gefallen, von den anderen drei waren zwei verwundet.

Während die Rajputs sich auf der Höhe 593 herumschlugen, brachen die 1./9. Gurkhas nur 300 Meter links von ihnen zu ihrem bitteren direkten Weg nach dem etwa 1'000 Meter entfernten Kloster auf. Ihr vorläufiges Ziel war Höhe 444 am Ende des Bumerangs. Fast sofort gerieten sie in schweres Kreuzfeuer von 593 und anderen Höhen zu ihrer Linken, und ihr Versuch, diese Stellungen auszuräumen, brachte sie zur Linken auf eine Höhe mit den Rajputs, aber keins der beiden anderen Bataillone konnte Fortschritte erzielen. Die Festung 593, unterstützt von den benachbarten hochgelegenen Punkten, konnte gut mit beiden fertig werden.

Das zweite Gurkha-Bataillon, das 1./2., brach dann auf, aber etwas weiter zur Linken mit einer direkten Route zum Kloster über Höhe 450. Während sie sich auf dem abfallenden Gelände vorarbeiteten in Richtung auf die steile Schlucht, die das letzte Hindernis war – die Schlucht am Fusse des Nordhanges des Klosterberges –, näherten sie sich einem dunklen Hindernis, das wie Gestrüpp aussah. Es fiel auf in einer Landschaft, in der das Artilleriefeuer einen so grossen Teil der Vegetation abrasiert hatte. Man erinnerte sich, es auf den Luftaufnahmen gesehen zu haben, auf denen es sich als langer, auffallender Schatten dargestellt hatte. Als die Züge der Spitze sich ihm näherten, ging ein Hagel von Handgranaten von dem dahinter gelegenen höheren Gelände auf sie herab, und sie machten einen Sprung nach vorn, um in diesem Dickichtstreifen Deckung zu suchen.

Es gab ein Stakkato von Explosionen. Das Gebüsch war gar kein Gebüsch, sondern ein brusthohes, starkes, dorniges Dickicht. Dieses Dickicht war durchwoben mit Stacheldraht und dicht an dicht mit untereinander verbundenen Schützenminen verseucht; die Berührung eines der geschickt über das unmittelbare Vorfeld gespannten Stolperdrähte genügte, um die Explosion auszulösen.

Als die führenden Züge auf die vermeintliche Deckung zu liefen, wurde die Hälfte der Soldaten von den Minen in die Luft gesprengt. Der Rest wurde von den Reihen von Maschinengewehren niedergemäht, die unmittelbar jenseits des Dickichts postiert waren und die ihr Feuer nur in die Schreie und Blitze und die Silhouetten zu lenken brauchten, die grotesk an dem dornigen Gestrüpp und dem Stacheldraht aufleuchteten, wenn wieder eine Mine hochging. Der Oberst erhielt einen Magendurchschuss und befand sich damit selbst unter denjenigen, die an dieser Stelle verwundet wurden. Trotz dieses Rückschlags versuchten die nachfolgenden Kompanien, den Angriff weiter vorzutreiben, aber eine Linie von Maschinengewehren quer über die ganze Breite des Klosterberges schuf einen Feuervorhang, den sie nicht durchbrechen konnten, obwohl sie es immer wieder versuchten. Das Kloster war nur 400 Meter entfernt, aber es waren die längsten 400 Meter der Welt.

Die vollständige Geschichte dieser tödlichen nächtlichen Schlachten wird man niemals erfahren, weil zu viele ihrer Autoren starben, während sie sie schrieben. Unzulänglich ausgerüstet, ohne ausreichende Zeit zur Vorbereitung, kämpften diese Wenigen eine einsame Schlacht in den Bergen, und niemand in der ganzen übrigen Armee hatte eine Vorstellung davon, welchen Schwierigkeiten sie gegenüberstanden. Nichts war da, das ihnen Kraft hätte geben können, nichts ausser jenem mächtigen Unwägbar, der Identität ihres Regiments. Den Rajputana Rifles kam es darauf an, dass sie die Rajputana Rifles waren; dem Royal Sussex kam es darauf an, das Royal Sussex zu sein. Am Ende war es wohl nur dies allein, das ihnen die Kraft gab, weiterzumachen. Seine Mutter in einem Dorf bei Katmandu würde nie erfahren, dass ihr Sohn als Sanitäter und Träger einer Bahre sechzehnmal durch dieses Inferno gelaufen war, bis er beim Anheben seiner letzten Last tot zusammenbrach mit einer Garbe Leuchtmunition im Rücken. Wie der englische Offizier, der tot an seiner Seite lag, hatte er das, was er tat, nicht nur getan, weil es seine Aufgabe als Soldat war, sondern weil er sich darüber hinaus bewusst war, zu den Gurkha Rifles zu gehören.

Im ersten Licht des Freitags war die Situation am Schlangenkopf genau die gleiche wie am Morgen zuvor, nur dass diesmal nicht eins, sondern drei Bataillone zwischen dem Geröll dieses namenlosen Hektars Bergland niedergehalten wurden. Wieder einmal blieb nichts anderes übrig, als die Überlebenden vor Tagesanbruch zurückzuziehen.

Im ersten Licht des Tages im Gebiet des Bahnhofs Cassino hatten die neuseeländischen Pioniere die Arbeit der Nacht fast vollendet. Sie hatten viele Dutzend Minen geräumt, trotz der zusätzlichen, zeitraubenden Arbeit des Wegräumens der gesprengten Schienen. Aber diese Arbeit war notwendig, da man sonst nicht wusste, ob die Minensuchgeräte das Metall der Minen oder das der Eisenbahnschienen anzeigten. Sie hatten Stacheldraht beseitigt und raffiniert angelegte Minenfallen; sie hatten Bailey-Brücken über zwei Wasserhindernisse, einen Kanal und den Fluss Rapido, gelegt; sie hatten mit Triimmersteinen oder Brückenmaterial mehrere kleinere Löcher ausgefüllt, die die Deutschen in die Strasse an der

Bahnlinie gesprengt hatten. Mit den verschiedensten Mitteln – obwohl sie die halbe Nacht von Artillerie und Granatwerfern beschossen wurden – hatten sie es fertiggebracht, hinter den vorrückenden Maoris fast zwei Kilometer brauchbarer Strasse zu schaffen, über die die Panzer und Panzerabwehrgeschütze bei Tagesanbruch vordringen könnten. Jetzt arbeiteten sie verzweifelt daran, noch vor Ende der Nacht fertig zu werden, die für Pioniere nie lang genug sein kann.

Um ein Geringes wäre es ihnen gelungen. Aber als das Dunkel der Nacht zu weichen begann, war noch eine Lücke zu überbrücken. Um wenige Minuten waren sie geschlagen worden. Die Arbeit konnte bei Tageslicht nicht ausgeführt werden. Die Maoris würden den langen, zwölfstündigen Tag ohne Panzer und Panzerabwehrgeschütze aushalten müssen.

Für Infanteristen, die einen erfolgreichen Nachtangriff durchgeführt haben, ist die Ankunft der Panzer und Panzerabwehrgeschütze im Morgengrauen eine Frage auf Leben und Tod. Ohne diese Unterstützung sind sie nackt und hilflos, wenn der Feind einen Gegenangriff mit Panzern unternimmt. Sie haben die Unterstützung ihrer Artillerie, aber gewöhnliche Artillerie kann auf weite Entfernungen wenig gegen Panzer ausrichten. Panzer müssen mit den Panzergranaten der Abwehrgeschütze bekämpft werden, die auf geringe Entfernung schießen und in der Infanteriezone in Stellung gebracht sind.

Wie die Indische Division fast 600 Meter über ihnen, so hatten auch die Maoris schwere Verluste erlitten: 128 Mann des Bataillons waren gefallen oder verwundet. Aber im Morgengrauen hatten sie sich gut eingegraben und ihre neue Stellung gut gesichert. Die Bahnhofsgebäude boten reichlich Deckung und ausserdem Platz für Stellungswechsel und bewegliche Kampfführung. In ausgezeichnete Stimmung nahmen sie den Befehl entgegen, in ihrer «splendid isolation» auszuharren, bis nach zwölf langen Stunden die Dunkelheit wieder anbrechen würde.

Bei Anbruch dieses selben Tages, des Freitags, setzte die deutsche Vierzehnte Armee, die jetzt vier Kilometer tief in das Flerz des Anzio-Brückenkopfes vorgestossen war, ihre Panzerreserven ein, ein Anzeichen dafür, dass dieser Tag

den Höhepunkt ihres Gegenangriffs bringen sollte. Tief liegende schwarze Wolken sagten den bedrängten amerikanischen und britischen Brückenkopfdivisionen, dass sie an diesem Tage auf keine Hilfe von den Luftstreitkräften zählen dürften. Die Deutschen hatten auch eine neue Waffe eingeführt, den «Goliath», einen kleinen, mit Sprengstoffen gefüllten Panzer, der mit Funkfernlenkung in die alliierten Stellungen gesteuert und dort zur Explosion gebracht wurde.

In Rom schrieb Miss Scrivener in ihr Tagebuch:

«Überall in Rom werden heute Plakate angeklebt mit Photographien der Ruinen von Monte Cassino, der Mönche und der zivilen Flüchtlinge und mit Reproduktionen der handschriftlichen, vom Abt und seinem Administrator unterzeichneten Erklärungen. Das Ganze ist allerdings eine Trumpfkarte im Spiel der deutschen Propaganda.»

Für die alliierten Kommandeure war es ein unguter Morgen auf der ganzen Linie.

In den Bergen hielt die Indische Division eine traurige Zählung der Verluste dieser Nacht ab. Die Rajputana Rifles hatten 196 Offiziere und Männer einschliesslich aller Kompanieführer verloren. Das Gurkha-Bataillon, von dessen Männern so viele an Dorn und Stacheldraht jenes verminten Dickichts gekreuzigt worden waren, hatte sieben britische Offiziere einschliesslich seines Obersten, vier Gurkha-Offiziere und 138 Unteroffiziere und Männer verloren. Das andere Gurkha-Bataillon hatte 96 Männer aller Dienstgrade verloren. In drei Nächten waren vier aktive Elite-Bataillone zerschlagen worden, ohne eine Chance, etwas anderes zu tun als gut zu sterben. Nicht das geringste war erreicht worden.

Die Höhe 593, deren Kamm nur 100 Meter entfernt war und deren felsige Höhe die Angreifer als Zwischenziel betrachtet hatten, das in einer einleitenden Vorbereitungsoperation gesäubert werden sollte, hatte sich als bedeutende, selbständige Befestigungsanlage erwiesen – was die Verteidiger zum Teil dem Fragment eines alten Forts verdank-

ten, das dem vorderen Hang ein stählernes Herz gab; aber es war auch dem Kampfgeschick und der Standhaftigkeit hervorragender Soldaten zu verdanken, die die vorhandenen Anlagen zum Besten auszunutzen verstanden; und es war dem hervorragend geleiteten Feuer von den angrenzenden, im Besitz der Deutschen befindlichen Gipfel zu verdanken. Wenn man einen dieser Gipfel angriff, konnten sechs andere ihm mit MG- und Granatwerferfeuer zu Hilfe kommen.

Alles hing jetzt von den Maoris ab. Würden sie sich einen ganzen Tag im Bahnhof halten können, ohne panzerbrechende Mittel, falls Panzer gegen sie eingesetzt würden? Wenn ihnen das gelang, dann könnte die Schlacht noch gerettet werden. Wie wir gesehen haben, bot das Bahnhofsgelände – tausend Meter von der Stadt und halb so weit von der Ecke entfernt, wo die Fernverkehrsstrasse Sechs um den Klosterberg herum in das Liri-Tal einschwenkt – nicht nur eine Möglichkeit, den Kern der Cassino-Verteidigungsanlagen zu umgehen, sondern es bot auch das Sprungbrett für einen Panzerdurchbruch in das Tal hinein. Es hing jetzt alles von den Maoris ab.

Bei Tagesanbruch ging General Kippenberger nach vorn, um sie zu besuchen. Er fand sie in bester Stimmung und voller Zuversicht vor. Sie gehörten zu jener Art Soldaten, die im Erfolg aufblüht und am besten gedeiht. Die Kompanien ihrer Spitze waren gut eingegraben und die Gebäude boten ihnen gute Deckung, denn die Italiener bauen ihre Steinhäuser fest und gut, selbst wenn es sich um Bahnhöfe und Bahnhofschuppen handelt.

Die Hauptschwierigkeit war der Klosterberg, dessen südöstliche Ecke bloss fünfhundert Meter entfernt war und der so überwältigend wuchtig über das Bahnhofsgebiet emporragte, dass man sich klein und hilflos vorkam, wenn man nur zu ihm hinaufschaute. Panzer und Geschütze waren an allen Schlüsselpunkten der Korkenzieher-Strasse in Stellung gebracht, deren Windungen in die Vorderfront des Berges hineingeschnitten waren; und viele Augen lenkten das Feuer dieser Panzer und Geschütze. Der Aufenthalt in dem Bahnhof so dicht am Fusse des Monte Cassino bedeutete, von einem riesigen und bösen Auge angestarrt zu werden. Aber die

Stellung musste gehalten werden. Wenn sie sich nur bis zum Einbruch der Nacht halten könnten, damit dann die Pioniere wieder über die Strasse nach vorn eilen und die letzte Lücke schliessen konnten, so dass sich das ganze Gewicht der Division hinter die Maoris stellen konnte.

Als er die Stellung von einem vorgeschobenen Punkt aus selbst gesehen hatte, beschloss General Kippenberger, den Blick vom Kloster aus auf den Bahnhof durch eine künstliche Nebelwand zu versperren, die den ganzen Tag aufrecht erhalten werden sollte, und ausserdem befahl er häufige Konzentrationen von defensivem Artillerief Feuer. Die Nebelwand zu legen, bereite keine Schwierigkeiten, sagten die Kanoniere, aber um sie den ganzen Tag aufrechtzuerhalten, benötigten sie viel mehr Nebelgranaten, als vorrätig seien. Die Artillerie legt gewöhnlich nicht viel Nebel – das wird im Allgemeinen den Granatwerfern überlassen –, und der normale Vorrat an Nebelgranaten in den Geschützstellungen ist gering. Kippenberger fragte, wo sich die nächsten Reserven befänden. In Neapel, 112 Kilometer entfernt. Dann müsse eben jemand nach Neapel fahren und welche holen. Das Nachschubkorps zeigte sich der Situation gewachsen. Eine Lastwagenkolonne wurde auf den Weg geschickt, um die notwendige Menge Granaten zu beschaffen (um die Nebelwand den ganzen Tag in Gang zu halten, würde man etwa 30'000 Stück brauchen), und binnen weniger Minuten stellten die Maoris mit Erleichterung fest, dass sich ein dicker künstlicher Nebel zwischen ihnen und dem Klosterberg erhob.

Es blieb jetzt nichts anderes übrig als abzuwarten. Zehn Uhr: kein Gegenangriff. Mittag: kein Gegenangriff. Ein Uhr und immer noch kein Gegenangriff – aber die Maoris melden, dass sie von Granatwerfern beschossen würden. Zwei Uhr. Nur noch vier Stunden bis zur Abenddämmerung. Die Lastwagen kamen aus Neapel zurück und die Kanoniere verstärkten die Nebelwand, weil sie jetzt wussten, dass sie sie unbegrenzt aufrechterhalten konnten.

Aber kurz nach drei Uhr hörte man vom Bahnhof aus das unheilkundende Mahlen von Panzerketten. Ein paar Minuten später stürmten deutsche Infanterie und Panzer, geschieht die Rauchwand der Neuseeländer zur Tarnung ihrer

Angriffsrichtung ausnutzend, durch sie hindurch auf das Bahnhofsgelände. Die Maoris hatten keine Panzerbekämpfungsmittel, da ihre Bazooka-Gruppen schon früh ausgefallen waren. Es gab einen kurzen, erbitterten Kampf; die Neuseeländer verloren eine Anzahl Gefangener; einige weitere fielen oder wurden verwundet; der Rest wurde zurückgezogen. Die Nebelwand hatte sich als zweischneidige Waffe erwiesen. Aber ohne sie hätten nur wenige der vorgeschobenen Soldaten den Tag überlebt.

Die schwitzenden Kanoniere, die ohne Rast seit mehr als acht Stunden in Relaisgruppen Nebelgranaten in ihre Geschütze geworfen hatten, machten erschöpft Schluss. Die Schlacht war vorüber. Der einzige Nettogewinn an beiden Divisionsfronten war eine Brücke über den Rapido.

Aus der Entfernung gesehen mag sich die zweite Schlacht von Monte Cassino – besonders nach dem weltweiten Aufsehen, das der Bombardierung vorausgegangen war und ihr folgte – ein wenig wie eine Antiklimax ausnehmen. In den Bergen ein Kompanieangriff in der Dienstagnacht, ein Bataillonsangriff am Mittwoch und ein Angriff von drei Bataillonen am Donnerstag-sämtlich erfolglos. Im Tal ein Angriff von einem einzelnen Bataillon, ebenfalls erfolglos.

Schon damals und seither immer wieder neigten Kommentatoren dazu, den Fehlschlag damit abzutun, dass man hier eben einfach tröpfchenweise angegriffen habe, und nicht, wie es richtig gewesen wäre, in voller Stärke. Diese Kritik ist leer und wertlos. Geländebeziehungen und Wetter waren die Faktoren, die die Zahl der Truppen bestimmten, die in dieser Schlacht verwendet werden konnten. Wir haben schon gesehen, wie diese Faktoren die Operationen der Indischen Division beherrschten. Im Tal erzwangen Boden- und Wetterbeziehungen die gleiche Begrenzung der Truppenentfaltung, obwohl die Neuseeländische Division nicht die gleiche Schwierigkeit mit dem Nachschub hatte. Aber das Tal war überschwemmt, und der einzig mögliche Annäherungsweg an das Bahnhofsziel war die Straße an der Bahnlinie und damit an einer Frontlinie von zwei Kompanien.

Man muss ferner bedenken, dass es zwei Möglichkeiten,

gibt die Macht einer Division auszunutzen. Sie kann mit mehreren Bataillonen an breiter Front angreifen, so dass sie etwa wie eine Sense arbeitet. Oder sie kann zu Anfang eine kleine Streitmacht an einer schmalen Front ansetzen in der Hoffnung, einen Durchbruch zu erzielen, den die restlichen Bataillone, dem Keil nachfolgend, ausnutzen können. In diesem Falle wird der Angriff wie ein Meissel vorgetrieben, und eine grosse Zahl von Hammerschlägen ist bereit, diesen Meissel in einer Reihe scharfer Stösse vorzutreiben. Boden- und Wetterverhältnisse liessen in dieser Schlacht nur die zweite Methode zu, und um ein Haar hätten die Neuseeländer Erfolg gehabt.

Später ist bekanntgeworden, dass die Eroberung des Bahnhofs bei den Deutschen höchste Bestürzung ausgelöst hatte. Sie rechneten nicht damit, dass ihr Gegenangriff Erfolg haben würde, wie aus der folgenden Unterhaltung zwischen Kesselring und Vietinghoff am Abend des 18. hervorgeht:

V.: «Nach schweren Kämpfen ist es uns gelungen, den Bahnhof Cassino zurückzuerobern.»

K.: «Herzlichen Glückwunsch.»

V.: «Ich glaubte nicht, dass wir es schaffen würden.»

K.: «Ich auch nicht.»

Wäre es den neuseeländischen Pionieren gelungen, die letzte Lücke in der Strasse zu schliessen, so dass Panzer zum Ziel gelangen konnten, dann wäre das Objekt höchstwahrscheinlich gehalten worden.

Die zweite Schlacht von Cassino verdient auch aus zwei anderen Gründen Beachtung.

Sie zeigte, wie sich in dem mechanisiertesten Krieg der Geschichte Gelände- und Wetterbedingungen ergeben konnten, in denen Maschinen unbrauchbar wurden, so dass die Schlacht zwischen kleinen Infanterie-Streitkräften mit Gewehr,

Maschinengewehr und Handgranate ausgefochten werden musste. Eine Armee, der sechshundert Panzer, achthundert Artillerie-Geschütze, fünfhundert Flugzeuge und sechzig- oder siebzigtausend Fahrzeuge aller Art und Grösse auf Abruf zur Verfügung standen, musste feststellen, dass sie auf das demütige kleine Lasten-Maultier angewiesen war. In den Bergen über Cassino war im Februar ein Maultier ein halbes Dutzend Panzer wert.

Die andere Lektion bestand darin, dass bei einer Zusammenarbeit von Armee und Luftstreitkräften Einheit des Kommandos und engste Koordinierung der Pläne unerlässlich sind. In der Rückschau mag das so selbstverständlich erscheinen, dass es gar nicht erwähnt zu werden braucht. Tatsache aber ist, dass es im vorletzten Jahr des Krieges ein Problem war, das noch der Lösung harpte.

DIE DRITTE SCHLACHT

«In dieser Situation gibt es eine solche Auswahl an Schwierigkeiten, dass ich gestehe, nicht zu wissen, wie ich mich entscheiden soll.»

GENERAL WOLFE

I

Sobald klargeworden war, dass der Zangenangriff auf Cassino gescheitert war, wurde die Schlacht unverzüglich eingestellt, und General Freyberg begann sofort mit der Ausarbeitung eines neuen Plans, damit die Offensive mit so wenig Verzögerung wie möglich wieder aufgenommen werden konnte.

Es traf sich, dass der 18. Februar, der Tag, an dem die zweite Schlacht von Cassino endete, auch der Höhepunkt des deutschen Ansturms auf Anzio war. An jenem Tag unternahm von Mackensen seine höchste Anstrengung. Aber vor allem dank der Standhaftigkeit des 179. US-Infanterie-Regiments und der i.Royals, unterstützt von schwerstem Artilleriefeuer, konnte der Angriff schliesslich zum Stillstand gebracht werden. Der Wendepunkt war erreicht; die Zeit zum Zurückschlagen war gekommen. Am nächsten Morgen stiessen die 1. US-Panzerdivision und die 3. Infanteriedivision mit Wucht in die Flanke des jetzt ausgestreckten feindlichen Angriffskeils und hatten ihn, als der Tag zu Ende ging, in Verwirrung gestürzt. Die Offensive war zerbrochen. In vier Tagen hatte sie Kesselring über 5'000 Mann Verluste gekostet. Die Deutschen waren in der Offensive nicht erfolgreicher gewesen als

die Alliierten. Die rauhbeinigen alten Reservisten, die Generale Januar und Februar, hatten keine Zeit für den Angriff. In Italien, im Winter, war es ganz entschieden ein Krieg des Verteidigers. Jetzt war der Brückenkopf nicht mehr in unmittelbarer Gefahr, und General Alexander konnte sich für den Augenblick auf Cassino konzentrieren.

«In dieser Situation», schrieb General Wolfe am Vorabend von Quebec in seinem berühmten Bericht an Pitt, «gibt es eine solche Auswahl an Schwierigkeiten, dass ich gestehe, nicht zu wissen, wie ich mich entscheiden soll.» Alexander, Clark und Freyberg, die darüber debattierten, wie ein letzter Winterangriff zur Zerschmetterung Cassinos am besten zu führen sei, waren weitgehend in gleicher Verfassung.

Cassino an der linken Flanke durch Überquerung des Rapido zu umgehen, war im Januar mit traurigen Resultaten versucht worden. Die Anmarschwege zum Fluss waren hoffnungsloser denn je versumpft und überschwemmt, und keiner der Generale war dafür, die Flussüberquerung noch einmal zu versuchen, bevor der Boden nicht trocken sei. Einmal würde das bedeuten, ihre einzige frische Division – die britische 78., die soeben von der Front der Achten Armee eingetroffen war, um das Neuseeländische Korps zu verstärken – in einer Operation aufs Spiel zu setzen, in der es mit Sicherheit zu schweren Verlusten kommen würde. Zum anderen würden die vorbereitenden Strassenarbeiten, die dann an den Annäherungswegen ausgeführt werden müssten, beträchtliche Verzögerungen verursachen. Eine Umgehung an der rechten Flanke durch die Berge war ebenfalls unter schweren Verlusten gescheitert.

In dieser düsteren «Auswahl an Schwierigkeiten» blieb nur noch ein direkter Angriff auf das Zentrum – ein Angriff vom Norden auf die Stadt Cassino und den Klosterberg. Die Nachteile lagen klar auf der Hand, aber es gab auch gewisse Vorteile.

Die Neuseeländische und Indische Division würden Seite an Seite an einer schmalen Front arbeiten, anstatt wie in der vorangegangenen Schlacht von weit auseinandergelegenen Punkten zu konvergieren. Die Annäherung von Norden her bot drei brauchbare Strassen. Da Überschwemmungen oder Minenfelder oder beides das offene Gelände bei Cassino für

Infanterie ebenso wie für Panzer unpassierbar machten, waren Strassen unentbehrlich. Die 78. Division konnte in Reserve gehalten werden, um mit Panzern nachzustossen, falls die beiden anderen Divisionen Erfolg hatten.

Niemand war begeistert von diesem Plan. Die Neuseeländer würden frontal gegen den furchtbaren Engpass anrennen, den Stadtrand und Klosterberg bildeten; die Indische Division würde die steile Bergflanke emporstürmen müssen. Am 28. Februar gab Clark dem Angriff eine Erfolgchance von fünfzig Prozent. Am 2. März schrieb Freyberg in sein Tagebuch, dass er noch nie vor einer schwierigeren Operation gestanden habe.

Aber das Alliierte Oberkommando hatte noch eine Karte in Reserve, die sich, wie man hoffte, als Trumpf erweisen würde. Dem Angriff sollte eine Bombardierung vorausgehen, wie sie noch nie zur Unterstützung der Bodentruppen versucht worden war. Zum erstenmal in der Geschichte sollten schwere Bomber einen Vernichtungsangriff gegen ein kleines Infanterieziel fliegen. Cassino, längst von Zivilisten geräumt, war jetzt eine befestigte Stadt von annähernd achthundert Metern im Quadrat. Vier Stunden lang vor dem Anrücken der Infanterie und der Panzer sollte sie zu Staub zerhämmt werden und mit ihr (so hoffte man) jeder deutsche Soldat, der das Unglück hatte, sich an jenem Tag in irgendeiner Verteidigungsstellung in irgendeinem Teil dieser Stadt zu befinden. Cassino sollte von der Landkarte gelöscht werden.

Das war etwas Neues in der Kriegführung. Alexander betonte, dass es sich um ein Experiment handle. In London und Washington würde man das Unternehmen – im Hinblick auf zukünftige Operationen in Nordwest-Europa – eingehend studieren als Probe aufs Exempel einer neuen Entwicklung in der Zusammenarbeit von Armee und Luftstreitkräften. Aber in Cassino war man einzig und allein daran interessiert, dass diese Operation die Entscheidung bringen könnte in einem Unternehmen, das angesichts der Tatsache, dass der Winter immer noch das Schlachtfeld fest in der Hand hatte, nur als eine «Auswahl unter Schwierigkeiten» betrachtet werden konnte.

Der Plan sah vor, dass der Angriff von der 6. Neuseeländi-

schen und der 5. Indische Brigade mit Unterstützung durch die 4. Neuseeländische Panzerbrigade eingeleitet würde. Der Rest der 4. Indischen und der 9. Neuseeländischen Division würde dann je nach Bedarf in die Schlacht geschickt werden. Die 78. Division sollte in Reserve gehalten werden, um einen erzielten Durchbruch auszunutzen.

Die Neuseeländer sollten unmittelbar nach Ende des Bombardements vorrücken, den Schlossberg einnehmen, jene Kuppe, die sich wie ein felsiger Auswuchs am Fuss des Monte Cassino erhob, und dann weiter vordringen, um die Stadt von eventuellen Überlebenden zu säubern. Am Abend sollte die indische Brigade den Schlossberg übernehmen und ihn als Sprungbrett für ihren Angriff den Monte Cassino hinauf benutzen.

Die notwendigen Änderungen in den Dispositionen wurden vorgenommen, detaillierte Befehle wurden am 22. Februar ausgegeben; alles war darauf vorbereitet, dass Operation Dickens, wie sie genannt wurde, am 24. Februar beginnen sollte, sechs Tage nach Abbruch der vorangegangenen Schlacht. Aber wieder einmal hing alles vom Wetter ab. Drei Tage lang musste ununterbrochen gutes Wetter herrschen, damit der Boden fest genug für die Panzer wurde, und am Tage des Bombenangriffs musste sehr gute Sicht herrschen. Am 23. verschlechterte sich das Wetter. Den ganzen Tag regnete es in Strömen, und Dickens musste verschoben werden. Als schlimmste Eigenschaft dieser Schlacht sollte sich erweisen, dass man so lange auf ihren Beginn warten musste. Denn es regnete auch den nächsten Tag und den Tag danach ebenfalls. Es regnete jeden Tag, fast drei Wochen lang. Die Nervenanspannung, die durch dieses tägliche Verschieben verursacht wurde, und ihre Auswirkung auf Männer, die einer höchst unangenehmen Schlacht entgegensahen, kann man sich leicht vorstellen. Bei Morgengrauen eines jeden Tages befanden sie sich in 24stündiger Bereitschaft. An jedem Nachmittag um vier Uhr wurde die Entscheidung über das Wetter getroffen. Das Code-Wort lautete «Bradman». Den ganzen Tag starrten sie in den Himmel und stellten Vermutungen an. Um vier Uhr kam dann die Nachricht: «Bradman morgen am Schlag» oder «Bradman morgen nicht am Schlag», je nach-

dem. Einundzwanzig aufeinanderfolgende Vormittage spielten sie dieses Spiel. An einundzwanzig aufeinanderfolgenden Nachmittagen erfuhren sie: «Bradman nicht am Schlag». Dieser wackere Cricket-Spieler hat sicher noch nie in seinem Leben so lange Zeit müßig im Pavillon verbracht.

Während sie in dem ungeschützten Tal warteten, durchnässt, frierend und in ewiger Ungewissheit, mussten sie die ragende Unmittelbarkeit der Berge (vor allem Monte Cassinos) und das Granatfeuer ertragen, das seinen täglichen Tribut von ihnen forderte. In dieser dreiwöchigen Periode verloren die drei Bataillone der 6. neuseeländischen Brigade 263 Mann. Die Indische Division verlor etwa die gleiche Anzahl. Und während die Inder im Tal darauf warteten, endlich angreifen zu können, musste ihre 7. Brigade – diejenige, die in der vorigen Schlacht die Hauptbürde der Bergangriffe getragen hatte – in ihren exponierten Stellungen auf dem Kamm des Schlangenkopfes ausharren. Die Männer dieser Brigade sollten an dem neuen Angriff nicht teilnehmen. Obwohl ihnen diese Aussicht erspart blieb, war es schlimm genug, da, wo sie jetzt waren, einfach nur am Leben zu bleiben. Die Toten der vergangenen Schlacht, die sie noch nicht bergen konnten, machten die Atmosphäre fast unerträglich. Aber im Tal war es schlimmer.

Dort unten, wo man Tag um Tag auf einen Befehl wartete, der nicht kam, war es nicht schwer, die befestigte Ruine der Abtei als eine immer stärker werdende, heimsucherische Gegenwart zu empfinden: sie beinahe als lebendes Wesen zu sehen, als ein verwundetes, aber immer noch bösesartiges und mächtiges und höhnisches Ungeheuer. *Nemo me impune lacessit* hätte mit einem Flammenwerfer in ihre geborstenen Mauern eingebrannt dastehen können. In der langen Wartezeit im Tal war es eine Kleinigkeit, Gespenster zu sehen. Das Kloster lastete mehr denn je wie ein Fluch über dem Schlachtfeld.

Etwas weiter zurück wartete die 78. Division in einem Bereitstellungsgebiet hinter dem Monte Trocchio auf das Lösungswort. Wie die Neuseeländische und die Indische Division brachte sie eine aussergewöhnliche Kampferfahrung und einen hohen Ruf nach Cassino mit. Die Männer dieser Divi-

sion hatten ohne Unterbrechung den ganzen Nordafrika-Feldzug hindurch als Angriffsspitze der kleinen Ersten Armee gekämpft; sie hatten eine entscheidende Rolle im sizilianischen Sieg gespielt; ohne Pause hatten sie sich an der adriatischen Küste Italiens nach Norden emporgekämpft. In ihrem letzten Abschnitt – dem gebirgigen Zentrum der Abruzzen – hatten sie es mit drei Meter hohen Schneeverwehungen und Schneestürmen zu tun gehabt. Dort hatten sie Berichte über die anfänglichen Kämpfe bei Cassino gelesen, und es war ihnen wie ein Teil eines anderen Krieges erschienen, wie etwas, das man in der Zeitung liest. Jetzt sollten sie selbst in diese Kämpfe hineingeraten. Und als sie zum erstenmal Monte Cassino erblickten, waren sie keineswegs traurig darüber, dass ihre Rolle – jedenfalls vorläufig – darin bestehen sollte, den Erfolg anderer auszunutzen und nicht, wie das gewöhnlich ihr Los war, diesen Erfolg erst einmal zu schaffen. Die 78. wartete im Schlamm darauf, dass Bradman an den Schlag käme. Die neuseeländische Panzerbrigade wartete. Die amerikanische Panzerabteilung, die die wenig malerische, aber praktische Bezeichnung Gefechtskommando B führte, wartete. Sie alle warteten auf die Nachricht, dass Bradman morgen zum Schlag käme. (Der Stabsoffizier, der einen australischen Namen wählte, um damit ein neuseeländisches Unternehmen zu bezeichnen, war zweifellos von der üblichen englischen Annahme ausgegangen, dass Australien und Neuseeland mehr oder minder dasselbe seien.)

Für die neuseeländische Infanterie, die als erste zum Angriff übergehen sollte, gab es noch eine zusätzliche Belastung. In den frühen Stunden des Angriffsmorgens würden sich die vordersten Einheiten um 1'000 Meter zurückziehen müssen, um nicht in die Gefahrenzone des Bombenangriffs zu geraten. Dieser Rückzug würde mit höchstem Geschick ausgeführt werden müssen, damit der Feind ihn nicht bemerkte. In psychologischer Hinsicht ist es natürlich sehr ungünstig, wenn eine Einheit sich zu Beginn einer Schlacht von bereits erobertem Gelände zurückziehen und dann wenig später über die gleiche Entfernung wieder vorrücken muss, nur um ihre ursprünglichen Stellungen wieder zu besetzen. Unter den herrschenden Umständen war es unvermeidlich, da die Genauig-

keit beim Bombenwerfen eine fragwürdige Sache ist, aber es war ein zusätzlicher Belastungsfaktor für die Neuseeländer. Sie würden den Angriff mit einem Rückzug beginnen müssen.

Am 2. März, als der Angriff schon seit etwas mehr als einer Woche von einem Tag auf den anderen verschoben worden war, erlitten die Neuseeländer einen schweren Schlag, als sie ihren Divisionskommandeur, den bewundernswerten Kippenberger verloren. Er befand sich auf einem routinemässigen Besuch bei einem seiner Artilleriegefechtsstände auf dem Monte Trocchio. Als er einen Weg entlangging, der angeblich von Minen gesäubert war, trat er auf eine der bösen kleinen hölzernen Schü-Minen. Einer seiner Füsse wurde weggerissen, der andere musste amputiert werden.

Der Leser erinnert sich daran, dass die 4. Indische unmittelbar vor der zweiten Schlacht Taker verloren hatte. Jetzt, wenige Tage vor der neuen Operation, hatten die Neuseeländer Kippenberger verloren. Es schien der Höhepunkt einer langen Reihe von Schicksalsschlägen zu sein, die jedes alliierte Unternehmen in Cassino heimsuchte. Beide Männer hatten einen hervorragenden Beitrag zum Erfolg ihrer Divisionen geleistet. Beide erschienen den Männern, die mit ihnen gedient hatten, als unersetzlich; und das um so mehr angesichts der einzigartigen Schwierigkeiten dessen, was ihnen bevorstand.

In Anbetracht der umfassenderen Verantwortung, die Freyberg vorläufig als Kommandeur des Neuseeländischen Korps übertragen worden war, musste die Anwesenheit Kippenbergers für die Neuseeländische Division nötiger denn je sein, denn sie war reich an jüngeren Offizieren, verfügte aber praktisch über keine Männer mit der Erfahrung und den Qualifikationen, die eine hohe Kommandostelle voraussetzt.

Das Verhältnis zwischen einer guten Division und einem guten Divisionskommandeur ist überaus eng. Der Kommandeur einer Division ist der einzige Offizier im Generalsrang, der den vordersten Truppen nahesteht, den sie gut kennen, der sozusagen ein vertrautes Mitglied der Familie ist. Auf höherer Ebene werden Generale zu schattenhaften und fernen Gestalten. Für die kämpfende Truppe sind sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, anonyme Eminenzen mit rotem Müt-

zenband. Den Divisionskommandeur aber kennen sie. Seinen Verlust empfinden sie als persönlichen Verlust. Kippenberger war eine der Persönlichkeiten der Achten Armee, ein Mann, dessen Ruf sich über die Grenzen seiner eigenen Formation hinaus verbreitet hatte. Vielen Männern, die da im Schlamm fröstelten und darauf warteten, dass Bradman morgen endlich zum Schlag komme, erschien es wie eine Betonung des bösen Unglücks, das auf diesem Schlachtfeld spukte, dass die Neuseeländer nun wie die Inder ohne ihren Chef in ihre härteste Prüfung eintreten sollten.

Innerhalb der Neuseeländischen Division selbst war man wie vor den Kopf geschlagen. Es war ein persönlicher Verlust. An jenem Abend sagte mehr als ein Soldat: «Da geht unser bester Mann. Er ist unersetzlich.»

Die einzige gute Nachricht in dieser Zeit war, dass die deutsche Vierzehnte Armee ganz offensichtlich ihren letzten ernstesten Gegenangriff in Anzio gemacht hatte. Es war ein schwacher Angriff. Sie hatten ihn nach zwei Tagen, die ihnen mehr als 2'000 Mann Verluste brachten, eingestellt. Die alliierten Vermutungen, dass sie nun in die Defensive gehen würden, wurden zwei Tage später durch einen erbeuteten deutschen Heeresgruppenbefehl bestätigt.

Aber es ist zu bezweifeln, ob irgendjemand in Cassino sich sehr dafür interessierte. Die Männer dort hatten genug eigene Sorgen. Lange Zeit hatten sie unter äussersten Schwierigkeiten gekämpft, weil Anzio in Gefahr war. Schön und gut. Nun war Anzio also nicht mehr in Gefahr. Auch gut. Aber sie waren nicht in der Stimmung zum Feiern. Anzio war weit weg. Es war ein anderer Krieg.

Gegen Mitte des Monats trat eine Wetterbesserung ein, und am 14. März waren die Meteorologen endlich der Ansicht, dass die Bedingungen gut genug seien. Bradman würde endlich zum Schlag kommen – morgen, am 15. März. Als letzte, schicksalsschwere Note würde die Schlacht an den Iden des März beginnen.

Die Fünfte Armee stand immer noch der deutschen Zehnten an einer Front von einigen dreissig bis vierzig Kilometern Breite gegenüber – nicht gerechnet den Teil der Front, der die deutsche Vierzehnte Armee in Anzio beschäftigte. Aber

in der nächsten Woche sollten sie auf Leben und Tod miteinander an einem winzigen Abschnitt dieser Frontlinie kämpfen, der knapp 1'000 Meter breit war. In der langen Wartezeit hatten die Deutschen Ablösungen nach vorn gebracht, und der Abschnitt Cassino wurde jetzt von ihrer besten Division gehalten, der berühmten i. Fallschirmjägerdivision. Sieben Bataillone hatten die Stadt, den Klosterberg und die Abtei besetzt. Ihnen konnte das Zweite Neuseeländische Korps zehn Bataillone entgegenstellen – eine Überlegenheit, die kaum ausreichen dürfte, um die deutschen Vorteile des Geländes und der vorbereiteten Befestigungen wettzumachen. 200 Geschützen würden die Alliierten 600 entgegenstellen – aber die Deutschen, die alle beherrschenden Beobachtungspunkte besaßen, konnten ihre Artillerie wirkungsvoller einsetzen. An Flugzeugen und Panzern besaßen die Alliierten eine ungeheure Überlegenheit – vorausgesetzt, das Wetter gestattete ihren Einsatz.

Um einen auch nur annähernd zusammenhängenden Eindruck von der verworrenen Schlacht der nächsten sieben Tage zu gewinnen, ist es erforderlich, sich einen klaren Überblick über das Schlachtfeld zu verschaffen und es in enge Beziehung zu dem Angriffsplan zu setzen.

Der Leser erinnert sich, dass die Fernverkehrsstrasse Sechs am Ende ihrer fünf Kilometer langen schnurgeraden Durchquerung des Rapidotales und des südlichen Stadtrandes von Cassino eine scharfe Biegung nach links (oder Süden) macht, um den Fuss des Monte Cassino zu umrunden. An der Ecke, wo sie nach Süden abbiegt, mündet von Norden her eine Nebenstrasse in die Fernverkehrsstrasse Sechs. Über diese Nebenstrasse (die die Soldaten Caruso-Strasse nannten) und einen Feldweg (Parallelstrasse), der sich etwa hundert Meter östlich der Nebenstrasse befand, sollte der erste Angriff vorgetragen werden.

An der Einmündung der Caruso-Strasse in die Fernverkehrsstrasse würden die vorrückenden Truppen einem Engpass gegenüberstehen, der der Scylla und Charybdis keineswegs unähnlich war. Zu ihrer Rechten Scylla, der Felsen – Monte Cassino; zu ihrer Linken Charybdis, der Wirbel – die befestigte Stadt. Das Endziel bestand darin, den Durchgang

durch diesen Engpass zu erzwingen und den Vorstoss in südlicher Richtung zum Bahnhof und dem Eingang zum Liri-Tal, einer Strecke von etwa einem Kilometer, fortzuführen. Dort sollte ein Stützpunkt errichtet werden, von dem aus die Verfolgung in das Tal hinein durchgeführt werden konnte. Um das zu erreichen, würde es nötig sein, die Stadt zu säubern und den Klosterberg zu erobern.

Sehen wir uns jetzt die beiden Hälften dieses schmalen Schlachtfeldes innerhalb eines Schlachtfeldes etwas genauer an – betrachten wir die Stadt und den Berg, die von Norden nach Süden angegriffen werden sollten.

Die bebaute Fläche der Stadt war etwa achthundert Meter im Quadrat gross. Die Gebäude waren sehr starke Steinbauten, wie üblich in Italien. Diejenigen, die den Schauplatz taktisch gesehen beherrschten, waren zusätzlich befestigt. Das ganze Gebiet war mit Minen übersät. (Nach der letzten Schlacht wurde eine halbe Million geräumt.) Zahlreiche Maschinengewehre konnten jede freie Fläche bestreichen. Panzer und Geschütze waren in den Monaten der Vorbereitung zwischen und selbst in den Häusern versteckt in Stellung gebracht worden. Im Inneren der Häuser waren ausserdem Geschützstellungen und Bunker aus Beton gebaut worden. Es gab Tunnel, die einen schützenden Unterstand auf der einen Seite der Strasse mit einer Geschützstellung auf der anderen verbanden. Auf den unteren Hängen des Monte Cassino, wenige Meter oberhalb des Niveaus der übrigen Stadt, gab es mehrere grössere Gebäude – darunter zwei Hotels und einen Palazzo. Eine so beschaffene Fläche kann nur unter grossen Schwierigkeiten im Häuserkampf und unter schweren Verlusten an Menschenleben gesäubert werden. Über dieser kleinen Fläche sollte das «Sättigungs»-Bombardement entfesselt werden in der Hoffnung, dass es die deutschen Verteidigungsanlagen auslöschen und die nachfolgende Säuberung zu einer blossen Formsache machen würde.

Was die rechte Hälfte des Schlachtfeldes, den Berg, anlangt, so gibt es dort drei Schlüsselpunkte, die man im Auge behalten muss. Am Fusse des Berges steht, wie wir gesehen haben, der Schlossberg. Das ist ein steiler, felsiger Auswuchs, etwa 90 Meter hoch, gekrönt mit einem der allgegenwärtigen,

jahrhundertealten Forts, die den Deutschen in diesem Gebiet so gut zustatten kamen. Auf seiner Westseite ist der Schlossberg durch einen Felsensattel mit dem Klosterberg verbunden. Er stellt deshalb einen fliegenden Start zu einer Besteigung jenes Berges dar. Genau aus diesem Grunde auch hatte ein vorsichtiger Abt von Monte Cassino im zehnten Jahrhundert diese Festung als Schutz der Abtei gegen einen Angreifer gebaut.

In 90 und 180 Meter Höhe über dem Kastell macht die Serpentinenstrasse, die sich zum Kloster emporwindet, je eine Haarnadelkurve (Höhe 165 und 236 m auf der Karte), die aus einer beherrschenden Schulter des Berges herausgeschnitten sind. Diese Kurven und der Strassenvorsprung, der sich zu ihnen emporwindet, stellen eine natürliche Verteidigungszone ungefähr auf halbem Wege zum Gipfel dar. Diese Zone der Haarnadelkurven – vom Schlossberg durch eine Schlucht getrennt – war das zweite Ziel auf dem Wege der Inder den Berg hinauf.

Oberhalb der Haarnadeln würde ein weiterer direkter Aufstieg den Angreifer in das Sichtfeld des Klosters bringen. Deshalb sollte die dritte Phase des Anstiegs diagonal über den Osthang zur Höhe 435 führen, etwa 180 Meter weiter und höher gelegen.

Höhe 435 war eine vorstossende Felsenplattform, unter der sich ein konvexer Abhang befand. Diese Plattform lag knappe 75 Meter unterhalb des Klosters; die Bodenentfernung von hier bis zu den Klostermauern betrug etwa 250 Meter. Ihr Überhang und die Hänge und Felsen darunter boten eine mögliche, wenn auch höchst unsichere und gefährliche Bereitschaftsstellung für den endgültigen Angriff auf den Gipfel. Auf der Felsplattform stand der Überrest eines Pfeilers, der früher eine kleine Drahtseilbahn von der Stadt hinauf zum Kloster getragen hatte. Von unten sah dieser Pfeiler einem Galgen ähnlich. Deshalb erhielt Höhe 435 sehr bald den Namen Galgenberg.

Das waren die Schlüsselpunkte von Monte Cassino. Der Schlossberg, der dem Aufstieg einen fliegenden Start bieten konnte; die 90 und 180 Meter höher gelegenen Haarnadelkurven; der 600 Meter diagonal davon auf einer anderen

Schulter des Berges gelegene Galgenberg, die Bereitschaftsstellung für den endgültigen Angriff auf das Kloster.

Und so wollten sie vorgehen:

Zunächst sollte die Stadt von den Bomben ausgelöscht werden, dann sollte das führende neuseeländische Bataillon sich hinter einer vorrückenden Sperrfeuerwand und geführt von Panzern die Caruso- und die Parallelstrasse hinab zu dem in die Stadt hineinführenden Engpass vorarbeiten und sich, nach links ausschwärmend, an die Säuberung der Stadt machen, und zwar im Süden bis hin zur Fernverkehrsstrasse Sechs, die ihre erste Ziellinie bildete. Auf dem Wege am Schlossberg vorbei, der sich 300 Meter nördlich der Stadt befindet, sollte eine Kompanie des Bataillons abgetrennt werden mit dem Auftrag, den Schlossberg und eine angrenzende kleine Höhe zu erobern. Ein zweites Bataillon sollte dem ersten unmittelbar nachfolgen und bei der Säuberung des Stadtgebietes helfen. Ein drittes sollte von der Pasqualestrasse aus auf einer Parallelachse 500 Meter zur Linken durchstossen und den Bahnhof, das zweite Ziel, überfallen. Das alles sollte am ersten Nachmittag unter Ausnutzung der lähmenden Wirkung des Bombenangriffs und des Trommelfeuers stattfinden.

In der Nacht sollten dann die Inder auf dem gleichen Wege, also auf der Carusostrasse, vorrücken. Sie sollten den Schlossberg von den Neuseeländern übernehmen und ihn als Torweg zu den Hängen des Monte Cassino benutzen mit dem Ziel, die Haarnadelkurven und den Galgenberg zu erobern. Danach sollte dann die Schlacht ihren Lauf nehmen mit dem Sturm auf das Kloster vom Galgenberg aus als Höhepunkt.

Der Erfolg des Planes hing davon ab, dass die ersten Angriffe schnell und mit überwältigender Wucht geführt wurden, während die Deutschen noch vom morgendlichen Bombardement betäubt waren und unter den Nachwirkungen litten.

Die verschiedenen offiziellen Quellen stimmen hinsichtlich der Zahl der Flugzeuge, die am 15. März 1944 an der Vernichtung der ehemaligen Marktstadt Cassino beteiligt war, nicht überein. Einige Geschwaderadjutanten in England, Nordafrika, Sizilien und Süditalien scheinen in der Anfertigung ihrer Berichte ein wenig nachlässig gewesen zu sein. Man ist sich jedoch darüber einig, dass etwa 500 Bomber, darunter fast 300 schwere, in dreieinhalb Stunden über 1000 Tonnen Bomben auf das kleine Ziel geworfen haben.

In der vorhergehenden Nacht zogen sich die vordersten Infanterieeinheiten lautlos hinter die vorgeschriebene Sicherheitslinie zurück. Um den Eindruck zu erwecken, dass in den zeitweilig geräumten vorgeschobenen Stellungen alles ganz normal sei, blieben ein paar kleine verlorene Haufen zurück, die zwischen den Bomberwellen gelegentlich ein paar Granat- und Maschinengewehrsalven abgeben sollten.

Im Hauptquartier des Neuseeländischen Korps in Cervaro, acht Kilometer entfernt, war in einem Bauernhaus am Berg hang ein Sammelplatz für die Prominenz geschaffen worden. Dort trafen sich kurz vor 8.30 Uhr Alexander, Clark, Freyberg sowie eine Anzahl bedeutender militärischer Touristen zu einer kleinen Morgenunterhaltung – sie waren versammelt, um das «Experiment» zu beobachten.

Punkt 8.30 Uhr erschienen die ersten Verbände Fliegender Festungen über der Stadt. Christopher Buckley befand sich unter denjenigen, die von Cervaro aus zusahen:

«Immer neue Fontänen schwarzen Rauches sprangen aus der Erde und aus der Stadt selbst hervor, verschmolzen miteinander und kräuselten sich langsam empor wie ein dunkler Wald aus einem bösen Fiebertraum, bis Dreiviertel der Stadt von dem sich ausbreitenden und immer dichter und dunkler werdenden Qualm verschlungen waren ... kaum hatte eine Bomberwelle den Rückflug angetreten, dann erschien am östlichen Himmel schon die nächste. Manchmal flogen sie in Verbänden von achtzehn, manchmal von sechsunddreissig

Bombern . . . immer und immer wieder sah ich sie leicht abkippen und in die Kurve gehen; immer und immer wieder sah ich, wie neuer, böser dunkler Qualm aufstieg und sich über die Stadt breitete... . Drüben beim Feind herrschte seltsame, schreckliche Stille, und es wirkte sehr gespenstisch. Ein bisschen zaghaftes Flakfeuer hatte die ersten Bomberwellen begrüßt. Dann hörten wir es nicht mehr. ...

Ich kann mich an kein Schauspiel des ganzen Krieges erinnern, das in einer so gigantischen Weise einseitig war. Oben am Himmel die schönen, arroganten, silbergrauen Ungeheuer, die ihren Auftrag in einem, wie es uns Beobachtern auf der Erde erschien, Geiste der Abgeklärtheit und des höchsten Gleichmuts erfüllten; unten eine schweigende Stadt, die dies alles in vollkommener Passivität erduldet.»

Für die Beobachter lag eine zusätzliche dramatische Note darin, zu wissen, dass einige dieser Geschwader von Flugplätzen in England gekommen waren, um hier ihre Fracht abzuwerfen und dann weiterzufliegen nach Nordafrika zum Auftanken. Es gab auch dramatische Akzente, die greifbarer waren als dies. Trotz der diskreten Umschreibung, wie sie sich in den Kommunikés der Luftstreitkräfte findet, ist der Bombenabwurf aus beträchtlicher Höhe Zielfehlern unterworfen. Ein Verband, der das 24 Kilometer entfernte Venafro für Casino hielt, lud seine Bomben dort ab und verursachte Verluste unter der Zivilbevölkerung: die Zahl der Opfer betrug 140. Ein anderer Verband traf ein marokkanisches Lazarett; hier wurden weitere 40 Menschen getötet und verwundet. 44 Mann Verluste hatten alliierte Artillerieverbände zu beklagen. Und wie um zu zeigen, dass gleiches Recht für reich und arm gilt, ging ein Bündel Bomben auf das Hauptquartier der Achten Armee nieder und zerstörte den Wohnwagen des Armeekommandeurs; glücklicherweise befand sich General Leese in diesem Augenblick nicht zu Hause. Für die Soldaten, die in der Nähe des Zielgebiets warteten, war es ein ebenso gefährliches wie eindrucksvolles Schauspiel. An diesem Vormittag konnte man hier immer wieder ein Echo der Empfin-

dungen, wenn auch nicht der Worte des Herzogs von Wellington spüren, der einmal nach der Inspektion eines Teiles seiner Truppen bemerkt hatte: «Ich weiss nicht, welchen Eindruck sie auf den Feind machen werden, aber, bei Gott, mir machen sie Angst!»

Präzise um 12.00 Uhr mittags endete der Bombenangriff, und 610 Artilleriegeschütze eröffneten das Feuer. Präzise um 12.00 Uhr mittags rückte das führende Neuseeländische Bataillon, das 25., von seinem etwa anderthalb Kilometer nördlich der Stadt gelegenen Ausgangspunkt die Caruso-Strasse entlang vor. Das Bataillon marschierte in zwei Marschsäulen in Reihe – die eine Kompanie rechts der Strasse, die andere in dem Flussbett neben der Strasse. Dem vorrückenden Sperrfeuer dicht folgend, bildeten Panzer die Spitze. Andere Panzer rückten auf der hundert Meter links verlaufenden Parallelstrasse vor. Ihr Weg war nicht weit. Alles verlief ganz plangemäss. Als sie sich dem Schlossberg näherten, blieb die zu seiner Eroberung eingeteilte Kompanie zurück, während die drei anderen weiter vordrangen. Noch vor 13.00 Uhr waren sie in der Stadt und nahmen ihren Weg von Ruine zu Ruine in Richtung auf den Konvent an der Fernverkehrsstrasse Sechs, einen der Schlüsselpunkte in ihrer Ziellinie. Jetzt aber trafen sie auf Widerstand. Deutsche, die unbegreiflicher- und hartnäckigerweise noch am Leben waren, begannen aus den Ruinen zu schiessen, von den angrenzenden höheren Geländestreifen sowie vom Schlossberg. Die Kompanien schwärmten aus und erwiderten das Feuer, aber sie konnten vorläufig nicht über die Fernverkehrsstrasse hinausgelangen. Immerhin hatten sie schon einen beträchtlichen Teil der Stadt in Besitz genommen. Und ihre Panzer, obwohl von den Granat- und Bombentrichtern behindert, waren in der Lage, sie mit ihrem Geschützfeuer zu unterstützen.

Bis jetzt fiel nur ein Schatten auf ein ansonsten recht günstiges Bild (abgesehen von der Tatsache, dass einige Deutsche unglaublicherweise die Bombardierung überlebt zu haben schienen), und das waren die Bombentrichter. Die Panzersäule, die über die Parallelstrasse vorrückte, war an einen Krater gelangt, der so gross war, dass ihn der Brückenpanzer nicht überwinden konnte. Es war auch unmöglich, um ihn her-

umzufahren. Der anderen Säule, die bis an den Stadtrand vorgedrungen war, war das nur unter grössten Schwierigkeiten gelungen. Die Panzerbesatzungen hatten aussteigen und schwer mit Spitzhacke und Spaten arbeiten müssen, um ihre Panzer ein paar Meter voranzubringen. Das war eine harte und langsame Arbeit, und sie war gefährlich, als die deutschen Scharfschützen und die MG-Trupps zum Leben erwachten. Am Stadtrand mussten die Panzer verharren, bis die Dunkelheit anbrechen würde. An jenem Nachmittag hiess die Schlagzeile aller Meldungen in den Gefechtsständen der Neuseeländer: «Krater».

Die Panzer sassen fest, aber das führende Bataillon hatte dessenungeachtet ausgezeichnete Anfangserfolge errungen, und der nächste Schritt hätte ganz offensichtlich darin bestehen müssen, ein weiteres Bataillon vorzuschicken. Der ganze Plan war auf rasches Nachstossen aufgebaut, bevor die deutschen Verteidiger Zeit gefunden hätten, sich zu erholen. Das 26. Bataillon stand bereit, 400 Meter zur Linken des 25. in die Stadt einzudringen und zum Bahnhof vorzustossen. Das Bataillon wartete nur auf den Befehl. Nach dem rechten Führungsstoss der linken Flanken – für eine Division der Achten Armee war der linke Haken fast eine Ehrensache. Das geschah jedoch nicht. Die drei Kompanien des 25. Bataillons blieben an jenem entscheidenden ersten Nachmittag sich selbst überlassen, während sich das 26. auf der Pasquale-Strasse die Füsse vertrat und auf den Marschbefehl wartete, der nicht kam.

Unterdes begann die abgeteilte Kompanie ihre Privatschlacht gegen den Schlossberg. Dieser Angriff begann um 13.00 Uhr, als das übrige Bataillon sich in der Stadt befand. Diese Kompanie kämpfte den ganzen Nachmittag, und nach einer Operation, die als Musterbeispiel ihrer Art gelten darf, eroberte sie den Schlossberg und die untere Haarnadelkurve auf der anderen Seite der Schlucht am Monte Cassino. Ihre Verluste betragen sechs Gefallene und fünfzehn Verwundete. Aber neben den viel schwereren Verlusten, die sie den Deutschen zugefügt hatte, konnte sie auf 44 Gefangene als Resultat dieser nachmittäglichen Arbeit hinweisen. Es war jetzt 16.45 Uhr. Erst um 17.00 Uhr erreichten die ersten Infanteriever-

Stärkungen die Stadt, um dem Angriff mehr Stosskraft zu verleihen, und selbst dann war es nicht ein Bataillon, das anrückte, sondern nur eine einzige Kompanie des Reserve-Bataillons.

Erst in der Abenddämmerung wurde das 26. Bataillon (der «linke Haken») auf den Weg geschickt. Und dann kam der Regen. Sturzbäche ergossen sich vom Himmel herab, und die schweren schwarzen Wolken beschleunigten den Anbruch der Nacht, so dass das 26. Bataillon, das zum Bahnhof vorstossen sollte, nicht einmal die Fernverkehrsstrasse Sechs im Zentrum der Stadt vor 21.00 Uhr erreichte, nachdem es zur Überwindung der letzten 650 Meter in der absoluten Finsternis drei Stunden benötigt hatte, wobei jeder bis auf die Haut durchnässte Mann sich kläglich an die Seitengewehrscheide des Vordermannes klammern musste, um nicht den Anschluss zu verlieren. Schon geraume Zeit vor Anbruch der Abenddämmerung und vor Beginn des Regens war es klar, dass es zu keinem raschen Durchbruch kommen würde. Zu schwache Infanterie-Einheiten waren unmittelbar nach dem Bombenangriff vorgedrungen, und dieser Fehler sollte jetzt teuer bezahlt werden.

Die Generale hatten alles Erdenkliche getan, um die Aufgabe der Bataillone zu erleichtern: 500 Bomber, 600 Geschütze, 400 Panzer. Für eines aber hatten sie nicht sorgen können – für gutes Wetter. Sie hatten die Operation immer wieder hinausgeschoben, um auf eine gute Wettervorhersage zu warten. Jetzt, am ersten Abend der Schlacht, war dennoch ein Unwetter losgebrochen. Die sturzbachartigen Regengüsse verwandelten nicht nur die Trichter in Seen und den Schutt dazwischen in einen zähen Morast, sondern die schwarzen Wolken, aus denen der Regen die ganze Nacht hervorbrach, verdunkelten den Mond, dessen Licht doch den Pionieren bei ihrer ungeheuren Aufgabe, in der entscheidenden ersten Nacht Wege durch die Trümmer zu bahnen, hatte helfen sollen. Es ist kein Wunder, dass ein deutscher Kommandeur, der im Laufe des Nachmittags um Unterstützung durch die deutsche Luftwaffe für den folgenden Tag gebeten hatte, nachdenklich hinzufügte: «Regen wäre allerdings noch besser als Luftunterstützung.»

Kommentare aus jenen Tagen haben den Eindruck erweckt, dass die Bombenkrater für jedermann sehr überraschend kamen. Dem war nicht so. Die Kommandeure der Luftstreitkräfte und die Pioniere hatten in aller Klarheit darauf hingewiesen, dass die Krater die Panzerbewegungen in den ersten Phasen der Schlacht behindern würden. Man war der Ansicht, dass die Bombardierung sich dennoch lohnen würde, und es waren dementsprechend von den Pionieren umfangreiche Vorbereitungen getroffen worden, um das Problem der Krater zu lösen. Wäre es in der ersten Nacht trocken geblieben, hätten sie vielleicht Erfolg gehabt. Der Regen lähmte diesen Angriff in der ersten Nacht – wenn es auch nicht am Regen lag, dass im Laufe des Nachmittags keine Infanterieverstärkung nach vorn geschickt wurde.

In der Nacht – mittlerweile befanden sich drei neuseeländische Bataillone in der Stadt oder in den Randgebieten, allerdings ohne Nachrichtenverbindungen, da ihre Funkgeräte die immer neuen Sturzbäder nicht überlebten – rückte die 5. Brigade der Indischen Division auf der Strasse vor, die vorher die Neuseeländer eingeschlagen hatten.

Obwohl die Entfernung nicht einmal anderthalb Kilometer betrug, erwies sich dieses Vorrücken als eine eigene Operation. Männer und Maultiere verschiedener Einheiten strömten mittlerweile in beiden Richtungen diese schmale Strasse entlang. Es regnete in Strömen, und die Nacht war stockdunkel. «Wir konnten uns unseren Weg nur durch Stossen und Schieben bahnen», meldete einer der drei Bataillonskommandeure.

Um halb zwölf traf das 1./4. Essex (als Spitze der 5. Indischen Brigade-Säule) plangemäss ein, um den Schlossberg und die untere Haarnadelkurve von der Neuseeländischen Kompanie zu übernehmen, die diese Stellungen im Laufe des Nachmittags erobert hatte. Hinter ihm folgten in Reihe die 1./6. Rajputana Rifles. Als die lange Reihe der Rajputs sich auf der verstopften Strasse voranstiess und drängte, ging eine schwere Konzentration von Artilleriefeuer auf ihre beiden rückwärtigen Kompanien nieder, verursachte schwere Verluste und zerstreute die Überlebenden in alle Winde. Sie blieben den ganzen Rest der Nacht hoffnungslos verirrt. Die

beiden führenden Kompanien setzten allein ihren Marsch zum Schlossberg fort, von dem aus sie die obere Haarnadelkurve (Höhe 236) fast auf halber Höhe des Monte Cassino angreifen sollten.

Hinter den Rajputs warteten die 1./9. Gurkhas durch den Schlamm; eine Stunde nach Mitternacht erreichten sie die nördlichen Aussenbezirke Cassinos. Ihre Aufgabe bestand darin, über den Schlossberg hinweg zum Galgenberg vorzustoßen, sobald die Rajputs den Schlossberg auf ihrem Wege zur oberen Haarnadelkurve verlassen hatten. Die Männer vom Essex sollten auf dem Schlossberg und an der unteren Haarnadelkurve bleiben, um die feste Basis zu bilden, von der aus die beiden anderen Bataillone nacheinander vorrücken könnten. Aber in einer Nacht wie dieser ist so etwas leichter gesagt als getan.

Die Gurkhas warteten bis 02.00 Uhr früh auf Nachricht, wie es den Rajputana Rifles bei ihrem Angriff erginge. Aber es kam keine Nachricht. Deshalb beschloss der Gurkha-Kommandeur, Oberst Nangle, jetzt seine eigene Aufgabe zu beginnen, und er führte sein Bataillon in die Stadt, wo es sich für sein Vordringen zum Galgenberg bereithielt. Er hat die Szene später so beschrieben:

«Die Stadt war nach dem Bombenangriff ein unglaubliches Durcheinander. Von Strassen oder Wegen keine Spur, nur ungeheure Trümmerberge, aus denen gezackte Mauerreste hervorlugten. Dieses ganze Durcheinander war zerrissen von riesigen, tiefen Kratern, in die man auf Händen und Füßen hineinklettern und auf Händen und Füßen wieder herausklettern musste ... es blieb uns nichts anderes übrig, als uns zu jenem Teil des Trümmerberges vorzuarbeiten, der dem Schloss am nächsten zu sein schien.»

Schliesslich fanden sie den Weg zum Schloss, aber da dieser Weg von einer MG-Stellung aus bestrichen wurde, beschloss Oberst Nangle, den Schlossberg auf einem anderen Weg weit zu umgehen. Ein Weg wurde ausgewählt, der sich nach einiger Zeit in zwei Pfade gabelte, die in ungefähr die richtige

Richtung zu führen schienen. Nangle schickte je eine Kompanie über diese beiden Pfade vor und verbrachte dann die restlichen Stunden der Dunkelheit damit, den Rest seines Bataillons unmittelbar nördlich der Stadt in Verteidigungsposition zu bringen, wo die Männer einige Aussicht haben würden, sich zu behaupten, wenn das Tageslicht kam. Eine der beiden Kompanien, die den Befehl erhalten hatten, zum Galgenberg vorzurücken, wurde sogleich von heftigem Widerstand aufgehalten, den sie nicht brechen konnte. Die andere verschwand im Dunkel der Nacht.

Unterdes führte eine der Rajputana-Rifles-Kompanien um 02.45 Uhr einen Angriff auf die obere Haarnadelkurve durch, wurde aber zurückgeworfen. Kurz nach Tagesanbruch versuchten sie es erneut. Diesmal gingen beide Kompanien im Schutze einer künstlichen Nebelwand zum Angriff vor. Aber das Glück schien die Rajputs jetzt verlassen zu haben. Als sie sich zum letzten Ansturm zusammenballten, erzielte ein deutscher Granatwerfer einen Volltreffer auf den Bataillonsgefechtsstand. Der ganze Gefechtsstand fiel aus, einschliesslich des Kommandeurs und seines Adjutanten. Die Kompanien zogen sich in das alte Fort auf dem Schlossberg zurück.

An diesem zweiten Morgen der Schlacht suchten die neuseeländischen Bataillone in Cassino sich nach ihrer langen, konfuse Nacht in den schlammigen Trümmern der Stadt ein wenig zurechtzufinden und zu ordnen. Vormarschwege und Ziellinien waren bedeutungslos geworden. Wie eine Urwaldkatastrophe hatte die Bombardierung in der Stadt gewütet: es gab kein Stadtbild mehr. Der Trümmerhaufen hatte keine Ähnlichkeit mehr mit den Luftaufnahmen und den Karten, die sie so sorgfältig auswendig gelernt hatten in der langen Wartezeit vor dem Beginn der Schlacht. Künftig würde es nur noch ein Kampf Meter um Meter sein in Schlamm und Trümmern und überschwemmten Kellern, eine Schlacht von Ruine zu Ruine. Entfernungen bedeuteten nichts mehr. Eine Kompanie konnte den ganzen Vormittag damit verbringen, von einer Ruine zur nächsten zu gelangen. Nur eins war klar: Das Zentrum des deutschen Widerstandes befand sich in den Gebäuden am südwestlichen Ende der Stadt; in jenen Gebäuden, die ein wenig höher lagen als die übrige Stadt, in jenen

Gebäuden, die den Fuss des Monte Cassino schützten und jenen Abschnitt der Fernverkehrsstrasse Sechs, dort, wo die Strasse nach ihrem scharfen Linksknick den Fuss des Berges streift – es waren Gebäude wie das Hotel Continental*, der Palazzo, den die Soldaten den Baronspalast nannten, und das Hotel des Roses. Diese Gebäude waren stark befestigt, und zwischen ihnen befand sich der harte Kern des feindlichen Widerstandes. Den ganzen Tag versuchten die Neuseeländer, Boden zu gewinnen, ihre Stellungen zu verbessern, diese festen Punkte direkt anzugreifen, aber die wassergefüllten Krater und der Schlamm waren gegen sie. Panzer konnten sich in dem klebrigen Morast nicht bewegen, wenn auch einige, die sich bereits am Stadtrand befanden, da ihnen am Vortag der Durchbruch gelungen war, mit ihren Geschützen Feuerhilfe gewähren konnten.

Eine gute Nachricht aber kam an diesem Tage. Seit dem Morgengrauen hatte der Oberst der Gurkhas sich immer wieder gefragt, was wohl aus der Kompanie geworden sei, die er zum Galgenberg geschickt hatte. Keinerlei Nachricht war von ihr eingetroffen; keine der anderen Einheiten hatte sie gesehen. Sie schien vom Angesicht der Erde verschwunden zu sein. Dann, im Laufe des Vormittags, wurden Vermutungen wach, als Artilleristen meldeten, dass sich Gestalten auf dem Galgenberg bewegten. Kurz darauf brachte ein schwacher Funkspruch die Bestätigung. Diese Kompanie war einfach immer weiter durch die Dunkelheit vorangestolpert, hatte sich zwischen der Schlacht um die Haarnadelkurve über ihr und dem wütenden Feuerwechsel zwischen den Neuseeländern und dem Continental-Hotel zur Linken unter ihr hindurchgeschlängelt und war auf diese Weise nahe genug an den Galgenberg herangekommen, um ihn nach einem kurzen, heissen Kampf besetzen zu können.

Die Indische Division befand sich daher in der seltsamen Lage, ihr zweites Ziel vor dem ersten erobert zu haben, und das bereitete einige Versorgungsschwierigkeiten, denn das

* Dieses Hotel, das unter dem Namen «Hotel Continental» in die Geschichte eingehen sollte, hiess in Wirklichkeit «Excelsior». In noblem Verzicht auf kostenlose Reklame beharren die Eigentümer ihr Hotel auch jetzt nach dem Wiederaufbau «Excelsior» zu nennen.

Gebiet um die Haarnadelkurve beherrschte den Weg vom Schloss- zum Galgenberg. Dessenungeachtet war es ein Triumph, in dieser ersten Nacht überhaupt bis zum Galgenberg vorgedrungen zu sein. Der Kommandeur traf sogleich Vorbereitungen, den Rest seines Bataillons dorthin zu verlegen, sobald es dunkel sei. Sie machten sich zu derselben Zeit auf den Weg, als die Rajputs einen neuen Angriff auf die obere Haarnadelkurve unternahmen. Der Angriff der Rajputs würde die Deutschen im «Obergeschoss» beschäftigen; die Neuseeländer hatten es übernommen, die Aufmerksamkeit der Deutschen im Hotel Continental im «Parterre» auf sich zu lenken. Durch diesen steilen und schmalen Korridor zwischen zwei Schlachten schob ein Zug der Gurkhas nach dem anderen sich den Berghang empor, und als die letzten den Galgenberg erreichten, war die Nacht vorbei. Diese letzten trafen kurz vor Morgengrauen ein, und es war höchste Zeit. Ihre Ankunft nämlich fiel zeitlich mit dem ersten Gegenangriff der Deutschen zusammen. Mit der Hilfe der Neuankömmlinge gelang es, den Angriff zu zerschlagen.

Im Laufe der Nacht richteten die Rajputs sich auf der schwierigen oberen Haarnadelkurve ein, aber im Morgengrauen wurden sie aus ihren frischen Stellungen wieder vertrieben. Das grosse Problem würde jetzt darin bestehen, dem Gurkha-Bataillon das Verbleiben auf dem Galgenberg zu ermöglichen, da die Deutschen verständlicherweise versuchen würden, die Kontrolle über den Korridor zu behalten, den der Nachschub für das Bataillon passieren musste. Sie konnten das am besten von der oberen Haarnadelkurve aus. Hinzu kam, dass es den deutschen Fallschirmjägern gelang, wieder an den Nordrand der Stadt durchzusickern und sich in Stellungen einzurichten, von denen aus sie den Schlossberg unter Feuer nehmen und dieses indische Tor zum Berg zu einem sehr gefährlichen Aufenthaltsort machen konnten. Dies verhinderte auch das Zustandekommen einer brauchbaren Verbindung zwischen dem Stützpunkt der Inder auf dem Schlossberg und den Neuseeländern in der Stadt.

Aber ein ganzes Bataillon auf dem Galgenberg, 250 Meter vom Kloster, stationiert zu haben, war ein grosser Gewinn. Noch günstiger nahm sich die Lage etwas später an diesem

selben Tag, dem 17., aus, als es dem 26. Neuseeländischen Bataillon mit Panzern an der Spitze gelang, trotz des Feuers von Scharfschützen vorzubrechen und den Bahnhof zu erobern.

Die Schlacht hatte am Mittwochmorgen begonnen. Jetzt war Freitagnachmittag. Die Neuseeländer hatten sich im Bahnhof festgesetzt und das Gurkha-Bataillon befand sich auf dem Galgenberg. Die erste Phase der Operation war vorüber. Es blieb die Ausschaltung des deutschen Widerstandes im westlichen Teil der Stadt und die Eroberung des Klosters.

3

Für die Alliierten war die Aufgabe jetzt klar. Unten mussten die Neuseeländer diesen harten Kern starker deutscher Stellungen zwischen dem Continental und dem Hotel des Roses aufbrechen, eine Linie von 400 Meter Länge am östlichen Fuss des Berges; 450 Meter über ihnen mussten die Inder das Kloster erobern, den Kommandoturm des Schlachtfeldes.

Mittlerweile jedoch war auch für die Deutschen die Aufgabe jetzt klargeworden. Das Kloster war der entscheidende Schlüssel zur Beherrschung der ganzen Stellung. Das alliierte Tor zum Kloster war der Schlossberg. Alle alliierten Bewegungen, der Nachschub ebenso wie die Angriffstruppen, mussten den Weg durch diesen gefährlichen Engpass nehmen. Es lag für die Deutschen deshalb auf der Hand, dass sich ihr ganzes Trachten darauf richten müsse, den Alliierten die Benutzung dieses Torwegs unmöglich zu machen. Sie konnten es sich leisten, die Truppen auf dem Galgenberg zu ignorieren. Ohne den Torweg, durch den sie versorgt werden mussten, würden sie ohnehin hilflos sein. Die zweite Aufgabe bestand für die Deutschen darin, ihre Stör- und Sperrposten aufrechtzuerhalten – ihre Stellungen zwischen dem Schlossberg und den Neuseeländern.

In der Nacht des 17., jenes Freitags, an dem sie den Bahnhof erobert hatten, versuchten die Neuseeländer wenige Stunden nach diesem Erfolg, das Continental von hinten zu erobern. Eine starke Kompanie, die ohne Mantel aufbrach,

um mehr Munition tragen zu können, erhielt Befehl, sich über den Schlossberg und die untere Haarnadelkurve zur Höhe 202 vorzuarbeiten, einer bislang nicht umkämpften Kurve, die in 700 Meter Entfernung unterhalb des Galgenbergs an der Bergfront gelegen war. Es war ein schwieriger Anmarschweg, bei dem alles darauf ankam, sorgfältig Kontakt aufzunehmen mit der Vielfalt anderer Einheiten, die jetzt in jeder Nacht auf dem Berghang umherkrochen. Auf der Höhe 202 würden sie sich in der Nähe des Galgenbergs befinden, und dann galt es, den Infanteristen auf dem Galgenberg klarzumachen, dass sie Neuseeländer und keine Deutschen seien. Tatsächlich entgingen sie dann später nur um ein Haar dem Schicksal, von einem Gurkha-Stosstrupp zusammengeschossen zu werden, dem sie unterwegs begegneten. Die Gurkhas haben ein ungewöhnliches Talent für lautlose Bewegung in der Nacht. Ausserdem sind sie gute Soldaten. Sehend, selbst aber ungesehen liessen sie die Neuseeländer nahe genug herankommen, um sie identifizieren zu können. Minder gute Soldaten hätten zuerst geschossen und später gefragt.

Von dieser neuen Haarnadelkurve, der Höhe 202, aus stürmte die neuseeländische Kompanie den Berghang hinab in den Rücken des Hotels. Ihr Chef kam nahe genug an einen Eingang heran, um eine Handgranate hineinschleudern zu können, die jedoch nicht explodierte. Als Antwort kam ein MG-Feuerstoss, der ihn und mehrere Männer an seiner Seite tötete. Die kleine Gruppe musste sich zurückziehen; die Stellung war viel zu stark für sie. Die Männer kehrten zur Höhe 202 zurück und blieben dort für den Rest der Schlacht – als eine weitere einsame Abteilung an diesem Berghang, auf halbem Wege etwa zwischen dem Schloss- und dem Galgenberg.

Während diese Schlacht im Gange war und der übliche wütende Feuerwechsel über die bekannteren Haarnadelkurven oberhalb des Schlossbergs dahinfegte, schlängelte sich eine Nachschubkolonne der Rajputana Rifles mit grossem Mut durch die verschiedenen Unruhezentren hindurch, um den abgetrennten Truppen auf dem Galgenberg – denen es mittlerweile an allem, besonders aber an Verpflegung mangelte – Nachschub zu bringen.

Die Rajputs hatten den Abend damit begonnen, in Stärke

von zwei Kompanien eine Gruppe von Pionieren zu decken, die als Trägerkolonne arbeitete und der deshalb die zusätzliche Last der Waffen erspart werden musste. Auf dem Weg zum Schlossberg geriet die Gruppe in Artilleriefeuer und erlitt neunzehn Mann Verluste. Sie erreichte den «Torweg» aus diesem Grunde erst nach zehn Uhr. Dort musste sie anderthalb Stunden bleiben, während die Männer vom Essex einen Überfall auf die untere Haarnadelkurve abwehrten. Mittlerweile hatten die Pioniere genug davon und weigerten sich, weiterzugehen. Also beschlossen die Rajputs, selbst soviel wie möglich von den Lasten zu tragen und sich ihren Weg durch die verschiedenen Nachtgefechte zu erkämpfen. Es war 02.00 Uhr, bevor sie aufbrechen konnten, und drei Stunden später kam die Meldung, dass sie den Galgenberg erreicht hätten – aber auf dem Wege dorthin hatten sie acht Mann verloren. Da sie bei Tage nicht zurückkehren konnten, richtete sich der tapfere Rest der Gruppe vorläufig bei den Gurkhas ein.

Diese Episode verdient deshalb Erwähnung, weil sie eine Vorstellung davon verleiht, wie es in diesen Nächten am Berg aussah. Es war weitgehend ein Resultat dieser besonderen Unternehmung, dass General Freyberg beschloss, den Galgenberg künftig aus der Luft durch Fallschirmabwurf versorgen zu lassen.

Am Samstag, dem 18., beschloss Freyberg, den Hauptstoss am folgenden Tag zu führen. Im Morgengrauen des Sonntags sollte ein frisches neuseeländisches Bataillon, das 28. (Maori), das Continental Hotel angreifen; die Gurkhas und das Essex sollten vom Galgenberg aus das Kloster stürmen. Das Neuseeländische Korps bereitete sich darauf vor, dem Feind den Fangschuss zu geben.

Der Überraschungsfaktor, der der Infanterie bei ihrem harten Angriff bergauf gegen die mächtige Festung helfen sollte, war das «Unmögliche» – ein gleichzeitiger Panzerangriff aus dem Rücken. In wochenlanger Arbeit hatten die neuseeländischen Pioniere eine Panzerspur durch das Herz der Gebirgsmasse gebaut. Da die Route aus der Ferne von feindlichen Beobachtungsstellen eingesehen werden konnte, hatten sie zuerst eine schützende Tarnwand bauen müssen,

die sowohl die Arbeitskolonnen als auch die fertiggestellten Wegabschnitte verbarg. Die Panzerspur, die sie Cavendish Road nannten, war jetzt fertig. Sie führte zu einem brauchbaren Abhang und einem Feldweg, die im Rücken Zugang zum Kloster gewährten. Man hoffte, dass das Erscheinen von Panzern aus dieser Richtung etwa die gleiche Bestürzung auslösen würde wie Hannibals Kriegselefanten nach der Überquerung der Alpen.

Der Samstag wurde deshalb zu einem Tag der Vorbereitung und der Hoffnung und der angespannten Erwartung. Für einen grossen Teil der Truppen war es auch der Tag, an dem der künstliche Nebel zu einer wirklichen Belästigung wurde. Seit der Eroberung des Bahnhofs und eines grossen Teils des Stadtgebietes hatten die Pioniere ihre Bemühungen zur Fertigstellung der benötigten Brücken und zur Räumung der Strassen intensivieren können. Um ihnen auch die Arbeit bei Tage zu ermöglichen, wurde jetzt tagsüber eine ständige Rauchwand quer über das Stadtgebiet gelegt. Das war gut für die Pioniere, aber eine unerträgliche Last für alle anderen. Zweimal unternahmen die Deutschen einen Gegenangriff, wurden aber beide Male zurückgeworfen. In beiden Fällen hätten ihnen schwere Verluste zugefügt werden können, hätten sie nicht die Möglichkeit gehabt, rasch im neuseeländischen Nebel zu verschwinden. Gleichzeitig mussten die Truppen in der Stadt ihre Wachen bei Tage verdoppeln, weil damit gerechnet werden musste, dass die Deutschen weitere Vorstösse unter dem Schutz des Nebels unternehmen würden.

Auf dem Berg lag das Problem ein wenig anders. Die Nebelgranate der Artillerie erfüllt ihren Zweck mit Hilfe einer kleinen Sprengladung, die den Bodenverschluss der Granate im Fluge herausschleudert, so dass die nebelerzeugenden Kanister am gewünschten Punkt zu Boden fallen können. Die leere Granate fliegt dann weiter auf ihrer Bahn. Truppen, die sich in ihrer Flugbahn befinden, werden von diesen leeren Granaten belästigt, und am Samstag verursachten sie eine Anzahl unangenehmer Wunden: denn überhaupt von einer getroffen zu werden, bedeutet entweder sofortigen Tod oder Abtrennung von Gliedmassen. Ein Mann, der von dem herunterfallenden Bodenverschluss einer dieser Granaten getrof-

fen worden war, rannte wie wahnsinnig und laut schreiend den Berg hinab und fiel dann tot um. Andere verloren ein Bein oder einen Arm.

Alle Befehlsstände schickten Beschwerden zurück, aber die Artillerie verschoss weiter ihre Nebelgranaten. Ein britischer Artillerieoffizier auf dem Galgenberg betrachtete die Angelegenheit mit professioneller Missbilligung und berichtete:

«Die Nebelplage wurde jetzt akut. Unser Feuer dauerte den ganzen Nachmittag hindurch mit solcher Genauigkeit an, dass der *sangar* des Gurkha-Kommandeurs drei Volltreffer von der Granate selbst erhielt. Die auf Drängen des Gurkha-Kommandeurs erfolgten Versuche des Batteriechefs, Zielwechsel vorzunehmen, erwiesen sich als fruchtlos. Die Beziehungen aller Stäbe und Gefechtsstände untereinander begannen, unter einer Atmosphäre der Gereiztheit zu leiden. Recht erbitternd an der ganzen Angelegenheit wirkte, dass der auf diese Weise plazierte Nebel absolut nichts vor jemandem verbarg.»

Eine willkommene Ablenkung von der Nebelplage hatten die Soldaten am Nachmittag, als Schlachtflugzeuge im Tiefflug über die Berggipfel jagten und Nachschub an Fallschirmen abwarfen. Da das Zielgebiet so klein war, liess es sich nicht vermeiden, dass viele Kanister unten im Tal niedergingen und andere den Deutschen im Kloster Gelegenheit gaben, die Rationen der Fünften Armee mit ihren eigenen zu vergleichen, aber man freute sich, dass überhaupt Nachschub kam, und die Gurkhas und ihre Gäste von den Rajputana Rifles – ganz zu schweigen von der isolierten neuseeländischen Kompanie an der Haarnadelkurve auf Flöhe 202 – waren dankbar für die zehn oder fünfzehn Prozent der Gesamtmenge, die sie bergen konnten. Seit diese Versorgung aus der Luft zu einem täglichen Ereignis geworden war, war es da oben nicht mehr ganz so einsam.

Für die Männer vom Essex war es ein schwieriger Tag. In der kommenden Nacht sollten sie den Schlossberg und die untere Haarnadelkurve den Rajputana Rifles übergeben und

dann zum Galgenberg hinauf vorrücken, um zusammen mit den Gurkhas das Kloster anzugreifen. Die Ablösung allein würde schon zu einem umfangreichen und schwierigen Unternehmen werden, weil der Schlossberg zu einem ständigen Gefahrenherd geworden war. Zusätzlich zu dem Feuer, das pausenlos von oben auf ihn herabregnete, wurde er jetzt auch aus der Richtung der Stadt beschossen. In der vorigen Nacht war es den Deutschen gelungen, neue Verstärkungen die Schluchten hinab in die Stellungen zwischen dem Schloss und der Stadt zu bringen. Die Männer vom Essex hatten eine schwierige Aufgabe vor sich. In den frühen Morgenstunden mussten sie eine schwierige Ablösung durchführen, sich neu aufstellen, den Berg empor vorrücken und um sechs Uhr früh bereit sein, den letzten, steilen Hang emporzustürmen und das Kloster, das schwierigste Ziel von allen, anzugreifen.

Ihr Plan sah vor, zwei Kompanien zum Galgenberg zu schicken, sobald die Ablösung begann; die beiden anderen sollten folgen, sobald sie beendet war. In Bereitschaft für dieses Unternehmen wurden die vier Kompanien des Bataillons in der Schlossbergzone gesammelt (da hier nur Platz für zwei Kompanien war, herrschte drangvolle Enge), und am Spätnachmittag wurden die neuseeländischen Panzer gebeten, einen der Störposten am Stadtrand auszuschalten, von denen aus die Deutschen sie in der vorigen Nacht belästigt hatten. Die Stellung befand sich in einem mit Türmchen versehenen Haus. Die Panzer entsprachen der Bitte und richteten Salven panzerbrechender Granaten auf das Gebäude; aber einige dieser Granaten gingen über das Ziel hinweg und trafen das Kastell auf dem Schlossberg. Eine Mauer stürzte ein und begrub eine Anzahl Männer vom Essex unter sich. Einige andere, die versuchten, sich auf der felsigen Flanke, auf der die vier Kompanien sich drängten, zu verteilen, stolperten in der Dunkelheit und stürzten über einen Abhang 45 Meter tief ab. Der Abend hatte unglücklich begonnen.

Die Ablösung begann erst kurz nach 05.00 Uhr früh, und als die untere Flaarnadelkurve den Besitzer gewechselt hatte, begannen die beiden führenden Kompanien des Essex-Bataillons den Marsch zum Galgenberg. Binnen fünf Minuten würde das Kastell übergeben sein, und die beiden anderen

Kompanien bereiteten sich schon darauf vor, den ersten beiden auf dem Fusse zu folgen. Auf dem Galgenberg schauten die Gurkhas, die Befehl erhalten hatten, um 06.00 Uhr früh zum Angriff bereit zu sein, voller Sorge den Berg hinab, ob sie nicht endlich die Männer vom Essex sehen konnten, die jetzt hätten zu ihnen stossen müssen. In den Geschützstellungen fern auf der anderen Seite des Rapido-Tales machten sich die Kanoniere bereit, starke Feuerkonzentrationen auf jede Satellitenstellung zu richten, die nicht zu nah bei den vorrückenden Truppen lag. Im Herzen der Gebirgsmasse bereiteten sich zwei Panzersäulen darauf vor, ihren Weg über die Berghänge und die Panzerspuren zu nehmen, die sie, wenn alles gut ginge, zum rückwärtigen Eingang des Klosters führen sollten, so dass sie aus der einzigen Richtung kommen würden, aus der die Deutschen keinen Panzerangriff erwarten konnten. Hinter dem stinkenden Sumpf, der einmal Cassinos Botanischer Garten gewesen war, standen die Männer des frischen Maori-Bataillons bereit, sich auf das nur 200 Meter entfernte Continental-Hotel zu werfen. Es waren nur zweihundert Meter, aber es war eine Strecke, die andere Bataillone in vier Tagen und Nächten nicht hatten überwinden können. Auf der neuen Brücke der Fernverkehrsstrasse Sechs über den Rapido am Osteingang der Stadt stellte ein Sergeant der Militärpolizei mit unbewegter Miene in nüchterner Erwartung kommender Dinge ein elegant bemaltes Schild auf, das folgenden Text trug: «Langsam fahren – Brücke voraus – beachten Sie Verkehrsregelung durch Militärpolizisten». Er hatte recht. In dieser Nacht war durchaus mit Verkehrsschwierigkeiten in Cassino zu rechnen.

Der 19. März, ein Sonntag, brach an, und die Divisionen des Neuseeländischen Korps verharrten auf dem Berg und in den Ruinen der Stadt in Erwartung des entscheidenden Schlages. Diesen Augenblick wählten die Deutschen aus für ihren Gegenangriff auf das Kastell. Nur zehn Minuten lang überschütteten sie das Gebiet mit einem lähmenden Hagelsturm von MG-Feuer, das überall von den Felsen und den zertrümmerten Mauern des Kastells abprallte und ohne Pause Querschläger über das Gelände fauchen liess. Dann stürmten sie vom Kloster her den Berg hinab, ein Bataillon

war es. Die beiden führenden Essex-Kompanien waren gerade ein kleines Stück den Berghang empor vorgerückt aus dem deutschen Angriffsgebiet hinaus; die beiden anderen hatten an die Rajputs übergeben und waren im Begriff, aufzubrechen. Sie wurden völlig überrascht. Die Deutschen stürmten von der oberen Haarnadelkurve herab vor, durchbrachen die verwirrte Schar der Essex-Männer und der Rajputs auf der unteren Haarnadelkurve und stiessen weiter vor in Richtung auf die Mauern des Kastells. Dort befand sich eine gemischte Truppe von etwa 150 Mann. In aller Hast gingen sie in Stellung, und es kam zu einem Gefecht, das einer mittelalterlichen Belagerungsschlacht nicht unähnlich war. Deutsche, die versuchten, die Mauern zu erklimmen, wurden mit Handgranaten weggesprengt oder mit Gewehrkolben zurückgestossen. Die Deutschen trieben ihren Angriff ohne Rücksicht auf Verluste vor. Immer neue kamen heran. Aber nach der ersten Überraschung konnten die hinter einem angrenzenden Kamm stationierten MG's und Granatwerfer des Essex-Bataillons in Aktion treten, und der erste Ansturm geriet ins Stocken. Die Deutschen zogen sich zurück, aber nur bis in das Gebiet der Haarnadelkurve, wo sie Deckung hatten, und es war klar, dass sie sich zu einem zweiten Sturmangriff formierten. Sie hatten viele Tote zurückgelassen, und auch die Verteidiger hatten viele Männer verloren. Unterdes beobachteten die beiden Essex-Kompanien, die sich zum Galgenberg vorarbeiteten, verwirrt von oben die Schlacht. Sie fragten sich, ob da unten überhaupt einige Männer ihres Bataillons die Schlacht überleben würden, sie fragten sich, ob sie umkehren und eingreifen sollten. Sie erhielten durch Funkspruch Befehl, weiter vorzurücken. Der Brigadekommandeur war nicht bereit, sich in diesem Augenblick seinen Angriff auf das Kloster verpatzen zu lassen. Den Gurkhas wurde mitgeteilt, der Angriff auf das Kloster sei verschoben worden, aber nur vorläufig.

Um acht Uhr kamen die Deutschen wieder. Diesmal hatte das Essex-Bataillon einen Vorhang von Granatwerfer- und Artillerief Feuer bereit, und nach einer weiteren kurzen, erbitterten Schlacht wurde der Angriff zurückgeworfen. Später im Laufe des Vormittags zerbrach ein dritter Angriff. Ein verwundeter deutscher Fallschirmjäger sagte, dass von den

zweihundert beteiligten Männern nur vierzig den Angriff überlebt hätten. Aber auch die Männer vom Essex-Bataillon und die Rajputs waren auf eine blosse Handvoll zusammengeschrumpft. Ungefähr zu der Zeit, als diese dritte Schlacht verebte, traf die Nachricht ein, dass die beiden Essex-Kompanien, die kurz vor Beginn des deutschen Angriffs zu ihrem Marsch den Berg hinauf aufgebrochen waren, den Galgenberg erreicht hatten. Genauer gesagt, siebzig Mann hatten den Galgenberg erreicht, und davon waren dreissig verwundet. Sie waren unterwegs auf Schwierigkeiten gestossen und hatten sich ihren Weg erkämpfen müssen.

Die Deutschen hatten die Commonwealth-Männer zu einem Unentschieden gezwungen, weil sie ihnen um wenige Minuten zuvorgekommen waren. Und obwohl der Angriff auf das Kloster immer noch für diesen Nachmittag vorgesehen war, lag es doch auf der Hand, dass es unmöglich sein würde, ihn durchzuführen, wenn nicht an irgendeiner anderen Stelle dieser Front ein Wunder geschah. Tatsächlich aber fanden an diesem Tage keine Wunder statt.

Im Morgengrauen hatten die Maoris planmässig ihren Angriff auf das Continental-Hotel begonnen. Am Mittag hatten sie nur geringe Fortschritte erzielt, wenn sie auch einige Gefangene gemacht hatten. Im Laufe des Vormittags hatte auch der Panzerangriff um die Bergflanke herum stattgefunden. Eine Zeitlang ging alles gut. Aber als die Panzer das Ende des von den Pionieren gebauten Weges erreicht hatten und über einen schwierigen Bergpfad weiter vordringen sollten, kam es zu Stockungen. Dieser Weg war nur breit genug, um ein Vorrücken in Reihe zu ermöglichen. Als sie sich Massa Albaneta – einem grossen Gutshaus 800 Meter vom Kloster entfernt – näherten, gerieten sie in schweres Feuer und liefen auf Minen. Die führenden Panzer blieben bewegungsunfähig liegen und versperrten den Weg. Deutsche Infanterie erschien auf dem Schauplatz mit Panzerfäusten und vernichtete weitere Panzer. Da sie über keine Infanterieeinheiten zu ihrem Schutz verfügte, blieb der Panzereinheit nichts anderes übrig, als zu wenden und sich zurückzuziehen. Das Glücksspiel war der Mühe wert gewesen, aber der Erfolg war ihm versagt geblieben. Die Panzersäule zog sich zurück unter Zurücklas-

sung von neun Panzern. Sie mussten sich mit der negativen Genugtuung zufriedengeben, dass das Erscheinen der Panzer, wie später aus abgefangenen deutschen Meldungen hervorging, beträchtliche Beunruhigung ausgelöst hatte. Aber Beunruhigung genügte in dieser Schlacht nicht.

Am Nachmittag wurde der Angriff auf das Kloster auf unbestimmte Zeit verschoben. Das Verkehrsschild, das der Militärpolizist an der Bailey-Brücke errichtet hatte, die jetzt die Fernverkehrsstrasse Sechs, die historische Via Casilina über den Rapido hinweg nach Cassino hineinrug, blieb stehen. Aber es wurde im Augenblick noch nicht gebraucht.

Der Sonntagnachmittag war der Wendepunkt, das Ende der zweiten Phase der Schlacht. Die Initiative war an die Deutschen übergegangen. Sie hatten richtig erkannt, dass der Schlossberg, der Torweg zum Monte Cassino, der verwundbare Punkt der alliierten Front war. Man brauchte nur das Tor zu schliessen, und die Streitkräfte am Hang des Berges würden abgeschnitten und hilflos sein. Das zu tun, hatten sie am Morgen versucht. Sie hatten ein Bataillon dafür geopfert, und sie hatten keinen Erfolg gehabt. Aber sie hatten praktisch die alliierte Streitmacht vernichtet, die diese Stellung hielt. Ohne Zweifel würden sie wiederkommen. Sie würden immer aufs Neue auf das Kastell einschlagen.

Um das Kastell zu verstärken, diesen wichtigsten unter den schwachen Punkten der Alliierten, schickte Freyberg in jener Nacht die 6. Royal West Kents der 78. Division zur Ablösung der wenigen Überlebenden des Essex und der Rajputana Rifles vor. Dem neuen Bataillon wurde sehr rasch zur Ader gelassen. Bevor es in die Stellung einrückte, hielt sein Kommandeur eine Lagebesprechung an einem angrenzenden Beobachtungspunkt, und eine Granate schlug mitten in die Gruppe ein. Zwei Kompaniechefs fielen. Aber die Ablösung wurde durchgeführt, und das frische Bataillon konnte kurz nach seiner Ankunft einen neuen starken Angriff auf das Kastellgebiet zurückschlagen. Zur gleichen Zeit scheiterte der Maori-Angriff auf das Continental-Hotel vollständig. Sie hatten den ganzen Tag gekämpft. Sie hatten fast 100 Gefangene gemacht. Aber sie konnten den letzten Widerstand

einer Festung nicht brechen, zu der Panzer gehörten, deren Rumpf in der einstigen Hotelhalle eingegraben war, und die oben und an beiden Seiten von Stellungen unterstützt wurde, die einen Feuerregen auf alle Annäherungswege herniedergehen liessen.

Es ging jetzt nicht mehr darum, neue Stellungen zu erobern, sondern nur noch darum, das bereits Eroberte zu konsolidieren und zu sichern. Und es ging auch darum, wie lange das Ganze noch dauern sollte. Die alliierte Stosskraft hatte sich verausgabt. Aber auch die Deutschen hatten sehr schwere Verluste gehabt. An einem solchen Punkt eines unausgesetzten Kampfes – fünf Tage und Nächte tobte die mörderische Schlacht – muss ein General in Versuchung geraten, noch ein bisschen länger weiterzumachen in der Hoffnung, dass der Feind als erster zermürbt wird. General Wilson war dafür, weiterzumachen, aber Freyberg erwiderte darauf nur ein Wort: «Passchendaele», und Alexander gab ihm recht. Die 1. Fallschirmjägerdivision und das Kloster hatten gewonnen.

In den nächsten drei Tagen wurden die erzielten Fortschritte gründlich gesichert, die Pioniere beendeten ihre Arbeit an den Brücken, die Front wurde stabilisiert, die Einheiten wurden umgruppiert und reorganisiert, die isolierten Gurkhas auf dem Galgenberg und die neuseeländische Abteilung unter ihnen wurden unter einigen Schwierigkeiten herausgeholt. Die Fünfte Armee ging dann in die Defensive, wobei die 78. Division den Bergabschnitt vom Schlossberg an aufwärts übernahm und die 1. Guards Brigade die Neuseeländer in der Stadt ablöste.

Monte Cassino hatte jetzt neue Soldaten, die der Berg in seinen magischen Bann ziehen konnte, und er hatte fünf Wochen Zeit dazu. Es waren einige Fortschritte erzielt worden. Der Bahnhof, der grössere Teil der Stadt, der Schlossberg. Aber der Preis, um den diese Fortschritte erzielt worden waren, war lähmend. In den beiden Schlachten von Cassino hatten die Neuseeländer 1'500 Mann, die 4. Indische Division über 3'000 Mann verloren. Als Kampfeinheit existierte die Indische Division vorläufig nicht. Die Neuseeländische Division sollte nie wieder das sein, was sie einmal war.

Das grosse Schema der Schlacht wird klar genug verständlich aus den geschilderten Umrissen des Schlachtverlaufs. Um Wesen und Atmosphäre der Kämpfe dieser Woche verständlich zu machen, ist eine eingehendere Betrachtung erforderlich. Wie sah es aus für die Neuseeländer in der übelriechenden, sumpfigen Ruinenlandschaft einer verwüsteten Stadt?

Es ist nicht leicht zu schildern. Diese Art des Kampfes hat wenig Zusammenhang, kein klares Muster, dem man leicht folgen könnte. Für die Neuseeländer war es ein Mosaik erbitterter kleiner Kämpfe auf kurze Entfernungen; ein tödliches Versteckspiel in Gräben, Kellern, Kratern, Trümmerbergen, Sielen und Bruchstücken von Häusern, die Zahnstümpfen ähnelten, von denen aber jedes einzelne Geschwüre enthielt, eine oder mehrere Höhlen, in denen ein Mann, ein MG, ein Geschütz oder gar ein Panzer versteckt sein konnte. Genug von den vorbereiteten Befestigungsanlagen – von den verstärkten Kellern, Geschützstellungen und Bunkern im Erdgeschoss – hatten die Bombardierung soweit intakt überlebt, dass sie am Westrand der Stadt einen harten Verteidigungskern bilden konnten, der den Weg zum Liri-Tal versperrte.

Die Neuseeländer hatten tagelang auf Karten und Luftaufnahmen die Anlage der Stadt studiert. Das Chaos, in das sie am ersten Tage der Schlacht hineinschlängelten, bot keine Ähnlichkeit mehr mit dem, was sie so sorgfältig in ihr Gedächtnis eingegraben hatten. Die Deutschen dagegen kannten sich hier aus. Sie sassen in starken Stellungen, die lange vorher ausgebaut worden waren. Sie hatten keine Entfernungen zu überwinden. Sie konnten rasch von der einen Stellung zur anderen gelangen, da sorgfältig geschützte Verbindungsgräben angelegt worden waren. Sie kannten die Schluchten und Wälle und die anderen gedeckten Annäherungswege, die von den Hängen des Berges in die Stadt hineinführten. Nacht für Nacht konnten sie kleine Gruppen zusätzlicher Männer in die Ruinen hineinschleusen; und ein Gebiet, das bei Anbruch der Nacht von Deutschen gesäubert war, war am folgenden Tag wieder von einer MG-Stellung oder ein paar Scharfschützen verseucht.

Die Beseitigung solcher Stellungen, die Eroberung eines unter Trümmern verborgenen Kellers nach dem anderen beschäftigte die Neuseeländer über eine Woche lang, und dabei versuchten sie doch nur, über ein lächerlich kleines Gebiet vorzudringen und es zu säubern. Die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, kann man am besten begreifen, wenn man einige Einzelheiten schildert, die das komplizierte Ganze bildeten.

Von Anfang an kam hier der Scharfschütze zu seinem Recht. Selbst im modernen Krieg gibt es sonderbarerweise nichts Wirkungsvolleres als den Scharfschützen unter Bedingungen, die sich für ihn eignen. Die Trümmer von Cassino waren ein Paradies für die Scharfschützen. Artillerie-, Granatwerfer- und MG-F Feuer bilden eine verallgemeinerte Gefahr, einen verallgemeinerten Tod. Es ist leichter, ihnen ausgesetzt zu sein als der persönlichen, auswählenden Gefahr des Scharfschützen. Man kann Männer entflammen, sich aus der Deckung zu erheben und durch das verallgemeinerte Feuer vorzustürmen. Viel lähmender ist es für den Soldaten, zu wissen, dass er, sobald er sich zeigt, vielleicht von einem einzigen, getarnten Meisterschützen aufs Korn genommen wird. Während dieser ganzen Schlacht schossen die Scharfschützen über Nacht wie Unkraut in den verschiedensten Teilen der Trümmer und auf den unteren Hängen des Berges, die die Trümmer beherrschten, empor.

Gelegentlich konnten sie durch Konzentration des Panzergeschützfeuers auf die Zone, in der sie verborgen waren, beseitigt werden, meistens aber war das nicht so leicht. Ein Mann musste sich absichtlich zeigen, um ihr Feuer auf sich zu ziehen, während ein anderer oder mehrere andere mit Maschinenpistolen im Anschlag beobachteten und versuchten, den Scharfschützen in dem Bruchteil einer Sekunde, in der er seine Stellung durch sein Feuer verriet, mit MPi-Garben zu überschütten. Es verlangte kaltblütigen Mut, auf diese Weise den Köder zu spielen. Im Allgemeinen war es einer der alten, erfahrenen Soldaten, der sich freiwillig dazu meldete. Viele unersetzliche Veteranen der Wüste starben in dieser Woche, während sie sich Scharfschützen zeigten, damit die anderen einen Sprung über 15 Meter freier Fläche nach vorn zu einem

neuen Keller, einem Mauerbruchstück, einer Hausruine oder einem Siel machen konnten.

Der enge Raum, auf dem die Kämpfenden zusammengedrängt waren, verlieh dem Geschehen bisweilen etwas Phantastisches. Ein Sanitätskraftwagen der Indischen Division hatte eine Verbandsstelle im Keller eines Gebäudes am Fusse des Berghanges eingerichtet. Die Sanitäter wurden einmal von einer neuseeländischen Panzerbesatzung gebeten, für eine Weile ihren Keller zu räumen. Die Neuseeländer hatten Deutsche beobachtet, die sich in einem Obergeschoss desselben Hauses eingeknistet hatten, und sie wollten gern ihr Feuer auf sie richten.

Bei einer anderen Gelegenheit zerbrach man sich in einem neuseeländischen Bataillons-Gefechtsstand den Kopf über das Geräusch eines Panzermotors, der irgendwo auf niedrigen Touren lief. Das Geräusch schien aus dem nächsten Gebäude zu kommen, aber nirgends war ein Panzer zu sehen. Nähere Nachforschung ergab, dass der deutsche Panzer in dem Haus verborgen war. Daraufhin kroch ein Offizier durch die Trümmer und wies zwei neuseeländische Panzer auf einen Punkt ein, von dem aus sie das Feuer auf das Haus mit dem deutschen Panzer eröffnen konnten. Der Offizier wurde entdeckt und mit schwerem Granatwerferfeuer belegt, aber seine gebrüllten Anweisungen brachten die Panzer in Stellung und sie eröffneten das Feuer auf das Haus. Es wurde von einem Zug gestürmt, und als die Männer in das Haus eindringen, stürzte es ein. Im Innern des Hauses fanden sie dann den Panzer unversehrt, aber seine Besatzung war gefallen. Der Motor lief noch. Der Panzer war fünf Tage lang als Beobachtungsstelle in ihrer Mitte verwendet worden. Daraus erklärte sich die unheimliche Präzision des Feuers, das sie hatten ertragen müssen. Ein unterirdischer Gang verband den Raum, in dem der Panzer stand, mit dem Keller, und ein weiterer Gang führte unter einem Hof und der Strasse hindurch zu einem Abhang auf der anderen Seite. Auf diese Weise konnte die Panzerbesatzung regelmässig und in Sicherheit abgelöst werden. Der Panzer wäre nicht entdeckt worden, wenn sein Kommandeur nicht gezwungen gewesen wäre, kurze Zeit seinen Motor laufen zu lassen, um seine Funkbatterien wieder

aufzuladen. Überraschungen solcher Art standen die Neuseeländer immer wieder gegenüber. Die Deutschen hatten viel Zeit gehabt, die Verteidigung von Cassino vorzubereiten. Sie hatten die Zeit gut genutzt.

Dann war da die Eroberung des Bahnhofs durch das 26. Bataillon. Die Männer hatten zwei Nächte und einen Tag in den Ruinen verbracht. Sie hatten ihre Scharfschützen-Feuertaufe überstanden. Sie hatten achtundvierzig Stunden kein warmes Essen, keine warmen Getränke mehr gehabt. Ihre Funkgeräte schwiegen – hauptsächlich wegen der Feuchtigkeit, aber auch deshalb, weil die Antennen den Scharfschützen ihre Stellung verraten hatten. Sie hatten 600 Meter hauptsächlich freien Geländes überwinden müssen, um den Bahnhof zu stürmen. Nur 600 Meter. Aber das Gelände war ungehindert einzusehen von den 500 Meter rechts gelegenen festen Punkten, von den Beobachtungsstellungen auf dem Berg und natürlich von der ganzen Ostseite des Monte Cassino aus.

Sie brachen nacheinander in Kompaniestärke auf und legten die Entfernung in zwei oder drei Angriffsetappen zurück. Die erste Kompanie kam ohne allzu grosse Verluste durch (obwohl die drei Panzer, die die Spitze bildeten, abgeschossen wurden). Aber als die anderen an die Reihe kamen, hatten die Deutschen sich eingeschossen. Für einen Mann nach dem anderen dieser Kompanien begann das Spiessrutenlaufen. Einige jedoch kamen durch, genug, um den Bahnhof und eine angrenzende Stellung mit aufgepflanztem Seitengewehr zu erobern. Aber in diesem kurzen Angriff, der nicht viel länger als eine Stunde dauerte, verloren sie 88 Mann, von denen der hohe Anteil von 33 Mann gefallen war. Das Unternehmen hatte kein besonderes Geschick verlangt. Es war eine altmodische Serie von Sturmangriffen und geschlossenen Sprüngen. Erforderlich war nur ein wenig Mut, und der war vorhanden.

Wie die Indische Division, so litten auch die Männer in der Stadt unter der notwendigen Pein der Nebelwand, die jeden Tag von früh bis spät aufrechterhalten wurde. «Es gibt keinen Tag», schrieb einer dieser Männer, «nur zwei Arten von Nacht – eine gelbe, rauchige, würgende Nacht und eine schwarze, meteorzerfetzte Nacht.» Für die Vielen war der künstliche Nebel eine unerträgliche, zusätzliche Qual neben den an-

deren Qualen, aber für die Wenigen war er wichtig, und deshalb musste er beibehalten werden.

Trotz der Schwierigkeiten verloren sie nicht den Humor. Die Kompanie, die über die unteren Hänge des Berges geklettert war, um das Hotel Continental von hinten anzugreifen, teilte ihren indischen Nachbarn fröhlich mit, dass sie auf dem Wege sei, «durch den Dienstboteneingang in das Hotel Continental einzusteigen» – das war wenige Minuten, bevor diese Kompanie ein Drittel ihrer Stärke in dem vergeblichen Ansturm einbüsste.

Einige Männer eines Reservebataillons, das in den ersten Tagen der Schlacht nicht eingesetzt wurde, sondern in Bereitschaft lag, waren im städtischen Gefängnis einquartiert. Sie vertrieben sich die Zeit damit, eine Tageszeitung herzustellen, die «Cassino Evening Post». Sie war handgeschrieben auf Armee-Meldezetteln und bezog den grössten Teil ihrer Substanz aus den BBC-Nachrichten. Die erste Ausgabe enthielt einen kurzen Leitartikel, der mit den Worten schloss: «Nach nur zwei Tagen im Gefängnis sind die Insassen voll und ganz davon überzeugt, dass Verbrechen sich nicht bezahlt machen, und sie sind gern bereit, ihre Anteile an Wohnungsuchende zu verkaufen.» (Im Gefängnis wimmelte es von Ratten, und ausserdem war es ein Lieblingsziel der deutschen Kanoniere.) Die Zeitung wurde jeden Abend zusammen mit den Rationen ausgegeben.

Humor und martialistische Bravour lagen in einer Sololeistung, die der Regiments-Hauptfeldwebel des Maori-Bataillons vollbrachte. Es war während eines der Angriffe auf das Continental-Hotel. Feuer aus einer der auf halbem Wege gelegenen Ruinen hatte den Angriff zum Stocken gebracht. Der Spiess ging vor, um sich die Sache einmal anzusehen; er arbeitete sich bis an das Gebäude selbst vor; es gelang ihm, die exakte Lage der feindlichen Stellung auszumachen. Er presste sich an das Gebäude, und mit seiner besten Kasernenhofstimme gelang es ihm, das Feuer eines neuseeländischen Panzers durch die richtigen Mauerlücken zu lenken. Eine Handvoll Deutscher kam sogleich heraus und ergab sich ihm. Der Spiess war noch nicht zufrieden. Er war überzeugt, dass noch viele andere Deutsche in dem Haus waren. Unter Ver-

wendung von «schrecklichen Drohungen und neuartigen Mitteln», wie der offizielle Historiker der Neuseeländer schreibt, machte er den Gefangenen begreiflich, dass es für sie alle durchaus besser sei, wenn sie den Rest ihrer Kameraden überredeten herauszukommen.

Worum es sich im Einzelnen bei diesen «schrecklichen Drohungen und neuartigen Mitteln» handelte, wird nicht gesagt, aber die Regimentsspiesse sind berüchtigt ob ihres Talents, unkonventionelle Drohungen auszustossen. Was es auch in diesem Falle gewesen sein mag, es wirkte. Die Gefangenen riefen den anderen im Gebäude aufgeregt etwas zu. Zu jedermanns Überraschung kamen sechzig weitere mit erhobenen Händen heraus.

Zwischenfälle dieser Art wiederholten sich immer wieder und gaben dieser verworrenen Woche des Alptraums in den Ruinen von Cassino das Gesicht. Unter dem erbarmungslos starrenden Blick des Klosters kämpften sie sich acht Tage und Nächte von Kratern, die mit braunem Wasser gefüllt waren, zu überschwemmten, rattenverseuchten Kellern vor, von einem oberen Stockwerk einer Ruine zu einem unteren. Und immer wieder waren sie dankbar, ein paar Minuten Schutz zu finden in dem stinkenden Lauf eines zerfetzten Abflusskanals, um einem Geschosshagel zu entgehen, der niemals auf gut Glück herniederging, sondern immer mit besonderer Sorgfalt von wohlgeschützten Augen geleitet war, die jeden Zoll des Boden beobachten konnten, über den sie kriechen und stolpern und laufen mussten.

In einer Hinsicht hatten es die Männer in der Stadt besser als die auf dem Berg: die meisten von ihnen konnten jeden Abend mit einer warmen Mahlzeit rechnen. Nach den ersten beiden Nächten war es im Allgemeinen möglich, heisses Essen und heisse Getränke zu den verstreuten Stellungen in den Ruinen der Stadt zu tragen. Tee oder Kakao wurde in einen Benzinkanister geschüttet, der dann in Stroh verpackt in einen Sandsack gesteckt wurde; heisse Lebensmittelkonserven wurden ähnlich verpackt. Sie wurden dann mit Jeeps an den Stadtrand gebracht, wo Trägergruppen warteten, die die Fracht in aller Eile zu den Einheiten und den kleinen Gruppen schafften, so dass die Jeeps wenige Minuten nach der An-

kunft wieder abfahren und der Sintflut von Geschossen entgegen konnten, die losbrach, wenn ihre Anwesenheit entdeckt wurde. Das Stroh hielt die Lebensmittel zwei Stunden lang warm. Es bot einen erträglichen Ersatz für die Thermosbehälter, aus denen das heisse Essen normalerweise verteilt wurde, wenn der Feind nicht so unbehaglich nahe war.

So lebten die Neuseeländer acht Tage und acht Nächte. Für die Indische Division, die wenige hundert Meter weit am Berghang lag, war es eine völlig andere Schlacht in einer anderen Welt, und hier spielte sich am Abschnitt der 1./9. Gurkhas auf dem Galgenberg eines der grossen Epen des Krieges ab.

Von allen Rassen, die die Indische Armee bildeten, waren die Gurkhas aus Nepal bei den britischen Soldaten immer die beliebtesten. Die Gurkhas sind kleine, untersetzte Männer mit runden, flachen, mongolischen Gesichtern; sie lachen viel und gern und finden überall ihren Spass; sie sind mächtige Trinker, wenn sich die Gelegenheit bietet; ihr Gang drückt Übermut und fröhliches Selbstbewusstsein aus. Vielleicht darf man sagen, dass sie die Gascogner der alten Indischen Armee waren. Kaum etwas auf diesen leichenübersäten Bergen war so ergreifend und rührend zugleich wie der Anblick des Gurkha-Friedhofes. Die Gräber schienen zu kurz zu sein für einen Mann, und die Stiefel zu klein, die am Fussende jedes Grabes standen. (An einem Ende des Grabes befand sich stets ein Stahlhelm, ein Paar Stiefel am anderen.) Die Reihen kleiner Stiefel erweckten immer den Eindruck, dass es sich hier um einen Kinderfriedhof handeln müsse. Ihr Wesen hatte auch etwas Kindliches an sich. Einmal verirrte sich während der Cassino-Schlacht ein Gurkha in der Nacht und landete in der Stadt. Er suchte Schutz in einem zerschossenen Panzer. Ein deutscher Feldwebel näherte sich. Der Gurkha schoss ihn in den Hals. Dann verzögerte er seinen Aufbruch unter einiger Gefahr lange genug, um die Wunde des Deutschen zu verbinden, und fand schliesslich wieder seinen Weg hinauf in die Berge – beladen mit amerikanischen Zigaretten, die er in dem zerschossenen Tank gefunden hatte.

Acht Tage und Nächte lang hielt dieses Gurkha-Bataillon auf dem Galgenberg eine ungeschützte Schulter des Berges besetzt: eine Fläche von etwa 200 Metern im Quadrat, 250

Meter vom Kloster entfernt. Die einzige Deckung war die Bergspitze selbst. Auf einem Hang, der eher eine steile Klippe war als eine Bergflanke, lebten sie in flachen Gräben, die sie unter Ausnutzung der Granattrichter in den felsigen Boden gekratzt hatten, oder sie lebten in Felsspalten oder hinter den wenig nützlichen steinernen Brustwehren, die in der Indischen Armee *sangars* hiessen.

Um überhaupt dorthin zu gelangen, mussten sie mit sehr kleinem Gepäck reisen. Die Munition hatte Vorrang, und das bedeutete, dass Mäntel und Decken Zurückbleiben mussten. Acht Tage und Nächte lebten sie deshalb mitten im Winter an einer ungeschützten Klippe ohne auch nur einen Mantel als Schutz vor den eisigen Winden, den häufigen Wolkenbrüchen und einer Temperatur, die selten über den Gefrierpunkt anstieg und nachts weit unter Null absank.

Anfangs war ihre einzige Wasserstelle, die sie finden konnten, ein mit Regenwasser gefüllter Bombentrichter. Als dieses Wasser verbraucht war, fanden sie einen Brunnen im Hof eines zerschossenen Hauses etwas tiefer am Berg. Dieser Brunnen versorgte sie einen Tag oder zwei, aber wenn sie ihn bei Tage aufsuchten, wurden sie von oben beschossen, und nachts liefen sie Gefahr, auf deutsche Stosstrupps zu treffen. Als der Wasserspiegel um 1,20 Meter gesunken war und das Wasser einen sonderbaren Geschmack annahm, entdeckten sie, dass ein totes Maultier im Brunnen lag. Glücklicherweise hatte die ebenfalls isolierte Neuseeländische Kompanie auf der Höhe 202 unter ihnen einen anderen Brunnen entdeckt, und sie teilte ihr Wasser an den folgenden Tagen mit den Gurkhas.

Ein viel grösseres Problem war das Essen. Sie mussten ausschliesslich von amerikanischen K-Rationen leben. Das ist eine kleine Packung getrockneter Lebensmittel, eine eiserne Ration, die einem Mann eine Mahlzeit bieten soll, um ihn in einem Notfall über einen Tag oder so hinwegzuretten, bis die normale Verpflegung wieder einsetzen kann. An ihren besten Tagen hatten die Gurkhas zwei K-Rationen für drei Mann – nicht für eine Mahlzeit, sondern für vierundzwanzig Stunden. Meistens aber gab es nur zwei Rationen für vier Mann. Als die Träger kamen, mussten sie der Munition Vorrang geben. Und als die Versorgung aus der Luft begann, erreichte

nur ein kleiner Prozentsatz das Bataillon. Niemand hatte Schuld daran. Es war unmöglich, Nachschub und Verpflegung über einer so kleinen Fläche an einem steilen Berghang abzuwerfen, ohne dass eine grosse Zahl der Kanister ihr Ziel verfehlte.

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, was es für diese Männer, die vor Hunger und Kälte halb verrückt waren – seit Tagen hatten sie kein warmes Essen, keine warmen Getränke mehr gehabt und nur ein paar Bissen kalter Verpflegung –, bedeutete, zuzuschauen, wie die an Fallschirmen pendelnden Kanister ein paar Schritt ausserhalb ihrer Reichweite landeten, abprallten und den Berghang hinabtorkelten. Die Versuchung, ihnen nachzulaufen, war manchmal übermächtig. Aber die Strafe folgte sofort – ein Feuerstoss in den Rücken von den aufmerksamen deutschen MG-Schützen.

Hinzu kam die Ungewissheit. Sie wussten nie, ob die Träger bis zu ihnen durchkommen würden oder nicht, wann die Flugzeuge erscheinen und die Fallschirme über ihnen auftauchen würden, und sie wussten nie, wie viele diesmal zu bergen sein würden – wenn überhaupt welche zu ihnen gelangten.

Weil das Kloster so nah war, musste jeweils die Hälfte von ihnen Tag und Nacht wach und kampfbereit sein. Zu allem Überfluss wurden sie immer wieder von den leeren Nebelgranaten getroffen, die ihre eigene Artillerie abschoss, um die Nebelwand in der Stadt aufrechtzuerhalten. Am Wochenende mussten sie aufmerksam die Gegenangriffe auf das Kastell beobachten. Sie wussten, dass sie abgeschnitten sein würden, wenn die Deutschen das Kastell zurückeroberten: es würde bedeuten, dass sie dies alles vergeblich ertragen hatten.

Nicht einmal ihre Verwundeten konnten sie ärztlich versorgen. Weil auf dem Galgenberg kein Platz dafür war, war der Bataillons-Verbandsplatz am Fusse des Berges zurückgeblieben. Dreimal im Laufe dieser acht Tage führte ihr Truppenarzt Trägergruppen am hellichten Tag unter dem Schutz der Flagge des Roten Kreuzes den Berg hinauf. Das Beste, was sie in der Zwischenzeit für die Verwundeten tun konnten, bestand darin, sie in ein mächtiges Abflussrohr unter dem Teil der Bergstrasse zu schieben, die unterhalb ihrer Stellung verlief. Die einzige Bequemlichkeit, die sie ihnen

bieten konnten, war die Filzverpackung aus den Munitionskisten als harte Matratze und die wenigen Fallschirme, die sie bergen konnten, als Laken.

Als das Wochenende kam, war ihre Kompanie verstärkt worden durch die Handvoll Rajputana Rifles, die Nachschub gebracht hatten, und die Essex-Männer, die am Sonntagmorgen heraufgekommen waren, um an dem Angriff auf das Kloster teilzunehmen, der nicht stattfand. Sie waren froh über die zusätzlichen Gewehre, aber die neuen Mündler, die gefüttert werden mussten, machten das Wunder der Brote und der Fische mehr denn je zu einer täglichen Notwendigkeit.

Als am 23. beschlossen wurde, die Offensive einzustellen, blieb das Problem, wie man die Gurkhas vom Galgenberg zurückziehen sollte. Die Deutschen würden wissen, dass man sie zurückholen würde; ohne Zweifel warteten sie schon darauf. Es wurde beschlossen, den Rückzug am Abend des 25. durchzuführen, und im Einzelnen sollte er so vor sich gehen: Die Artillerie würde ein laufendes Sperrfeuer zwischen die obere Haarnadelkurve und das Kloster legen und ein anderes an den unteren Hängen des Monte Cassino entlang hinter dem Gebiet des Continental-Hotels und des Hotel des Roses. Gleichzeitig sollten die Royal West Kents einen Scheinangriff auf das Gebiet der Haarnadelkurve vom Kastell aus unternehmen. Unter dem Schutz des Scheinangriffs und zwischen den beiden Sperrmauern des Artilleriefeuers sollten dann die Gurkhas in aller Eile den Berg hinab über den Schlossberg in das Tal zurückgehen. Die neuseeländische Kompanie auf der Höhe 202 sollte als Nachhut fungieren und den letzten Gurkhas auf dem Fusse folgen.

Die Schwierigkeit bestand darin, wie man den Plan – der sorgfältige und genaue Abstimmung der Zeitpunkte voraussetzte – den Gurkhas mitteilen sollte. Die einzige Verbindung mit ihnen war der Funk, und es wäre viel zu riskant gewesen, diese Befehle drahtlos zu übermitteln. Es gab nur eine Alternative. Die Befehle mussten mündlich überbracht werden. Man beschloss, in der vorhergehenden Nacht drei Offiziere zum Galgenberg zu schicken. Jeder dieser Offiziere sollte die Befehle auswendig lernen.

Sie sollten verschiedene Wege einschlagen, um die Wahr-

scheinlichkeit zu erhöhen, dass einer das Ziel erreichte. Jeder sollte eine Brieftaube mitnehmen, und jeder erhielt ein Code-Wort. Die Rückkehr der Taube mit einem Stück Papier, auf dem das Code-Wort stand, würde bedeuten, dass die Befehle ans Ziel gelangt waren und gleichzeitig Aufschluss darüber geben, welcher Offizier sie überbracht hatte.

In der Nacht des 24. brachen die drei Offiziere zu ihrem Weg den Berg hinauf auf. Einer kam ohne allzu grosse Schwierigkeiten durch, aber noch war die atemlose Spannung nicht vorüber. Die Brieftaube erwies sich als allergisch gegenüber der Dunkelheit. Als sie mit ihrem Code-Wort in der Kapsel freigelassen war, zog sie langsam einige Kreise und liess sich auf einem Felsen, der gerade ausserhalb der Reichweite lag, zur Ruhe nieder. Dort, von den Männern in qualvoller Spannung beobachtet, wartete sie eine halbe Stunde auf den Tagesanbruch. Erst dann liess sie sich dazu herbei, aufzusteigen und ihre Pflicht zu tun, zur Erleichterung der Männer, die in nicht geringerer Spannung unten im Tal auf sie warteten. Wenig später traf einer der beiden anderen Offiziere ein, aber da er einen grossen Teil des Weges hatte robben müssen mit der Taube in der Bluse seines Kampfanzuges, war das Tier nicht mehr flugfähig. Der dritte Offizier blieb aus.

Um 22.15 Uhr stolperten in jener Nacht 8 Offiziere und 177 Mann – von den 400, die vor einer Woche auf dem Galgenberg waren – zwischen zwei Artillerie-Feuerwänden den Berg hinab.

... wie in einem Traum finden sie
Kraft in ihren Füüssen, um zurückzutragen
die seltsam wehe Last
der Leiber.

Als sie vorüber waren, zog sich die neuseeländische Abteilung von der Höhe 202 zurück und folgte ihnen. Diese Gurkhas und Neuseeländer befanden sich in jenem Zustand, in dem die Augen starren, ohne zu sehen, und die Erschöpfung eine Hautkrankheit geworden zu sein scheint. Aber die anderen, die zusahen, wie sie zu den Lastwagen marschierten, die sie in Ruhstellung bringen sollten, staunten über ihre gute Stimmung.

Seltsamerweise hatte die Schlacht, die mit der Majestät von fünfhundert Bombern begonnen hatte, in ihrer allerletzten Phase von einer einzigen Brieftaube abgehangen.

5

Nichts zeigte die düstere Intensität Cassinos so deutlich wie die Probleme, vor denen das Sanitätswesen der Truppe stand. Das normale Verfahren für die Behandlung der Verwundeten musste auf mannigfache Weise erweitert werden, um den aussergewöhnlichen Umständen gerecht zu werden.

Traditionsgemäss ist das Grundprinzip des Sanitätswesens in der Schlacht ein System des raschen Abtransports der Verwundeten. Sie werden von ihren eigenen Trägern geborgen und zu dem Truppenarzt ihrer Einheit zurückgebracht, der ihnen die erste und nötigste Hilfe zuteil werden lässt und sie dann zum Truppenverbandsplatz überweist, wo bessere Möglichkeiten gegeben sind und sachgerechte Verbände angelegt werden können. Von dort gelangen die Verwundeten zum Hauptverbandsplatz, der praktisch ein Not-Krankenhaus darstellt. Hier werden normalerweise die ersten chirurgischen Eingriffe vorgenommen. Von diesem Punkt aus werden die Verwundeten mit dem Lazarettzug oder dem Sanitätskraftwagen (in manchen Fällen auch mit dem Flugzeug) zu einem der Feldlazarette gebracht, die sich in der Etappe weit hinter der Kampfzone befinden. Unter normalen Bedingungen funktionierte dieses System – das je nach den Erfordernissen des jeweiligen Schlachtfeldes abgewandelt werden konnte – sehr gut. Vor allem war Gewähr dafür gegeben, dass die vorgeschobenen Verbandsplätze so rasch wie möglich geräumt wurden, um für neue Einlieferungen bereit zu sein. Dieses System konnte jedoch aus zwei Gründen nicht auf Cassino angewendet werden: das erste Stadium, die Bergung der Verwundeten vom Schlachtfeld, dauerte zu lange, und die Verwundungen waren aussergewöhnlich schwer, weil in diesem Bergabschnitt die Artillerie- und Granatwerfergeschosse in verschiedener Höhe auf dem harten Fels krepiereten und eine besonders hohe Sprengwirkung erzielten.

Die Männer, die in dem gebirgigen, weit vorspringenden Teil der Front verwundet wurden, mussten über drei Kilometer weit steile, gefährliche Pfade hinabgetragen werden. Die einzige Möglichkeit, diesen Transport durchzuführen, bestand darin, eine Kette von Trägerposten in jeweils zweihundert Meter Entfernung von der Höhe bis hinab ins Tal zu errichten. Infolge der rein physischen Schwierigkeit des Abstiegs und der Verzögerungen, die durch das unablässige Störfeuer der deutschen Artillerie und der Granatwerfer auf diesen Nachschubweg verursacht wurden, dauerte der Transport eines Verwundeten in jedem Falle mehrere Stunden. Für einen schwerverwundeten Mann, der unter dem Schock der Schlacht und der Verwundung stand, war diese Belastung schwer zu ertragen. Die Tragbahre rutschte immer wieder nach einer Seite ab, wenn einer der Träger stolperte oder ausglitt. Die Temperatur sank nachts im Allgemeinen unter den Gefrierpunkt ab, und häufig fand der Verwundetentransport bei Regen oder Schnee statt. Hinzu kam, dass die Krankenträger und ihre unglückliche Last häufig von feindlichen Geschossen getroffen wurden. Wenn ein schwerverwundeter Mann diesen Alptraum des ersten Stadiums seines Abtransports vom Schlachtfeld überlebte, dann musste er natürlich so schnell wie möglich behandelt werden. Deshalb wurden zum erstenmal an dieser Front die neugeschaffenen Chirurgicalen Feldeinheiten eingesetzt, die über Spezialwagen verfügten, deren Innenraum mit Zelten vergrössert wurde und die über vollständige chirurgische Einrichtungen einschliesslich der Möglichkeit, Blutübertragungen vorzunehmen, verfügten. Weil es zu lange dauerte, von der Front in die Etappe zu gelangen, hatte man praktisch das Lazarett an die Front bringen müssen.

Das war aber noch nicht alles. In Cassino gab es einen viel höheren Prozentsatz von Kopf- und Augenverwundungen als gewöhnlich. Dank der Beschaffenheit des menschlichen Körpers und der Reflexbewegungen, die der erfahrene Soldat auf dem Gebiete der Selbsterhaltung entwickelt, ist unter normalen Umständen die bei weitem grösste Zahl der Verwundungen auf Beine und Arme beschränkt. Aber in den Winter Schlachten von Cassino waren Kopf- und Augenwunden so

häufig, dass besondere Massnahmen zu ihrer Versorgung ergriffen werden mussten. Die Chirurgischen Feldeinheiten mussten durch eine vorgeschobene Kopfverletzten-Einheit ergänzt werden, die ausschliesslich Kopfverwundete behandelte. Und die spezielle Art der Verwundung erforderte einen höheren Prozentsatz von Augen-Fachärzten, als normalerweise einer Feldeinheit beigegeben sind.

Diese hohe Zahl von Kopf- und Augenverletzungen hatte ihren Grund. Eine Granate, die auf gewöhnlichem Boden explodiert, vergräbt sich selbst teilweise (und damit einen Teil ihrer Wirkung) und richtet ihre Spreng- und Splitterwirkung nach vorn. Ein Artillerie- und Granatwerfergeschoss, das auf dem felsenharten Abhang eines Berges krepirt, hat eine viel schädlichere Wirkung, und die Sprengstücke fliegen weiter und sind viel unberechenbarer. Dazu kam noch, dass den Truppen, wie wir gesehen haben, die normale Deckung der Gräben fehlte, da diese infolge des felsigen Bodens nicht ausgehoben werden konnten. Ihr einziger Schutz war der *sangar*, eine Brustwehr aus losen Steinen. Zerbarst eine Konzentration von Granaten über ihnen, so konnten sie das Herz dieser unzulänglichen Zufluchtsorte zerreissen. Unter diesen Bedingungen konnte ein Granatsplitter auf eine Entfernung von hundert Metern und mehr töten oder verwunden, und viele schwere Verwundungen wurden nicht von den Granaten selbst verursacht, sondern von den scharfkantigen Felsstücken, die ein Granataufschlag in alle Richtungen fliegen liess.

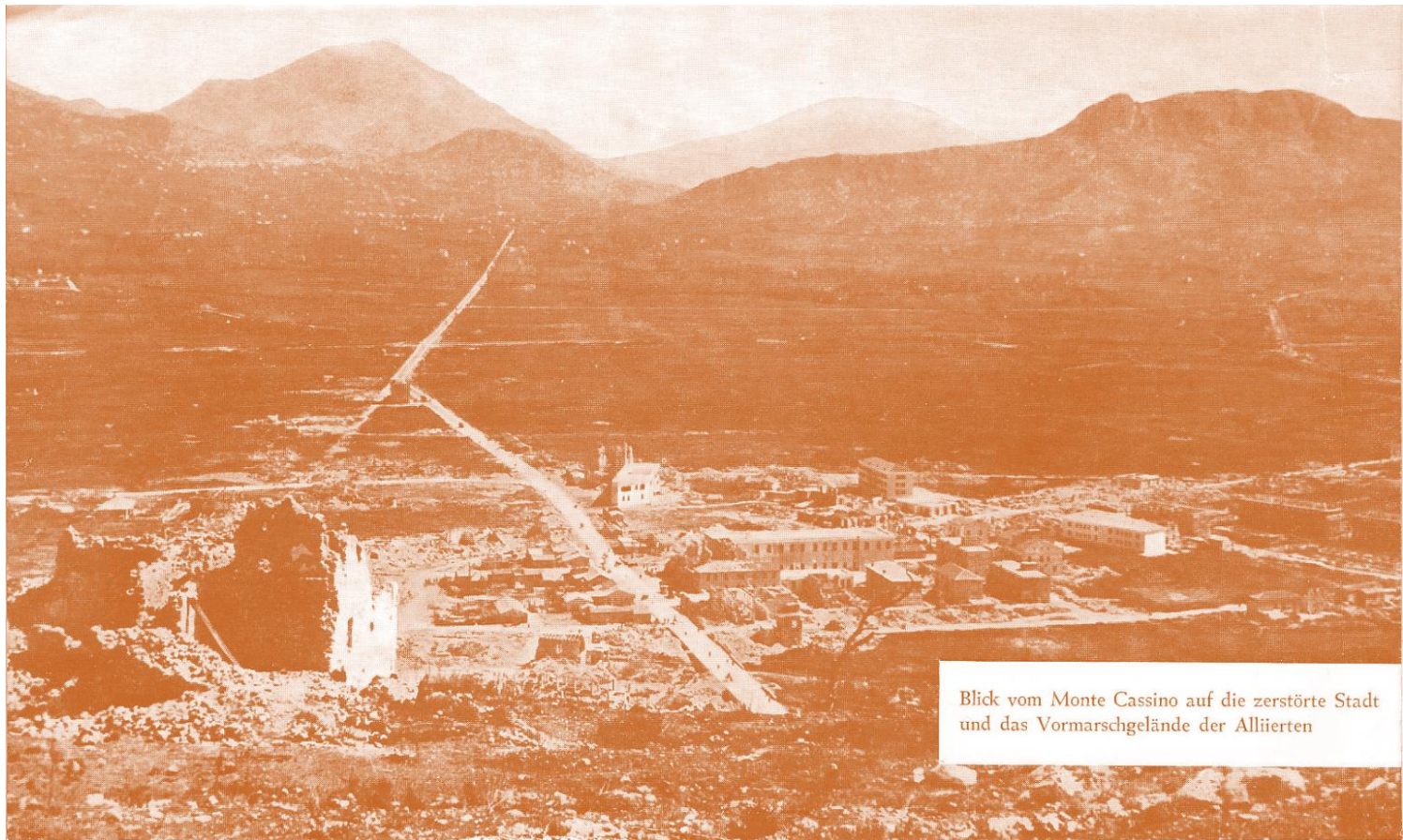
Nicht nur im Bergabschnitt waren Augenverletzungen häufig. Auch im Tal kamen die Augenärzte nicht zur Ruhe. Um das Minensuchgerät zu überlisten, das elektrisch arbeitet und das Vorhandensein von Metall in der Erde durch einen Summton anzeigt, waren die Deutschen, wie wir bereits gesehen haben, in diesem Winter zur Verwendung von Holzminen in ganz grossem Massstab übergegangen. Diese Schüminen, kleine Holzkästen mit einer Sprengladung, wurden fast ohne Verwendung von Metall hergestellt, aber ganz ohne Metall ging es doch nicht. Sie hatten kleine Messingschamiere und einige Metallteile im Zündmechanismus. Sie explodierten, wenn ein Mensch auf die getarnte Mine trat. Im allgemeinen wurde der Fuss abgerissen, Verwundungen an beiden

Beinen kamen hinzu. Ausserdem wurden die kleinen Metallteile, besonders Splitter der Messingscharniere, nach oben geschleudert und drangen oft in das Gesicht des Opfers ein. So kam es zu zahlreichen Augenverletzungen, und die Entfernung dieser Metallteilchen aus den Augen wurde zu einer traurigen und schwierigen täglichen Aufgabe der vorgeschobenen Einheit für Kopfverletzungen. Der Verlust eines Fusses und die Verletzung mindestens eines Auges – das war das übliche Resultat, wenn ein Soldat auf die bösartigen kleinen Schü-Minen trat, die zu Tausenden im Tal und in der Stadt vergraben waren.

Zur Tragik der Winterschlachten gehörte es, dass so viele Männer, die sie überlebten, nur um den Preis ihres Augenlichts und der Gesundheit ihrer Gliedmassen überlebten. Der Prozentsatz war so ungewöhnlich hoch, dass zwei grosse Feldlazarette besondere Vorkehrungen für die Behandlung dieser Verletzungen treffen mussten. Das 92. Allgemeine Hospital wurde zu einem grossen Teil als Augenklinik eingerichtet, das 65. wurde für Kopf-, Gesichts- und neurochirurgische Operationen reserviert.

Das Bild hatte jedoch auch eine menschlichere Seite. Der ungewöhnlich enge Raum, auf dem sich die Kämpfenden gegenüberlagen, führte zusammen mit der daraus resultierenden Schwierigkeit, sich am Tage zu bewegen, allmählich und ganz spontan zu der Praxis, dass die Verwundeten ganz offen bei Tage unter dem Schutz der Flagge des Roten Kreuzes vom Schlachtfeld geborgen wurden. Keinerlei offizielle Vereinbarungen waren getroffen. Es geschah so selten wie möglich. Aber es geschah, und beide Seiten respektierten das Rote Kreuz. Es war eine der Situationen, in der Frontsoldaten, nur durch ein Niemandsland von hundert Metern oder weniger voneinander getrennt, eine seltsame Verbundenheit in der gemeinsamen Not entwickeln. In den Bergen unternahmen die Sanitäter beider Seiten mit ihren Tragen gelegentlich diese Tagesausflüge in das Geröll und die Dickichte des Niemandslandes, und manchmal riefen sie einander etwas zu.

In der Zeit, die die Gurkhas isoliert auf dem Galgenberg verbrachten, unternahm ihr Truppenarzt zusammen mit ein paar Sanitätern bei Tage drei Kletterpartien den Hang des



Blick vom Monte Cassino auf die zerstörte Stadt
und das Vormarschgelände der Alliierten



Das Kloster Monte Cassino nach der Zerstörung . . .

. . . und im Wiederaufbau



Monte Cassino hinauf, um Verwundete zu bergen und sie zu seinem Truppenverbandsplatz ins Tal zu bringen. Jedesmal wurde er von einem deutschen Posten angehalten, zum nächsten Gefechtsstand gebracht und erhielt dann Erlaubnis zu passieren und Verwundete zu bergen. Beim zweiten Mal wurde ihm gesagt, er solle es nicht mehr tun. Er riskierte aber einen dritten Ausflug, und ihm wurde lediglich erklärt, dies müsse nun endgültig das letzte Mal sein.

Auf dem Kamm des Schlangenkopfes bargen die Männer des Royal Sussex, die diesen ungeschützten und gefährlichen Frontvorsprung einen Monat lang nach den blutigen Februarangriffen halten mussten, die sie ohne Erfolg von hier aus vorgetragen hatten, viele ihrer Verwundeten unter der Flagge des Roten Kreuzes; sie begannen auch mit der systematischen Bergung der zahlreichen Toten, die mittlerweile in diesem ganzen Gebiet verstreut lagen. Jede Nacht schickten sie einige dieser Toten auf dem Rücken der Maultiere, die ihnen Lebensmittel, Wasser, Munition und Post gebracht hatten, zurück ins Tal. Auch in der Stadt, wo die Gegner sich manchmal nur auf Häuserbreite entfernt gegenüberlagen, wurde das Rote Kreuz gelegentlich gezeigt – und respektiert.

Als die dritte Schlacht zu Ende ging und die Gurkhas vom Galgenberg zurückgezogen werden mussten, fungierte die Neuseeländische Kompanie, die hügelabwärts bei Höhe 202 den Gurkhas benachbart gewesen war, als Nachhut. Diese Stellung auf halbem Wege am Hang des Berges war im Laufe der Woche zu einem Sammelpunkt für Versprengte aus vielen anderen Einheiten, vor allem für Verwundete, geworden. Da die Wahrscheinlichkeit bestand, dass diese geschwächte Abteilung – die letzte, die die Stellung verliess – sich ihren Weg ins Tal hinab im Kielwasser der Gurkhas würde erkämpfen müssen, hatte der Kommandeur die schwere Pflicht, den Verwundeten zu sagen, dass er sie zurücklassen müsse. Er gab ihnen ein Fass Rum und ein grosses Rotes Kreuz, angefertigt aus der Seide der Fallschirme, an denen an jenem Nachmittag der Rum und andere Verpflegung abgeworfen worden waren, und er versprach, am nächsten Morgen zurückzukommen und sie zu holen.

Es ergab sich dann, dass ihm selbst nicht erlaubt wurde,

zurückzukehren. Aber eine Gruppe Freiwilliger unter einem neuseeländischen Truppenarzt brach am nächsten Tag auf, konnte jedoch die Verwundeten in der Gegend, in der sie zurückgelassen worden waren, nicht finden. Nach einer langen und einigermaßen gefährlichen Suche zeigte sich, dass die Verwundeten – gestärkt durch den Rum und vielleicht auch durch die Ungewissheit ihrer Zukunft veranlasst – beschlossen hatten, aus eigener Kraft den Abstieg zu wagen. Tatsächlich war es ihnen gelungen, die Strasse zu erreichen, und langsam schlepten sie sich voran. Als die Bergungsgruppe sie erreichte, erschien plötzlich auch ein deutscher Soldat auf dem Schauplatz. Er erklärte, sie dürften ihren Weg nicht fortsetzen, ohne vorher die Genehmigung des zuständigen deutschen Kommandeurs eingeholt zu haben. Eine Delegation machte sich prompt auf den Weg, und der deutsche Offizier überreichte ihnen eine schriftliche, an den «Englischen Kommandeur» gerichtete Note, aus der hervorging, dass dies die letzte Gruppe sei, die Erlaubnis erhalte, zu passieren. Ein deutscher Melder führte sie dann auf Umwegen, damit sie die Lage der deutschen Stellungen nicht sahen, in die Nähe des Schlossberges. Als sie den Bereich der deutschen Stellungen verlassen hatten, schüttelte er ihnen die Hand und wünschte ihnen alles Gute.

Das war Cassino. Ein Schlachtfeld, auf dem wochenlang die Toten weder geborgen noch bestattet werden konnten; auf dem es infolge seiner besonderen Beschaffenheit einen so hohen Prozentsatz an Kopf- und Augenverwundungen gab, dass besondere Massnahmen ergriffen werden mussten, um diese Verwundeten zu versorgen; auf dem das reine, physische Überleben auf unterster Existenzebene zu einer hohen Leistung an sich wurde; auf dem aber doch die Sanitäter beider Seiten die Gewohnheit annahmen, fast willkürlich umherzuwandern in einer stummen Verbundenheit, die in ihrer spontanen Barmherzigkeit unter allen Zeugen des Wahnsinns, der diese Barmherzigkeit notwendig machte, vielleicht die stärkste tragische Ironie barg.

Man mag sich fragen, wie es für die Verteidiger von Cassino aussah, die dreimal die Angriffe der Fünften Armee abge-

wiesen hatten. Wie standen sie allen diesen Dingen gegenüber? Einigen Aufschluss darüber geben die Tagebücher und die Briefe, die bei Gefallenen gefunden wurden.

Der deutsche Soldat, der einer eisernen Disziplin unterworfen war, die härter war als die der britischen und amerikanischen Armeen, scheint ein Ventil für seine wahren Gefühle in seinen Briefen und den Gedanken gehabt zu haben, die er seinem Tagebuch anvertraute. Sobald er einmal der unmittelbaren Kontrolle jener Disziplin entronnen war, drückte er sich wortreich und gefühlsbetont aus. Diese Tendenz erstreckte sich sogar auf seine Haltung nach der Gefangennahme. Es war eine Quelle ständiger Sorge für das deutsche Oberkommando – was aus den Befehlen hervorgeht, die sich mit diesem Thema befafiten – dass seine Männer nach der Gefangennahme ungehemmter redeten als der britische oder amerikanische Soldat. Man darf diese Auszüge aus Tagebüchern und Briefen deshalb als zuverlässige Anhaltspunkte für die wahren Gefühle ihrer Autoren werten.

Dies waren die Eindrücke eines MG-Schützen, der zu Anfang der Schlacht an den Cassino-Abschnitt versetzt wurde, die mit der Bombardierung des Klosters am 15. Februar begann:

«13. Februar. Ich bin jetzt schon mehrere Tage an der Front. Wir haben neue Stellungen dicht beim Tommy bezogen. Ich glaube, man kann behaupten, dass es auf dem Schlachtfeld an der Somme nicht schlimmer ausgesehen hat. Es ist furchtbar, und wenn man darüber nachdenkt, wann dieses Elend einmal aufhört, überkommt einen das Grauen. Die Luft bebt vor Granaten und Tod.»

Und so sah er die dritte Schlacht, die am 15. März begann:

«13. März. Heute ist die Hölle los in Cassino. Cassino ist ein paar Kilometer links von uns. Wir können von hier aus alles gut übersehen. Fast 1'000 Flugzeuge bombardieren unsere Stellungen in Cassino und in den Hügeln. Man sieht nichts, nur Staub und Qualm. Die Jungs, die da oben liegen, müssen wahnsinnig werden.

Obendrein schießt die Artillerie den ganzen Tag Trommelfeuer. Die Erde zittert wie bei einem Erdbeben.

17. März. Trotz aller Bomben und Granaten halten wir noch immer Cassino. Heute wurden wir ganz unerwartet abgelöst. Anscheinend hat das nichts Gutes zu bedeuten, denn es kommt zu plötzlich, aber das Wichtigste ist, dass wir aus diesen Bergen rauskommen.

18. März. Beim Tross nehmen wir uns den Bart ab, und vor allem werden wir entlaust.

20. März. Ja, es kam zu plötzlich. Heute Abend gehen wir in die HKL an der ekligsten Stelle.

22. März. Wir sind wieder in den Bergen hinter Cassino. Was wir hier durchmachen, ist unbeschreiblich. So was habe ich in Russland nie erlebt, keine Sekunde Ruhe, nur immer das furchtbare Donnern der Geschütze und Granatwerfer, und ausserdem noch die Flugzeuge. Es ist alles Schicksal, und viele hat es schon erwischt. Unsere Stellung ist mit Steinen eingefasst. Wenn's da mal reinhaut, sind wir erledigt.»

Der Leser hat bemerkt, dass die beiden letzten Eintragungen sich auf die Phase der Schladit beziehen, in der die alliierten Angriffe versiegten und die Initiative an die Deutschen übergegangen war. Am 25. März, als sich mittlerweile beide Seiten wieder in der Defensive befanden, trug dieser MG-Schütze in sein Tagebuch ein:

«25. März. Starker Schneefall. Der Schnee wirbelt in unsere Stellung. Man fühlt sich wie in Russland. Kaum freut man sich, weil man ein paar Stunden Ruhe hat und schlafen kann, da kommen die Flöhe und Läuse und quälen einen. Auch Ratten und Mäuse leisten uns Gesellschaft.»

Dies war seine letzte Tagebuch-Eintragung.

Ein Soldat, dessen Familie allem Anschein nach aus fleissigen Briefeschreibern bestand, wurde kurz nach der zweiten Schlacht gefangengenommen. Die Briefe, die bei ihm gefunden wurden, vermitteln nicht nur einen neuen Eindruck von Cassino, sondern auch eine umfassende Vorstellung davon, was eine typisch deutsche Familie in dieser Zeit durchzumachen hatte. Man fand bei ihm auch diesen Brief an seinen Vater, der in Russland diente und den er nicht mehr hatte aufgeben können:

«Lieber Vater,
zwei Wochen sind wir nun im Einsatz. Die paar Tage haben mir gereicht. Ich habe die Schnauze voll. In der ganzen Zeit konnten wir nur in unseren Schützenlöchern schlafen, das Trommelfeuer zwingt uns, den ganzen Tag die Nase in den Dreck zu stecken. In den ersten Tagen war mir sehr komisch zumute, und ich habe überhaupt nichts gegessen. Mir ist der Appetit vergangen, als ich das alles sah . . . Ernst ist verwundet worden. Die beiden Jungs aus unserer Gegend haben keinen Urlaub bekommen, weil Urlaubssperre herrscht, und jetzt sind beide in Gefangenschaft. Ich hoffe, dass ich bald meinen Urlaub kriege . . . von meiner Gruppe ist kein einziger von den Alten mehr übrig. Das scheint in der ganzen Kompanie dasselbe zu sein.»

Die anderen Briefe stammten von verschiedenen Angehörigen, und er hatte sie während seines Aufenthalts an der Front von Cassino erhalten.

Von seinem Vater in Russland:

«Lieber Sohn,
wir sind auf dem Rückzug, und wir sind schon ein ganzes Stück zurückgegangen . . . Alle haben den Krieg satt, aber es sieht nicht so aus, als ob der Unsinn bald vorbei wäre . . . Feindliche Flugzeuge kommen Nacht für Nacht und sogar am Tage nach Deutschland . . . Vor unserem letzten Rückzug haben die Russen uns

ganz schön zur Sau gemacht . . . wir haben Kähne auf dem Dnjepr beladen, als wir einen Volltreffer kriegten, und zehn von meinen Kameraden sind gefallen.»

Von einem Vetter an einem anderen italienischen Frontabschnitt:

«Lieber Kurt,
rasch ein paar Zeilen. Ich sitze in meinem Schützenloch. Der Tommy schiesst ununterbrochen mit seinen furchtbaren Granatwerfern. Es ist unmöglich, auch nur den Kopf zu heben. Ich wollte, dieser idiotische Krieg wäre zu Ende. Ich habe einen traurigen Urlaub gehabt. Als ich zu Hause ankam, erfuhr ich, dass Helmut gefallen ist. Ein paar Tage später kam die Nachricht, dass Elses Mann gefallen ist. Dann hörten wir, dass Karlchen gefallen ist. Kurz bevor ich wieder abfuhr, kam die Nachricht, dass Fritz auf der Krim gefallen ist. Unsere Familie hat es wirklich schlimm erwischt.»

Von einem Bruder in Frankreich:

«Lieber Kurt,
mir geht es gut, und dasselbe hoffe ich auch von Dir. Wir sind im Flakeinsatz am Golf von Biskaya. Die Briten kommen regelmässig, und wir müssen Tag und Nacht in Alarmbereitschaft sein, weil wir hier ganz allein sind ...»

Von seiner Mutter in Deutschland:

«Lieber Sohn,
ich warte und warte und mache mir Sorgen um meine Söhne . . . Dich in dieser grossen Gefahr zu wissen, ist schwer für eine Mutter. Sei vorsichtig, um meinetwillen. Hier zu Hause haben wir jede Nacht Alarm. Heute natürlich wie üblich. Jede Nacht müssen wir mindestens drei Stunden im Keller sitzen. Vorgestern Nacht waren sie hier zwischen zwei und fünf Uhr, letzte Nacht

kamen sie um die gleiche Zeit. Wir gehen abends immer schon um sieben zu Bett, damit wir genug Schlaf bekommen vor zwei, wenn wir wieder aufstehen müssen. Manchmal halten sie uns zum Narren und kommen um acht Uhr abends und jagen uns aus dem Bett. ...»

Die Luftangriffe auf Deutschland waren ein beherrschendes Thema der Briefe, die die Soldaten aus der Heimat bekamen. Ein Schütze eines Panzerregiments bekam zwei Tage, bevor er fiel, diesen Brief von seiner kleinen Cousine:

«Lieber Helmut,
vielen Dank für Deinen lieben Brief. Wir sind alle wohlauf, obwohl wir am 30. Januar fast ums Leben gekommen wären . . . glücklicherweise waren wir schon eine halbe Stunde vor dem Alarm in den Bunker gegangen, sonst würden wir vielleicht nicht mehr leben. Tante Trude ist umgekommen ... sie ist nicht mehr in den Keller gekommen. Der Alarm kam viel zu spät ... Ich sage Dir, dieser Krieg ist schrecklich . . . Überall sind nur noch Trümmer . . . Jeden Abend fahren wir zum Bunker, weil es schrecklich sein muss, im eigenen Haus lebendig begraben zu werden. Mehr fällt mir heute nicht ein, ausser dass ich in letzter Zeit ein paar gute Filme gesehen habe. Das ist so ziemlich die einzige Ablenkung, die man noch hat. Ich hoffe, wir sehen Dich bald auf Urlaub. Bis bald, mit herzlichen Grüßen,
Deine kleine Cousine Susie.»

So war einigen deutschen Soldaten in jenem Winter zuzumute. Das waren die Briefe, die sie aus der Heimat erhielten. Aber sie hielten durch. Das Gelände, das sie verteidigten, war von Natur aus stark. Die Befestigungen der Gustav-Linie hatten es noch unendlich verstärkt. Aber dennoch bedurfte es hervorragender Soldaten, um diese Verteidigungsanlagen bis zum Tode zu halten. Diese Soldaten waren dazu bereit, und ihre Verteidigung von Cassino in jenem Winter war eine hohe Waffenleistung.

Die 15. und die 90. Panzergrenadierdivision, die 5. Gebirgs-

jäger- und die 71. Infanteriedivision kamen alle an die Reihe, aber den tiefsten Eindruck auf die Alliierten, die gegen sie kämpften, hinterliess die 1. Fallschirmjägerdivision, die rechtzeitig zur dritten Schlacht nach Cassino kam.

Die Fallschirmjägerdivisionen gehörten zur Luftwaffe. Sie hielten sich für eine besondere Rasse, getrennt von den gewöhnlichen Heeres-Divisionen, und sie waren deshalb nicht allzu beliebt bei den Männern des orthodoxen Heeres, deren Kommando sie unterstellt waren. Wie die SS-Divisionen konnten sie den Heeres-Dienstweg umgehen und sich direkt an die Parteiführer wenden – Göring im Falle der Fallschirmjäger-Einheiten. Aufschlussreich ist dieser Funkspruch, den Kesselring nach einem der erfolgreichen deutschen Gegenangriffe an den Kommandeur der Zehnten Armee sandte: «Übermitteln Sie meinen herzlichen Dank dem 211. Regiment, und dem 1. Fallschirmjägerregiment nicht ganz so herzlich . . .» Dessenungeachtet waren es hervorragende Soldaten.

Am 15. März hatte das Alliierte Oberkommando Psychiater bereitgestellt, die die ersten eingebrachten Gefangenen untersuchen und feststellen sollten, welche Wirkung der Bombenangriff hinterlassen hatte. Man nahm an, dass sich zahlreiche Fälle von Nervenzusammenbruch unter ihnen befinden würden. Die Fallschirmjäger, meist unter zwanzig oder Anfang zwanzig, schienen zu wissen, was man von ihnen erwartete. Nach der Bombardierung befragt, zwangen sie sich zu einem Lächeln, zuckten die Achseln und sagten, es sei nicht so schlimm gewesen. Ihre Haltung war die des Schuljungen, der aus dem Direktorenzimmer kommt, sich die Sitzfläche reibt und trotzig seine Freunde informiert: «Es hat nicht weh getan.» Von den ersten dreihundert Gefangenen, die eingebracht wurden, befand sich nur einer in einem Zustand des Nervenschocks, der unmittelbar auf den Bombenangriff zurückzuführen war.

Einblicke in ihre Mentalität ergaben sich während des deutschen Gegenangriffs auf dem Schlossberg, der die Wende der Schlacht brachte. Nach dem ersten wilden Ansturm den Berghang hinab ergaben sich ein Hauptfeldwebel und ein halbes Dutzend leichtverwundeter Fallschirmjäger der Kastell-Besatzung. Als der zweite deutsche Angriff kam, meldeten sich alle mit Ausnahme des Hauptfeldwebels freiwillig als

Krankenträger. Sie arbeiteten unermüdlich und setzten sich immerfort höchster Gefahr aus. Einer rettete sogar einem britischen Offizier das Leben, indem er ihn packte und aus der Schusslinie eines deutschen Scharfschützen riss. Als die Schlacht tobte – die Angreifer waren bis an die Mauern des belagerten Kastellhofes gelangt –, beobachtete der Hauptfeldwebel die Vorgänge mit leidenschaftslosem, professionellem Auge, fast so, als ob er der Schiedsrichter sei. Als alles vorüber war (und es war ein besonders unangenehmer Nahkampf), näherte er sich dem rangältesten noch lebenden britischen Offizier, beglückwünschte ihn in aller Form zu seiner Kampfführung und bat ihn, als Zeichen seiner Bewunderung seinen Fallschirmjäger-Ärmelstreifen anzunehmen.

Es ist schwierig, diese Haltung zu erklären, es sei denn, man sieht sie als Produkt einer so vollständigen Schulung und Disziplin, dass der Mensch, der ihr unterworfen war, nach der einmal erfolgten Gefangennahme – die infolge seiner Verwundung unvermeidbar und deshalb ehrenhaft ist – die nächste verfügbare Disziplin instinktiv begrüsst, weil er ohne Disziplin hilflos wäre.

Das waren die Männer, die General Alexander einige Wochen später dazu veranlassten, General Kippenberger gegenüber zu äussern: «Wenn Ihnen nicht die besten Divisionen der deutschen Armee gegenübergestanden hätten, hätten Sie Erfolg gehabt.»

Militärkritiker neigen manchmal dazu, die dritte Schlacht von Cassino abzutun als Versagen der Alliierten in richtiger Einschätzung und konsequenter Ausnutzung der Wirkungen des Bombenangriffs. Das ist zu sehr vereinfacht.

Aus Erfahrung wusste man bereits sehr gut – und besonders in Sizilien hatte man diese Erfahrung gemacht –, dass die vorbereitende Bombardierung einer Stadt sie in ein Hindernis verwandelt und ein bedeutendes Räumungsproblem schafft. Es war deshalb von höchster Wichtigkeit, dass die Infanterie unverzüglich nach der Bombardierung nachstösst, und zwar in ausreichender Zahl, um nicht nur die Tatsache wettzumachen, dass die Panzer wahrscheinlich nicht sofort würden folgen können, sondern auch, um eine schützende Mauer zu bilden, hinter der die Pioniere unverzüglich mit den Räumungsarbei-

ten beginnen konnten. Räumflüge würden in der ersten Stunde einer solchen Schlacht wichtiger sein als Panzer.

In Cassino war das Luftbombardement die einzige Möglichkeit, den ausnehmend starken Befestigungen, die die Deutschen in der Stadt angelegt hatten, wirklichen Schaden zuzufügen. Aber nur ein Infanteriebataillon stiess an jenem entscheidenden Nachmittag unmittelbar auf den Bombenangriff folgend vor, und als die unterstützenden Panzer in den Trümmern und Trichtern steckenblieben, wurde abgesehen von einer einzigen Kompanie keine zusätzliche Infanterie nach vorn geschickt. Das war der entscheidende Fehler in der Leitung der Schlacht am ersten Tage. Gelände, das die Alliierten unmittelbar nach dem Bombenangriff hätten überrennen können, musste später, als die Deutschen Zeit gehabt hatten, sich zu erholen, Meter um Meter in blutigen Kämpfen erobert werden.

Die zweite Lehre bestand in der Erkenntnis, dass man hervorragende Truppen nicht durch blosses Eisengewicht allein besiegen kann. Flugzeuge allein können keine Schlacht auf dem Boden gewinnen. Nach der Zerstörungsphase einer Schlacht müssen die Bodentruppen miteinander um die Entscheidung ringen. Selbst im Atomzeitalter dürfte dieses Prinzip bei einer gleichmässigen Verteilung der Armeen und Nationen noch gelten. Zerstörung allein reicht nicht aus. Letzten Endes müssen Männer im Kampf gegen Männer die Entscheidung herbeiführen.

Der schwere Regen der ersten Nacht – ein Glücksfall für die Deutschen, ein harter Schlag für die Alliierten – unterstrich nur diese beiden Lehren; und es war nicht das erste Mal, dass sie den Alliierten erteilt wurden. Es kann auch gar nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, dass die Leistung der deutschen Fallschirmjägerdivision ganz und gar ungewöhnlich war. Ja, ein unparteiischer Schiedsrichter hätte wahrscheinlich diese Schlacht nicht so sehr als eine von den Alliierten verlorene Schlacht gesehen – wofür es Entschuldigungen gibt –, sondern vielmehr als eine von den Deutschen gewonnene Schlacht.

Zwei Tage vor dem Ende der Schlacht richtete Mr. Churchill einen Funkspruch an General Alexander, aus dem die mit Ungeduld gemischte Entmutigung derjenigen spricht, die dem Verlauf der Schlacht von Cassino aus der Ferne folgten.

«Ich wäre Ihnen wirklich dankbar, wenn Sie mir erklären würden, warum dieser Durchgang bei Cassino, beim Klosterberg usw., alles an einer Front von drei oder vier Kilometern, der einzige Punkt ist, gegen den Sie anrennen müssen. Ungefähr fünf oder sechs Divisionen haben sich an diesem Rachen verblutet. Ich kenne natürlich das Gelände und die Bedingungen der Schlacht nicht, aber aus der Ferne betrachtet, ist es mir ein Rätsel, warum man keine Flankenangriffe durchführen kann, wenn der Feind an diesem Punkt festgehalten und beherrscht werden kann. Es scheint mir doch sehr schwer verständlich zu sein, warum dieser überaus stark verteidigte Punkt der einzige Durchgang nach vorn ist oder warum kein Gelände auf der einen oder anderen Seite gewonnen werden kann, wenn dieser Punkt gesättigt ist (im militärischen Sinne gesprochen). Ich habe das grösste Vertrauen zu Ihnen und ich werde durch dick und dünn zu Ihnen halten, aber versuchen Sie doch, bitte, mir zu erklären, warum keine Flankenbewegungen ausgeführt werden können.»

Alexander wies in seiner Antwort darauf hin, dass man wiederholt Flankenbewegungen versucht habe – von Norden durch die Berge und von Süden, als die Amerikaner versuchten, eine Überquerung des Rapido zu erzwingen. Er legte dar, wie die Geographie und das Winterwetter zum Fehlschlag dieser Operationen beigetragen hatten. Freybergs Frontalangriff – dessen Ziel es war, ein rasches Ergebnis durch Überraschung und überwältigende Feuerkraft zu erzielen – war daran gescheitert, dass die von der Bombardierung angerichteten Verwüstungen das Vordringen behinderten, und er war an der Standhaftigkeit der deutschen Fallschirmjäger gescheitert. Er schloss mit den Worten:

«Der Plan der Achten Armee, in grosser Stärke in das Liri-Tal einzudringen, wird eingeleitet werden, sobald die Neuaufstellung der Truppen beendet ist. Der Plan muss einen Angriff auf einer breiteren Front und mit stärkeren Streitkräften vorsehen, als sie Freyberg bei dieser Operation zur Verfügung stehen konnten. Wenn ein wenig später der Schnee von den Bergen verschwindet, der Pegel der Flüsse sinkt und der Boden härter wird, werden Bewegungen in einem Gelände möglich sein, das gegenwärtig unpassierbar ist.

Ausführlich, detailliert und klar rekapitulierte er hier alle Faktoren, die den Verlauf der Operationen seit Mitte Januar beeinflusst hatten. Aber General Alexander hätte den Kern der Dinge nicht sehr weit verfehlt, wenn er etwas weniger ausführlich erwidert hätte, dass die Winterschlachten von Cassino auf den zu gering eingeschätzten Sportplätzen von Anzio verloren worden seien.

DIE VIERTE SCHLACHT

«Nur Zahlen können vernichten.»

NELSON

I

Die vierte und letzte Schlacht von Cassino war General Alexanders Meisterstück: eine Operation in C-Dur mit grossem Orchester.

Zum ersten Male in diesem Feldzug konnte er eine Offensive zu einer Zeit und an einem Ort seiner eigenen Wahl durchführen. Zum ersten Mal wurde er nicht durch Ereignisse an anderer Stelle und durch Druck von aussen zu überstürztem Handeln gezwungen. Zum ersten Mal würde sommerliches Wetter den Einsatz grosser Formationen ermöglichen: die neue Offensive würde nicht von Kompanien und Bataillonen, sondern von massierten Divisionen unternommen werden. Eine grössere Überlegenheit an Geschützen und Maschinen denn je würde zur Verfügung stehen, diesmal aber auch ein Übergewicht der Infanterie. Alexander selbst zitierte Nelson und sagte: «Nur Zahlen können vernichten.» Diesmal würden Zahlen vorhanden sein. Es sollte die Rechtfertigung der Mittelmeerstrategie Churchills werden; die Rechtfertigung für die lange Agonie des Winters; der triumphale Salut der alten Mittelmeersoldaten für die neuen Armeen, die bereitstanden, um ihren Schlag über den Ärmelkanal hinweg zu führen und das Schlusskapitel des Krieges zu eröffnen. Im grossen Plan des Krieges als Ganzem war die Sommeroffensive in Italien die Einleitung des Finales. Aber sie war auch ein Höhepunkt in sich.

Schon am 22. Februar, kurz nach der zweiten Schlacht von Cassino, hatte Alexander die Strategie des Feldzuges neu definiert – «den Feind zum Einsatz einer maximalen Zahl von Divisionen in Italien zu der Zeit zu zwingen, zu der die Invasion über den Kanal beginnt». Das konnte nicht erreicht werden, indem man die Deutschen nur ein paar weitere Kilometer zurückdrängte; sie mussten in eine grosse Schlacht verwickelt und vernichtet werden. Alexanders Plan, der dies erreichen sollte, war von klassischer Einfachheit.

Er würde die Front, die nach Rom führte, nicht mit einer Armee, sondern mit zwei Armeen befrachten. Die Fünfte und die Achte Armee, Seite an Seite an der 32 Kilometer langen Front zwischen Cassino und dem Meer operierend, würden die Gustav-Linie zerschmettern und zusammen auf Rom vorrücken. Wenn die Verfolgung der geschlagenen deutschen Zehnten Armee in vollem Gange war, würde die Anzio-Streitmacht der Fünften Armee, mittlerweile auf einen Umfang von sechs Divisionen verstärkt und damit schon zu einer eigenen Armee geworden, aus dem Landekopf heraus vorstossen und im rechten Winkel zum Hauptstoss die zurückweichenden Deutschen in den Albaner Bergen abschneiden, dem letzten zu organisiertem Widerstand geeigneten Gelände vor Rom. Wenn alles planmässig verlief, würde eine grosse Anzahl der von Cassino zurückflutenden Truppen in die Falle gehen.

Das Wesentliche an diesem Plan bestand darin, dass Alexander die Möglichkeit erhielt, am Punkt des Hauptstosses mit der notwendigen Überlegenheit von drei zu eins anzugreifen; das Problem bestand darin, die umfangreiche Neugruppierung und die nötigen Divisionsverlegungen durchzuführen, ohne dass die Deutschen Wind von dem bekamen, was sich da vorbereitete. Um diese Umgruppierung, die fast zwei Monate in Anspruch nahm, zu tarnen, entwickelte Alexander einen höchst einfallsreichen und kunstvollen Täuschungsplan.

Die Grundlage dieses Planes war es, Kesselring zu der Annahme zu verleiten, die Alliierten hätten die Unmöglichkeit eines Durchbruchs durch die Gustav-Linie eingesehen und die Sommeroffensive würde sich in Form einer neuen Landungsoperation nördlich von Rom bei Civita Vecchia vollziehen.

Das würde ihn veranlassen, seine beweglichen Reserven nördlich von Rom in Bereitschaft zu halten, zu weit entfernt also von der Stelle, an der sich der Angriff tatsächlich vollziehen würde. Ehe diese Reserven nutzbringend eingesetzt werden könnten, würde es zu spät sein.

Um diese Annahme zu stärken, wurde eine fiktive Landungsoperation nach allen Regeln der Kunst eingeleitet. Die 36. US-Division, die in den ersten Phasen der Offensive nicht benötigt wurde, wurde in das Gebiet von Salerno und Neapel entsandt, um dort intensive Übungen für kombinierte Operationen vorzunehmen. Bereitschaftsstellungen und Einschiffungspunkte wurden wie für eine echte Operation ausgewählt und vorbereitet. Strassen, die zu diesen Punkten führten, wurden mit auffallenden Schildern, die das taktische Zeichen des Kanadischen Korps, das Ahornblatt, trugen, gekennzeichnet. Es wurden Funkübungen veranstaltet, die beim deutschen Abhördienst den Eindruck erwecken sollten, die beiden Divisionen des Kanadischen Korps und die 36. US-Division seien die für die Landung vorgesehenen Streitkräfte. Im Hafen von Neapel führte die britische Flotte fiktive Übungen von der Art durch, die einer Landungsoperation vorausgehen. Landefahrzeuge wurden an verschiedenen Punkten zusammengezogen oder durch geschickte Tarnung vorgetäuscht. Die Luftstreitkräfte führten wiederholte Aufklärungsflüge über dem Strand von Civita Vecchia durch. Und während überall im vorgetäuschten Bereitstellungsraum von Salerno das taktische Zeichen des Kanadischen Korps prangte, wurden die beiden Divisionen dieses Korps, die eine wichtige Rolle in der wirklichen Schlacht spielen sollten, heimlich an die Front verlegt; alle Abzeichen waren entfernt oder verborgen.

Das war der erste Teil des Täuschungsplanes. Der zweite Teil bestand darin, die Verlegung der Achten Armee an die Cassino-Front absolut geheimzuhalten und die für die Offensive erforderlichen ungeheuren Truppenbewegungen und sonstigen Vorbereitungen zu tarnen.

Um das zu erreichen, durften alle Truppenbewegungen in vorgeschobenen Gebieten nur in den Stunden der Dunkelheit stattfinden. Einheiten, die die Stellungen der Frontlinie hiel-

ten, wurden nach Möglichkeit nicht verlegt. Wechselte eine Panzereinheit die Stellung, so liess sie Panzer- und Fahrzeugattrappen zurück, so dass die Stellung unverändert aussah. Die gesamte Artillerie-Feuertätigkeit wurde streng kontrolliert, so dass das tägliche Gesamtvolumen niemals schwankte und der Feind nicht argwöhnen konnte, dass viele neue Batterien in Stellung gebracht wurden. Diese neuen Geschütze wurden stets in bereits vorher getarnte Stellungen gebracht.

Als das Polnische Korps die 78. Division in den Bergen hinter dem Kloster ablöste, wurde ihm strengste Funkstille auferlegt, damit die Polen durch ihre Sprache nicht die Tatsache verrieten, dass sie jetzt neu an die Front gekommen waren. War Funkverkehr unerlässlich, dann wurde er von eigens zu diesem Zweck zugeteilten englischen Funkern besorgt. Wo ein totales Verbot von Fahrzeugverkehr am Tage nicht erlassen werden konnte, wurde für kunstvolle Tarnung gesorgt. So wurde im Falle eines polnischen Divisions-Gefechtsstandes im Sichtfeld des Klosters eine senkrechte Tarnwand von anderthalb Kilometer Länge an einer Strasse errichtet, und täglich fuhren Lastwagen zum Hauptquartier, ohne entdeckt zu werden.

Zur Erleichterung der vorgesehenen Überquerung des Rapido mussten viele Fahrbahnen repariert, verbessert oder ganz neu angelegt werden. Diese Arbeiten wurden stets bei Nacht durchgeführt, und ehe die Bautrupps vor dem ersten Licht des Tages die Baustelle verliessen, bedeckten sie die neuen Fahrwege sorgfältig mit Reisig und anderem Tarnmaterial.

Während die beiden Divisionen, die den Fluss überqueren sollten, in ihren endgültigen Bereitstellungsräumen lagen, beschäftigte sich die 78. Division, eine Elite-Einheit, die die Deutschen in der Vorhut der bevorstehenden Offensive vermuten mussten, mit auffälligen Flussüberquerungs-Übungen achtzig Kilometer hinter der Front.

In diesen sechs Frühlingswochen und ersten Wochen des Sommers zwischen dem Ende der dritten Schlacht am 24. März und dem 11. Mai, dem «D-Day» der neuen Offensive, bot die ganze alliierte Front ein tägliches Bild nachlässiger und planloser Verteidigung. Dann und wann kam es zu einem kurzen Artillerie-Feuerwechsel; gelegentlich gab hier und da ein

Granatwerfer ein paar Schüsse ab. Aber es kam zu keiner erkennbaren Veränderung in der Landschaft; keine neuen Strassen oder erkennbaren Geschütz-Stellungen tauchten auf, keine Truppenbewegung wurde sichtbar. Nichts liess darauf schliessen, dass die Wege zum Rapido hinab jetzt ein beträchtliches Verkehrsvolumen bewältigen konnten, dass einige Bergstrassen jetzt Panzer tragen konnten, dass die Zahl der Geschütze zwischen Cassino und dem Meer auf 1'600 angeschwollen war. Nur im fiktiven Einschiffungsgebiet von Salerno herrschte auffällige Aktivität und im Hafen von Neapel, wo die Flotteneinheiten sich ausnehmend beschäftigt gaben.

Der Tarnplan hatte vollen Erfolg. Kesselring wurde vollständig über Zeit, Ort und Stärke des Angriffs getäuscht.

Als die Offensive am 11. Mai begann, befand sich General von Senger, Kommandeur des Vierzehnten Panzerkorps, auf Urlaub in Deutschland. Er hatte einen besonderen Tagesbefehl zurückgelassen, in dem seiner Einheit mitgeteilt wurde, sie müsse vom 24. Mai an jederzeit einen alliierten Angriff erwarten. Pech hatte General von Vietinghoff, Kommandeur der Zehnten Armee. Sein Urlaub hatte an jenem Tag, dem 11. Mai, beginnen sollen.

Die Deutschen schluckten die fiktive Landungsoperation. Zwei deutsche Divisionen, davon eine gepanzert, wurden bei Civita Vecchia gebunden; zwei Panzerdivisionen standen in Reserve hinter der Anziofront und hatten Befehl, sich für eine Verlegung an den Ort einer neuen Landung bereitzuhalten. Diese Streitkräfte hätten grossen Schaden anrichten können, wären sie in den ersten Phasen der Hauptschlacht zur Verfügung gewesen.

Schliesslich und endlich war es gelungen, die Konzentration der alliierten Stärke vollständig zu verbergen. Kaum eine Granate fiel vor dem 11. Mai auf die neuen Geschütz-Stellungen, ein Anzeichen dafür, dass ihre Ankunft nicht bemerkt worden war. Das Französische Expeditionskorps war, auf vier Divisionen verstärkt, mit solchem Geschick in den kleinen Garigliano-Brückenkopf eingerückt, von dem aus es angreifen sollte, dass die Deutschen der Meinung waren, das Korps habe eine und nicht vier Divisionen an der Front. Die Tarnung der beiden kanadischen Divisionen gelang vollständig. Die An-

wesenheit dieser Divisionen im Liri-Tal war eine der unangenehmsten Überraschungen für die Deutschen, als die Offensive losging; sie waren davon überzeugt, dass diese Truppen bei Salerno mit Booten herumspielten. Noch am zweiten Tage der Schlacht schätzte Kesselring die Stärke der Alliierten auf sechs Divisionen, die seiner Meinung nach den vier Divisionen gegenüberlagen, mit denen er die Cassinofront verteidigte, und er hielt diese Streitkräfte für ausreichend, um der unmittelbaren Lage Herr zu werden. Tatsächlich standen ihm dreizehn Divisionen gegenüber.

Alexander war es gelungen, die entscheidende örtliche Überlegenheit von drei zu eins zu erreichen, die als unerlässlich gilt, wenn man einen grösseren Durchbruch durch moderne, vorbereitete Verteidigungsstellungen erzielen will. Ihm war eine vollständige Überraschung hinsichtlich der Zeit, des Ortes und der Stärke des Angriffs gelungen. Die Erfinder des Blitzkrieges sollten am eigenen Leibe eine klassische Vorführung dieser Angriffsform erleben.

Es war eine der besten Planungs- und Stabsarbeiten des Krieges; es war sichergestellt worden, dass diese Schlacht halb gewonnen war, bevor der erste Schuss abgegeben wurde.

Der deutsche Plan für den Sommer war eine Fortführung des Winterplans. Die Zehnte Armee unter von Vietinghoff sollte weiterhin die Hauptfront verriegeln; die Vierzehnte Armee von Mackensens hatte die Aufgabe, den Landekopf von Anzio einzudämmen und etwaige neue Landungen abzuwehren. Die Aufstellung dieser Armeen liefert die letzte, schlüssige Bestätigung für den Erfolg des Täuschungsplans Alexanders. Kesselring vermutete ganz richtig, dass Alexander die Adriafront nicht angreifen würde, und er verringerte die dortigen Defensivtruppen auf das absolute Minimum, das erforderlich war, um den ebenso dünnen alliierten Schirm einzudämmen, der zwischen der Adria und dem Zentralgebirge aufgespannt war. Dies war seine einzige richtige Vermutung.

An der linken Hälfte des Gebirgszentrums hatte er drei Divisionen, wobei die i. Fallschirmjägerdivision weiterhin für Cassino und Monte Cassino verantwortlich war. In dem Raum zwischen Cassino und dem Meer (etwa 32 Kilometer) hatte er vier Divisionen. Das war die Verteilung der Zehnten Armee.

Andererseits waren fünf Divisionen der Vierzehnten mit einer Panzerdivision in Reserve zusammengezogen, um die Anzio-Streitkräfte an einem Ausbruch aus dem Landekopf zu hindern, und andere Divisionen waren, wie wir gesehen haben, nutzlos nördlich von Rom in Bereitschaft für eine neue Landung gebunden.

Drei Linien waren die Basis der Sommergeidung Kesselrings, deren Ziel es war, den Weg nach Rom zu sperren. Die erste Linie war die mächtige Gustav-Linie, die am Rapido entlangführte und in Cassino verankert war. In den Winter-schlachten war sie eingebeult, aber nicht durchstossen worden. Sie hatte dem Ansturm dreier Schlachten standgehalten. Im Laufe der Winterwochen hatte jede Möglichkeit bestanden, sie noch mehr zu verstärken, und die drei alliierten Angriffe hatten gezeigt, wo Verbesserungen und Reparaturen erforderlich waren. In der zwei Monate langen Flaute vor der letzten Offensive war reichlich Zeit gewesen, sie auf einen neuen Höhepunkt ihrer Stärke zu führen.

Neun Kilometer hinter der Gustav-Linie hatten die Deutschen seit Weihnachten an einer zweiten Linie, der Adolf-Hitler-Linie gearbeitet. In einer Tiefe von achthundert Metern angelegt, bestand sie aus den üblichen Minenfeldern, aus Panzergräben, Stacheldraht und Bunkern – und bei diesen Bunkern handelte es sich oft um die Geschütztürme von Panzern, die in den Boden eingelassen und mit den verheerenden 8,8-Geschützen bestückt waren. Diese Linie erstreckte sich vom Bergmassiv durch Piemont über das Liri-Tal und sollte Streitkräfte auffangen, denen ein Durchbruch durch die Gustav-Linie gelungen war. Das Verhältnis dieser beiden Linien zueinander schuf den Effekt einer schwingenden Pforte, wobei Monte Cassino der Torpfosten war. Falls es gelang, den Weg durch die Pforte zu erzwingen, konnte sie über das Tal hinweg, in das der Feind eindrang, zur Hitler-Stellung zurück-schwingen – wobei Monte Cassino Türangel und fester Punkt war. Dann konnte sie ausgehakt und einen Kilometer oder zwei zu ihrem neuen Torpfosten bei Piedimonte zurückgetra-gen werden; und Piedimonte, eine alte Festungsstadt auf einem felsigen Hügel, würde zu einem neuen Monte Cassino werden.

Man war der Ansicht, dass diese beiden vorbereiteten Linien allem standhalten könnten, was die Alliierten an dem Weg nach Rom über Liri-Tal und Fernverkehrsstrasse Sechs unternehmen könnten. Von Kesselrings Standpunkt aus gesehen war der einzige Gefahrenpunkt die Anwesenheit einer starken alliierten Streitmacht in Anzio. Wenn es diesen Truppen gelang, auszubrechen und die wenigen Kilometer zur Fernverkehrsstrasse Sechs vorzudringen, würde die Hitler-Linie wertlos sein. Im März hatten die Deutschen – gründlich wie immer – an einer dritten, der Cäsar-Linie in den Albaner Bergen, den Colli Laziali, gearbeitet.

Die Albaner – die letzte Hügelmasse vor Rom – befinden sich etwa 32 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Sie liegen nicht nur quer über den beiden Hauptstrassen Sechs und Sieben, sondern auch über der Strasse, die den Vormarschweg der Landekopf-Truppen bilden würde. Dieses etwa 13 Kilometer breite und sechs Kilometer tiefe Hügelgelände bot deshalb eine Möglichkeit, die deutschen Armeen zu einer letzten Verteidigung südlich von Rom zu massieren.

Zusätzlich zu diesen drei vorbereiteten Verteidigungslinien musste in der Einschätzung der deutschen Sommerpläne noch ein weiterer Faktor in Betracht gezogen werden. Ebenso wie für die Alliierten hatte Cassino auch für die Deutschen eine gefühlsbedingte, fast mystische Bedeutung gewonnen. Den ganzen Winter hindurch waren sie dort in Scharen gestorben. Drei Offensiven hatten sie abgewehrt. Sie hatten das furchtbare Bombardement der alliierten Geschütze und Flugzeuge ertragen.

Hitler war fasziniert von Cassino. Er hatte von Senger gegenüber bemerkt, es sei das einzige Schlachtfeld des zweiten Krieges, das ihn an Ypern und die Somme erinnere. Er hatte wiederholt befohlen, Cassino zu halten, und seine Soldaten hatten gehorcht. Im Laufe der Zeit hatten die Verteidiger von Cassino ihre eigenen mystischen Vorstellungen entwickelt. Lang andauernde Verteidigung kann, weil sie negativ ist, eine Verteidigungsneurose hervorrufen und schliesslich die Entschlusskraft einer Armee aushöhlen. In Cassino, wo die Deutschen nur ihre besten Truppen einsetzten, war dem nicht so. Cassino bis zum Tode zu verteidigen war zu einer opfer-

vollen Mission geworden und stand ausserhalb des allgemeinen Kriegsgeschehens. Seit den Thermopylen war das *ils ne passeront pas* für die besten Soldaten (aber nur für die besten) mindestens ebenso begeisternd wie das schmetterndste Trompetensignal zum Angriff. Für seine deutschen Verteidiger war Cassino zu dem geworden, was im ersten Weltkrieg Ypern für die Briten und Verdun für die Franzosen gewesen war. Es war eine Sache an sich geworden, eine Sache, für die man starb.

Das gleiche war es für die Alliierten. Nacheinander hatten die Amerikaner, die Briten, die Neuseeländer und die Inder es bestürmt. Dreimal hatten sie es versucht, und dreimal waren sie unter erschreckenden Verlusten gescheitert. Sie wussten, dass sie es am Ende überwinden müssten, dass es die höchste Kraftprobe für sie sein würde. Für die Divisionen, die ihre Muskeln für die Sommeroffensive stählten, war Rom eine nebensächliche Beigabe. In der Rückschau würde diese Schlacht aus Gründen der Übersicht den Namen einer Schlacht um Rom erhalten. Die blosser Erwähnung des Wortes Rom verlieh der Sache Romantik und Glanz. Rom war ein wunderschöner Preis für das, was man ertragen hatte und was noch vor einem lag. Für die mächtigen Streitkräfte aber, die heimlich ihre Stellung bezogen, kam es auf Cassino an. Niemand zweifelte daran, dass alles Spätere nicht mehr sehr wichtig sein würde, sobald einmal Cassino – eine Idee und ein Alptraum ebenso wie eine düstere Realität aus Fels und Stahl – ausgeschaltet war. Was dann kam, würde leicht sein. Sie würden den geschlagenen Feind den italienischen Stiefel hinaufjagen, und im Vorübergehen würde Rom einen hübschen neuen Zielpunkt für Kurzurlauber abgeben.

Cassino war also in dieser Stunde der letzten Entscheidung nicht mehr nur ein umstrittenes Stück Gelände; es war eine Feuerprobe. Für die Deutschen, gegen die sich jetzt das allgemeine Kriegsglück gewandt hatte, war es ein emotionaler Ankerplatz, an den sich der schwindende Glaube an ihre eigene Unbesiegbarkeit noch klammern konnte – sich noch halten konnte in einer letzten Auflehnung gegen die Götterdämmerung. Für die Alliierten war es zu einem höchsten Prüfstein ihres persönlichen Wertes geworden. Die Siege des

vorigen Jahres interessierten nicht mehr. An Cassino, dem scheinbar undurchdringlichen, mussten sie ihr Geschick, ihre Stärke, ihre Reife in der Schlacht, ihr Recht auf Sieg neu bestätigen.

Für die Beteiligten war deshalb um 23.00 Uhr am 11. Mai 1944 der Augenblick der Entscheidung gekommen. Und die theatralische Schönheit ebenso wie die Verwüstungen des Schauplatzes schufen eine düstere, elegische Grösse, die diesen Augenblick auch zu einem Augenblick des Schicksals zu machen schien. Welchen Verlauf sie auch nehmen würde, auf jeden Fall würde diese Schlacht um Leben und Tod lang und kostspielig sein, denn beide Seiten kämpften um mehr als um ein Stück Gelände.

2

In seinen grossen Umrissen war Alexanders Plan ein Muster an Einfachheit. An der Rechten sollte die Achte Armee in das Liri-Tal einbrechen, Cassino endgültig ausschalten und an der Achse der Fernverkehrsstrasse Sechs in Richtung Rom vorrücken. An der Linken sollte die Fünfte Armee über die andere Hauptstrasse, die Fernverkehrsstrasse Sieben, und durch die Berge, die die linke Wand des Liri-Tales bilden, nach Rom vorstossen. Sobald er den Augenblick für den Fangschuss kommen sah, würde Alexander dann den Anzio-Divisionen befehlen, aus ihrem Landekopf auszubrechen und die vor dem Hauptstoss zurückweichenden Deutschen abzuschneiden.

Im Hinblick auf die späteren Geschehnisse ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass Alexander von Anfang an seine Absichten so definierte: «den rechten Flügel der deutschen Zehnten Armee zu zerstören; die Reste dieser Armee und die deutsche Vierzehnte Armee in das Gebiet nördlich von Rom zu treiben und den Feind bis zur Linie Rimini-Pisa zu verfolgen, ihm dabei möglichst hohe Verluste zufügend». Von Anfang an betonte er, dass die Einnahme Roms lediglich ein Ereignis am Rande sei. In psychologischer und moralischer Hinsicht würde die Einnahme Roms eine wunderbare Sache

sein. Für die erschöpften Krieger des Italien-Feldzuges würde Rom ein weithin sichtbarer, grossartiger Siegespreis sein, ein triumphaler Lohn für all das, was sie seit September des vorigen Jahres ertragen hatten. Aber es war nicht das primäre militärische Ziel. Wichtig war nur eins: einen möglichst grossen Teil der starken deutschen Streitkräfte, die nach Italien gebracht worden waren und die bald in Frankreich bitter fehlen würden, in Kämpfe zu verwickeln und zu vernichten.

Obwohl beide Armeen mit konzentrierter Wucht und gleichzeitig am Hauptteil der Front zuschlagen sollten, würde die Achte Armee in der ersten Phase der Offensive die schwerere Bürde zu tragen haben. Denn der Achten wurde die Aufgabe zugeteilt, ein für allemal Cassino zu beseitigen. Gleichgültig, wie weit die Offensive sich ausbreitete, Erfolg oder Misserfolg würden am Ende von den Geschehnissen in Cassino abhängen. Bis Cassino gefallen war, würden alle Erfolge an anderer Stelle lediglich akademischen Charakter haben. Nicht, dass der Fall Cassinos das Ende der Schlacht bedeuten würde. Es würde immer noch viele Tage, ja Wochen harter Kämpfe geben. Rom würde immer noch 112 Kilometer entfernt sein. Aber an dem Tag, an dem Cassino fiel, würde der Sieg sicher sein, denn die Deutschen hatten alles auf Cassino gesetzt. Es bliebe dann lediglich abzuwarten, ob es ein totaler Sieg sein oder ob es einer grösseren Zahl Soldaten der besiegten Armee gelingen würde, sich zu lösen und durch geschickte Rückzugskämpfe genug Truppen nach Norden zu verlegen, um 320 Kilometer weiter nördlich eine neue Verteidigungslinie zu errichten.

Der Plan der Achten war eine Kombination und eine Erweiterung der erfolglosen Bemühungen der Amerikaner und der Indischen Division im Januar und Februar. Das Polnische Korps, vom bergigen Frontvorsprung nördlich von Monte Cassino aus operierend, würde die Höhen angreifen, an denen die Inder im Februar gescheitert waren; die Polen würden dann versuchen, das Klostergebiet durch Eroberung der angrenzenden Höhen und einen Vorstoss die Hänge hinab zur Fernverkehrsstrasse Sechs zu isolieren. Im Tal, wo der Rapido wie eine Schnur quer über den Eingang zum Liri-Tal verläuft, würde ein mächtiges britisches Korps (das Dreizehnte)

die Überquerung des Flusses erzwingen, und während die eine Hälfte in Richtung auf die Hitler-Linie vordrang, würde die andere nach rechts einschwenken, um sich an der Fernverkehrsstrasse Sechs etwa drei Kilometer westlich von Cassino mit den Polen zu vereinigen. Damit wären dann Cassino und Monte Cassino eingekesselt, und die Bastion würde zu einer Todesfalle werden.

Aber während die Amerikaner im Januar die Rapido-Überquerung mit einer Division versucht hatten, würde die Achte zwei Divisionen für die Fluss-Überquerung ansetzen, während zwei weitere Divisionen nach Sicherung der Brückenköpfe durch die beiden ersten hindurch vorstossen würden. Ausserdem sollten zwei Panzerdivisionen die Überquerung und das Nachstossen unterstützen. Während sich im Februar die 4. Indische Division allein vom Kamm des Schlangenkopfes über die Schluchten und über das Geröll der Hänge zur Höhe 593 und zum Klosterberg hatte vorarbeiten müssen, würden die Polen zwei Divisionen einsetzen können, die darüber hinaus noch von Panzern unterstützt würden. Es muss allerdings betont werden, dass die polnischen Divisionen nur aus zwei Brigaden bestanden.

Die Aufgabe der links von der Achten vorrückenden Fünften Armee war aus zwei Gründen leichter. Die Verteidigungsstellungen, die sie zu überwinden hatten, waren nicht so stark wie diejenigen, die die Deutschen so fleissig und gründlich am Cassino-Abschnitt entwickelt hatten. Zweitens hatten sie den Vorteil, den Angriff bereits auf der feindlichen Seite des Flusses beginnen zu können.

Man wird sich daran erinnern, dass das britische Zehnte Korps der Fünften Armee in Vorbereitung der ersten Schlacht von Cassino eine Überquerung des Garigliano (einer Fortsetzung des Rapido) erzwungen und versucht hatte, den Deutschen in die Flanke zu fallen. Der Flankenangriff gelang ihnen nicht, aber sie hatten ihren Brückenkopf auf der anderen Seite des Flusses konsolidieren können. Damals erschien das als ein geringer Lohn für eine kostspielige Unternehmung. Jetzt aber wurden die Dividenden ausgeschüttet. Die vier Divisionen des Freifranzösischen Expeditionskorps drängten sich in diesen Brückenkopf hinein. Aber wenn die Aufgabe

der Fünften Armee leichter war als die der Achten, so bedeutete das noch längst nicht, dass sie einen Spaziergang vor sich habe. Auch sie hatte an ihrer Front einen Feind vor sich, der eher sterben als zurückweichen wollte, und es war ein Feind, der sich in einem von ihm ausgesuchten Gelände verteidigte.

Alexanders Heeresgruppe war nicht nur die stärkste Streitmacht, die bisher in Italien für eine Offensive zusammengestellt worden war, sondern auch die internationalste. Die vier Hauptstösse des einleitenden Angriffs sollten (von links nach rechts gesehen) von Amerikanern, Franzosen, Briten und Polen geführt werden. Die Fünfte Armee hatte zwei amerikanische Divisionen an der Linken, die zur Küste vorstossen sollten, sowie vier französische Divisionen und 12'000 marokkanische *goumiers*, die zur Linken des Liri-Tales und der Achten Armee durch die Berge vordringen sollten. Die Achte hatte sechs britische und Commonwealth-Divisionen (einschliesslich zweier Panzerdivisionen) für die Hauptschlacht im Liri-Tal und die Einkesselung Cassinos von links, sowie zwei polnische Divisionen und die polnische Panzerbrigade, die Cassino von rechts durch die Berge kommend abschneiden sollten. Die Achte hatte ausserdem eine südafrikanische Panzerdivision in Reserve, und die gebirgige rechte Flanke sollte durch gemischte Streitkräfte geschützt werden, die hauptsächlich aus der Neuseeländischen Division mit einer Reihe ihrem Kommando unterstellter kleiner Gruppen – einschliesslich einer italienischen Einheit – bestanden.

Die Anwesenheit der Franzosen und der Polen verlieh der Offensive zusätzliche Schärfe. Für die Briten und die Amerikaner war das Kämpfen zu einem Gewerbe geworden. Viele Kämpfe hatten sie hinter sich. Im Laufe der Zeit hatten sie es gelernt, sehr gut zu kämpfen. Jede neue Schlacht war ein neuer Job, der getan werden musste, ein dreckiger Job, aber doch eben ein Job. Das Hitler-Übel musste beseitigt werden, ebenso wie man einen bewaffneten Verbrecher fangen muss. Es wäre töricht, sich einzubilden, der durchschnittliche britische oder amerikanische Soldat wäre mit der Vorstellung in die Schlacht gezogen, er trüge zur Rettung der Demokratie bei. Man darf mit einiger Sicherheit sagen, dass er nicht sehr oft

an Demokratie dachte. Er ging in die Schlacht, weil die Schlacht zu seiner Lebensform, zu seinem Job geworden war. Das hinderte ihn nicht daran, das Beste aus seiner Lage zu machen. Er machte immer noch Witze, er lachte, er «organisierte»; er spielte Fussball oder Baseball, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot; er tat so, als ob alles nicht so schlimm sei; er behauptete hartnäckig, dass ausgerechnet seine Einheit immer die unangenehmsten Aufgaben erhalte, und er war stolz darauf; er versuchte keineswegs, das Vergnügen zu verbergen, das er empfand, wenn seine Einheit oder seine Division gerade in Reserve war. Sollten doch in Gottes Namen die anderen es auch einmal versuchen. Er würde schon früh genug wieder an die Reihe kommen. Inzwischen goss er sich eine Tasse Tee auf oder er schlief, solange noch Zeit dazu war. Die Haltung konnte einen Aussenstehenden leicht irreführen. Solche Soldaten waren doch sicher nicht ernst zu nehmen? In Wirklichkeit aber war das keine Schwäche, sondern eine Stärke, denn es war die elastische Philosophie des Soldatenlebens. Es war der Grund, aus dem Männer, die instinktiv das Soldatsein ablehnten und die selbst ihre mangelnde gefühlsmässige Eignung für das Soldatenleben kannten, es am Ende doch schafften, einen deutschen Gegner zu überwinden, der auf seltsame Weise stets professioneller und tüchtiger zu sein schien.

Mit den Franzosen und den Polen verhielt es sich ganz anders. Das Freifranzösische Expeditionskorps (um es bei seinem vollen Namen zu nennen), das von General Juin befehligt wurde, war die erste französische Landstreitmacht, die Gelegenheit hatte, nach der Demütigung von 1940 zurückzuschlagen. Die ersten beiden Divisionen waren Weihnachten an die Front gekommen und hatten während des Vorrückens auf Cassino ein grossartiges Debüt gegeben. Jetzt waren vier Divisionen und die 12'000 *goumiers* an der Front, alles in allem 100'000 Mann. Zum grössten Teil handelte es sich bei diesen Divisionen um nordafrikanische Kolonialtruppen, aber ihre Offiziere waren Franzosen, die wussten, dass die Befreiung ihres Landes bevorstand und dass sie im Begriff waren, an einem Vorspiel dieser Befreiung Frankreichs teilzunehmen. Diese Franzosen repräsentierten den mächtig wieder-

auflebenden militärischen Stolz Frankreichs, und das Liri-Tal war für sie nicht nur die Strasse nach Rom, sondern die Strasse, die heimführte nach Paris. In ihrem Eifer zeigten sie sich manchmal ein wenig unduldsam ihren britischen und amerikanischen Alliierten gegenüber; sie fanden, dass man der Nachschubfrage allzu grosse Bedeutung beimesse. «Zeigt uns, wohin wir gehen sollen, und wir werden hingehen», das war ihre Einstellung. «Kümmert euch nicht um Transportmittel. Gebt uns ein paar Maultiere und schickt den übrigen Kram später nach.» Dieser martialische Eifer, diese Ungeduld, Frankreich wieder zu einer Macht im Felde zu machen – gekoppelt mit der Tatsache, dass es sich hier zum grössten Teil um hervorragende aktive Truppen der alten Kolonialarmee handelte – gaben General Alexander eine der Trumpfkarten seiner Offensive in die Hand.

Die Situation der Polen war derjenigen der Franzosen verwandt, nur war bei ihnen alles noch verschärft. Jeder einzelne Pole, der das Polnische Korps des Generals Anders erreicht hatte, war nur nach einer langen und gefahrenreichen Odyssee dorthin gelangt. Sie waren aus ihrem verwüsteten Land geflohen und hatten sich auf abenteuerliche Weise zum Mittleren Osten durchgeschlagen; oder sie waren aus deutschen oder russischen Kriegsgefangenenlagern geflohen. Die meisten von ihnen hatten ihre Familie verloren. Die Franzosen konnten wenigstens mit Gewissheit der Befreiung ihres Landes entgegensehen. Für die Polen war die Situation anders. Ihr Land war auf der einen Seite von den Deutschen besetzt worden, auf der anderen von den Russen. Polen existierte nicht mehr. Polen – das waren jetzt diese Männer in Italien, ihre Kameraden in der Royal Air Force und eine Widerstandsbewegung, die sich, bevor der Krieg vorbei sein würde, mit ihrem «Verbündeten» Russland noch ebenso bitter würde auseinandersetzen müssen wie mit ihrem deutschen Feind. Diese Männer hatten alles verloren, und schon in diesem Stadium war ihnen klar, dass das Ende des Krieges nicht das Ende ihrer Sorgen bedeuten, sondern nur neue bringen würde. Für die Polen war es ein Kreuzzug. Ihre seelische Verfassung war die eines kalten, beherrschten Zorns. Mehr als andere Soldaten auf der alliierten Seite hatten sie guten Grund zum Hass. Sie

waren von weither gekommen und hatten vieles ertragen, um gegen die Männer zu kämpfen, die 1939 ihr Land verwüstet hatten, und wenn sie zum Angriff stürmten, würde es keine halben Massnahmen geben. Gelegentlich schien ihr Ernst in deutlichem Gegensatz zu der scheinbaren Gelassenheit ihrer britischen Kameraden in der Achten Armee zu stehen. Die Männer der Achten fragten sich manchmal, ob die Polen diese Haltung verstehen könnten. Oder dachten sie, dass die Briten den Krieg als eine Art Spiel betrachteten? Die Briten ihrerseits fragten sich, ob die Leidenschaft der Polen nicht manchmal verhängnisvoll für sie sein und ihnen den Verlust vieler Menschenleben eintragen könnte. Denn der moderne Krieg ist eine Kunst ebenso wie eine Mutprobe, und Tapferkeit allein genügt nicht. Es gilt, mit Überlegung und nicht nur fanatisch anzugreifen.

Fest stand aber, dass diese Männer alles hingeben würden. Bereitwillig hatten sie die unangenehmsten der vielen unangenehmen Aufgaben auf sich genommen, die diese Offensive stellte – sie wollten sich über jene bössartigen Grate vorarbeiten, deren Hänge jetzt mit fast ebensoviel Leichen wie Felsblöcken überstreut waren.

Zur Unterstützung der Offensive stand eine gewaltige Feuerkraft bereit. Hinter der Achten Armee standen 1'000 Geschütze, hinter der Fünften 600. Einige 2'000 Panzer waren bereit. Die gesamten Mittelmeer-Luftstreitkräfte – inzwischen auf über 3'000 Flugzeuge verstärkt – würden in den Eröffnungsphasen des Angriffs auf Abruf bereit sein. Die Zusammenarbeit zwischen Armee und den Luftstreitkräften, die bei früheren Gelegenheiten nicht immer erfolgreich gewesen war, war überholt worden. Ein Resultat davon war die «Taxi-Reihe». In den Eröffnungsphasen der Offensive sollten ständig Relais von Schlachtflugzeugen das Schlachtfeld patrouillieren. Diese Flugzeuge standen in Funkverbindung mit dem vorgeschobenen Armee-Gefechtsstand. Ebenso wie die vorrückende Infanterie an jedem gegebenen Punkt Artilleriefeuer anfordern und es binnen weniger Minuten erhalten konnte, so hatte sie jetzt die Möglichkeit, das gleiche im Hinblick auf Luftunterstützung zu erreichen. Ein Ruf nach einem Luftangriff auf ein bestimmtes Planquadrat würde einen Offi-

zier der Luftstreitkräfte erreichen, der die Schlacht beobachtete und unverzüglich die erforderliche Zahl von Flugzeugen aus der «Taxi-Reihe» am Himmel herbeordern und den Angriff auf das gewünschte Ziel befehlen würde. In der Praxis bedeutete das, dass unmittelbare Luftunterstützung jetzt eine Sache von Minuten und nicht mehr von Stunden war.

Aber trotz dieser reichen Fülle an Geschützen, Flugzeugen und Panzern machte niemand sich Illusionen. Diese Schlacht würde von der Infanterie ausgetragen werden müssen. Die Deutschen hatten Befehl, die Stellung zu halten, und sie würden um jeden Meter kämpfen. Sie befanden sich in gut geschützten Stellungen. Sie verfügten über reichlichen Nachschub für einen ganzen Kampfmonat trotz der optimistischen Behauptungen der alliierten Luftstreitkräfte, sie hätten «das Schlachtfeld isoliert». «Nur Zahlen können vernichten.» Es war ermutigend, so viele Panzer und Flugzeuge und Geschütze zu haben. Aber am Ende würde es doch wieder auf einen Kampf von Männern gegen Männer hinauslaufen, wie es am Ende immer der Fall sein muss. Es würde erst vorbei sein, wenn der Feind so furchtbare Verluste erlitten hatte, dass er aufgeben musste, und um diese Verluste zufügen zu können, würden die Angreifer selbst ähnliche Opfer bringen müssen. Ein Sieg in dieser Schlacht konnte überhaupt erst beginnen, wenn das schöne, fruchtbare Liri-Tal – das die ersten Benediktiner Campania Felix genannt hatten – eine Ahnung von Armageddon bekommen hatte; wenn die Felder vom geschwärzten Stahl vieler ausgebrannter Panzer vernarbt waren; wenn hölzerne Kreuze wie roter Mohn aus den wilden, verwüsteten Kornfeldern emporgewachsen waren.

Die H-Stunde war auf 23.00 Uhr in der Nacht des 11. Mai festgesetzt. Das war eine halbe Stunde vor Mondaufgang. Die Soldaten der ersten Angriffsspitzen hatten also eine halbe Stunde völliger Dunkelheit, in der sie zu ihren Ausgangspunkten vorrücken konnten: dann, für die Hauptaufgabe der Nacht, würden sie Mondlicht haben.

3

Seit vielen Tagen hatte die Sonne geschienen. Der Frühling hatte sich in einen frühen Sommer verwandelt, und selbst die Verwüstungen eines Kriegswinters hatten nicht verhindern können, dass das Land schön aussah. Bäume waren ebenso wie Menschen in diesem Winter zu Hunderten gestorben, und die Hänge des Monte Cassino starteten von zerfetzten Baumstümpfen, wo sie um diese Jahreszeit hätten sanft gepolstert sein sollen mit Akazien, Oliven, Orangen, mit Eichen und Wein. Aber das Tal war wieder sanft und grün. Keine Artillerie der Welt konnte das wilde Korn am Wachsen hindern oder die Mohnblumen ausrotten. Und sogar in der Zerstörung war Monte Cassino von einem ragenden Adel, der tief bewegte. Besonders am Frühsommertag, wenn die aufgehende Sonne den Dunstschleier der Frühe durchbrach und den blaugrauen Berg und die honigfarbene Ruine der Abtei in Fluten von Gold und Rosa badete. Aber am Morgen des 22. Mai war es ungewöhnlich wolkig. Den ganzen Tag über blieb es trüb, es fiel ein wenig Regen, und am Nachmittag lag ein Dunstschleier über dem Tal.

Für die aufmerksam beobachtenden Deutschen war es ein Tag wie jeder andere. Die alliierte Front sah genauso aus, wie sie seit Wochen ausgesehen hatte. Es geschah nichts. Die statische Kriegführung war monoton, aber sie hatte ihre Vorteile. Es war ein Tag wie jeder andere an der Front, wenn alles ruhig war. So war es nun schon seit Wochen. Und «sie» rechneten nicht damit, dass sich vorerst etwas daran ändern würde. 24. Mai hatte Korpskommandeur General von Senger doch gesagt, nicht wahr? Rechnet damit, dass an irgendeinem Tag nach diesem Datum der Zauber losgeht. Na ja, bis zum 24. war es noch lange hin. Überhaupt schienen die Offiziere zu glauben, dass der Angriff dann bei Anzio stattfinden würde, oder vielleicht würde es auch zu einer neuen Landung nördlich von Rom kommen. Das war einleuchtend. Wo sie doch so viele Flugzeuge besaßen und das Meer beherrschten. Schliesslich hatten sie es hier dreimal versucht, und jedesmal haben wir sie zurückgeschlagen . . .

In den alliierten Linien war es ein Tag verborgener Span-

nung. Zum zehntenmal studierte man Karten und Befehle. Nachschub und Ausrüstung wurden immer wieder durchgezählt und kontrolliert. Autoschlosser und Fahrer verbrachten den Tag unter ihren Fahrzeugen. Offiziere und Unteroffiziere nahmen an letzten Besprechungen teil. Männer, die nichts zu tun hatten, versuchten zu schlafen: wer weiss, wann sie wieder Gelegenheit dazu haben würden. Die neuen Männer, die zum erstenmal in die Schlacht zogen, fragten sich insgeheim, wie sie sich halten würden, und sie gaben sich alle Mühe, diese Gedanken nicht zu verraten. Diejenigen, die viele Schlachten und Gefechte überlebt hatten, fragten sich, wie lange ihr Glück noch anhalten würde, und sie verbargen diese Gedanken hinter einer lustigen Unbekümmertheit, die oft ein wenig gezwungen wirkte. Die besten Kommandeure nahmen sich Zeit, um an diesem Tag zwanglos unter ihren Männern herumzuwandern und mit den meisten von ihnen zu sprechen. Die Nervöseren nahmen ihre Zuflucht zur Unnahbarkeit. In Dutzenden von Bataillonen fragten sie, warum ausgerechnet sie immer die dreckigsten Aufgaben bekämen. Den ganzen Tag fragten Männer andere Männer: «Ist das nun auch ganz klar? Habe ich irgendetwas vergessen?» Die meisten schrieben einen Brief. Briefe jener Art, die mit den Worten beginnen: «Mach Dir keine Sorgen, wenn Du eine Zeitlang nichts von mir hörst. . .» Den ganzen Tag über beschäftigten sie sich mit diesen letzten routinemässigen Angelegenheiten, und wenn sie nichts zu tun hatten, aber nicht in der Stimmung waren, zu ruhen, dann erfanden sie Arbeit. Aber am Nachmittag war alles getan, alles war bereit. Nun blieb nichts mehr, als darauf zu warten, dass es anfing. Jetzt wurde die Spannung spürbar, weil es nichts mehr zu tun gab, weil man nur noch warten konnte, und weil es noch so lange hin war bis elf Uhr. Und jetzt, am späten Nachmittag, geschah etwas, was die Spannung steigern sollte.

Man konnte sich immer darauf verlassen, dass Cassino im geeigneten Augenblick für eine theatralische Note sorgte. Wieder einmal zeigte es sich der Situation gewachsen. Es gehörte zum alliierten Plan, dass das Artilleriefeuer auf den Abschnitt von Cassino vor Anbruch der Nacht eingestellt werden sollte. Schon den Tag über sollte es nicht schwer sein,

aber am Nachmittag sollte es langsam versiegen, um den Eindruck der Gleichgültigkeit und der Ruhe zu erhöhen, bevor dann eine Stunde vor Mitternacht die Apokalypse losbrach.

Der Zufall fügte es, dass die Deutschen etwa zur gleichen Zeit das Feuer einstellten. Eine merkwürdige, unnatürliche Stille senkte sich auf Monte Cassino und das Tal: eine Stille, die in dieser Situation so unheilschwanger ist wie der Augenblick, wenn plötzlich die Maschinen eines Schiffes schweigen. Die Umstände machten die Stille unheimlich und bedrückend. Nur einmal seit Weihnachten hatten die Waffen von Cassino mehr als nur ein paar Minuten lang geschwiegen. Das war am Ostermorgen gewesen, als beide Seiten spontan eine Feuerstille beobachteten. Den britischen Fronteinheiten war aufgetragen worden, bis zur Mittagsstunde keinen Schuss mehr abzugeben, sofern der Feind ebenfalls schwieg. Der Feind hatte nicht geschossen, und am ganzen Vormittag hatte die Stille geherrscht. Dies aber war anders.

Obwohl man das natürlich in dem Augenblick nicht wissen konnte, hatten die Deutschen einen guten Grund, ihre Geschütze schweigen zu lassen. Sie beabsichtigten, in der kommenden Nacht umfangreiche Ablösungen vorzunehmen. Sie brauchten eine ruhige Nacht, und ihre Artillerie hatte Feuerverbot erhalten, um nicht das Feuer der alliierten Geschütze herauszufordern.

Aber für die alliierten Truppen, die jetzt unruhig die Minuten bis zur H-Stunde zählten, war die Stille unwirklich, bedrückend, ja sogar unheilvoll. Sie verschärfte die Nervenanspannung ganz beträchtlich. Und nach ein, zwei Stunden befahl der Armee-Kommandeur, aus der Sorge heraus, die Deutschen könnten argwöhnisch werden, den restlichen Abend ein paar Salven Störfeuer in längeren Abständen zum Feind hinüberzuschicken, nur um die Atmosphäre der Normalität wiederherzustellen. An der Front ist die Stille etwas Unheilvolles und kaum Erträgliches.

Die Sonne ging um viertel nach acht unter, und wenig später sahen die Kommandeure, die nach oben starrten, mit Erleichterung einen strahlenden Sternenhimmel; jetzt wussten

sie, dass sie die Hilfe des späten Mondes nicht würden entbehren müssen, wenn er eine halbe Stunde vor Mitternacht aufging. Und sie würden diesen Mond brauchen.

Um elf Uhr rissen 1'600 Geschütze die Nacht in Fetzen und begannen ein Bombardement jedes deutschen Gefechtsstandes, dessen Lage bekannt war, jeder bekannten Batterie, jeder bekannten Verteidigungsstellung; ein Bombardement, das vierzig Minuten dauerte. Im Rücken, so weit das Auge von der Front aus sehen konnte, erstreckte sich ein flackernder Horizont tanzender Berge: vorn, wo in den Tälern und Schluchten das Echo der berstenden Granaten hin- und hergeworfen wurde, entwickelte sich ein einziges, zusammenhängendes Donnern und Tosen, kontrapunktiert nur von dem hohen chromatischen Fauchen der Granaten, die zu Hunderten über die Köpfe der alliierten Soldaten hinwegströmten.

Achtzig Kilometer hinter der Front, wo eine Reservedivision bereitlag und auf den Befehl wartete, in die Schlacht vorzurücken, konnte ein Offizier wegen der vielen Nachtigallen nicht schlafen. In dieser Nacht spürte er durch den Gesang der Nachtigallen hindurch mehr als er ihn tatsächlich hörte einen anderen Laut: einen Laut, der kaum mehr war als ein schwaches vibrierendes Schimmern der Atmosphäre. Er sah auf die Uhr. Es war elf. Es hatte angefangen.

4

Als die ersten Salven um elf Uhr losbrachen, rückten die beiden amerikanischen Divisionen (die 85. und 88.) zur Linken der Fünften Armee sofort zum Angriff auf den namenlosen Bergkamm vor ihnen vor; es war ein Stück anonymen hohen Geländes, das niemals vorher wichtig gewesen war und niemals mehr von irgendeiner Bedeutung sein würde; aber es war Gelände, das diesen Amerikanern zwei Tage und Nächte lang ein privates Universum schaffen sollte, an das sie sich ihr ganzes Leben lang erinnern würden.

Vierzig Minuten später stiessen die erfahrenen Gebirgskämpfer zweier französischer Divisionen (der 2. marokkanischen und der 4. Gebirgsjägerdivision) rechts von den Ame-

rikanern in das Herz der Aurunci-Berge auf ein 900 Meter hoch gelegenes Ziel vor.

Fünf Minuten danach klatschte das erste der Sturmboote der 8. Indischen und der 4. Britischen Division der Achten Armee, rechts von den Franzosen operierend, in die rasche Strömung des Rapido und auch in einen Sturm deutschen MG-Feuers.

Genau eindreiviertel Stunden später, um ein Uhr, stürmten beide Divisionen des Polnischen Korps über die Hänge und Bergkämme hinweg gegen die Verteidigungsanlagen des Monte Cassino an.

Zwei Stunden, nachdem die alliierten Geschütze das Feuer eröffnet hatten, waren die beiden Armeen an einer Front von mehr als 32 Kilometer Breite in erbitterte Nahkämpfe verwickelt. Eine Offensive war in allen Einzelheiten vorbereitet worden, sie hatte angefangen, jetzt musste sie ihren Lauf nehmen. Den Armeekommandeuren blieb jetzt nichts mehr zu tun. Sie mussten warten, sie mussten hören, was geschah. Wenn die Offensive einmal angefangen hatte, dann gab es keine Angriffsspitzen und Stosskeile, keine Umfangsbewegungen, keine Durchbrüche, keine Verlegungen von Divisionen und Korps mehr. Dann gab es nur noch Männer. Das kompakte Schema auf dem Papier war jetzt ein zerfliessendes Muster getrennter menschlicher Qualen. Es gibt keinen Unterschied zwischen der grossen Offensive und dem kleinen Gefecht ausser dem Gradunterschied. Alle Schlachten sind nichts anderes als kleine Gruppen von Männern, die gegen andere kleine Gruppen kämpfen, bis die eine oder die andere nicht mehr kämpfen kann. Die grosse Offensive bedeutet lediglich, dass mehr dieser kleinen Gruppen auf einem grösseren Gelände operieren. Eine kleine Gruppe nimmt ein kleines Ziel ein und meldet das ihrem Kompanie-Gefechtsstand. Die Kompanie meldet es dem Bataillon, das Bataillon meldet es der Brigade, die Brigade meldet es der Division, die Division meldet es dem Korps, das Korps meldet es der Armee. Und wenn eine Anzahl dieser Meldungen durchgesickert ist und sich Beziehungen zwischen den einzelnen Meldungen bilden, dann kann der Armeekommandeur melden, dass die Offensive gute Fortschritte mache oder planmässig fortschreite. Dann kann er sagen, die Fünfte Armee oder die Achte Armee habe wichtige

örtliche Geländegewinne erzielt oder ihre Stellungen verbessert oder einleitende Durchbrüche erzielt – oder welcher Ausdruck ihm nun gerade am besten gefällt. Aber wenn er sagt, dass die Fünfte Armee vorstosse oder dass die Achte Armee einen Keil in die feindlichen Stellungen getrieben habe, dann sagt er in Wirklichkeit, dass fragmentarische Meldungen durchgesickert seien, die darauf hindeuten, dass eine Anzahl kleinerer Gruppen von Männern eine andere Anzahl kleinerer Gruppen von Männern auf einem Berghang oder zwischen einigen Bauernhäusern überlebt habe.

Es braucht Zeit, bis diese Unternehmungen sich geklärt haben, es braucht mehr Zeit, bis zuverlässige Nachrichten über die Ergebnisse gesammelt und nach hinten weitergegeben werden können, und so vergeht Zeit, bevor ein zusammenhängendes Bild entstehen und bis man die Ergebnisse zu praktischen kleinen Pfeilen auf den Kartenskizzen kondensieren kann, mit denen die Zeitungsmeldungen ausgestattet werden.

Das war die Lage um zwei Uhr früh, als das Polnische Korps den letzten der vier Hauptangriffe unternahm, die zusammen die Offensive bildeten. In den höheren Gefechtsständen konnte man nichts anderes tun, als darauf warten, dass die Meldungen über die Ereignisse der Nacht einzutreffen begannen. Alles, was man hatte vorbereiten können, war vorbereitet worden. Die Konzeption war gewaltig, bei der Vorbereitung war nichts übersehen worden. Aber jetzt war es weder eine Theorie noch ein Plan. Jetzt waren es Männer. Und es würde mehrere Stunden dauern, bevor man erfahren konnte, wie es diesen Männern in hundertundein kleinen Kämpfen erging. Erst wenn die schwarze Nacht ihre Geheimnisse preisgab, konnte sich die Summe dieser vielen kleinen Ereignisse zu einer bedeutungsvollen Gesamtheit zusammenfügen.

Bevor wir betrachten, was tatsächlich geschah, mag es sich lohnen, noch einmal das Muster der Intensionen zu rekapitulieren, das hinter der Arbeit dieses Abends stand.

Der Schlüssel zu der ganzen Operation war die Einkesselung Cassinos durch die Briten und Polen der Achten Armee. Ein Erfolg an der Front der Fünften Armee würde nützlich sein, konnte allein aber nicht zu Entscheidungen führen. Es

wäre schön, wenn die Amerikaner einen raschen Erfolg gegen den deutschen rechten Flügel erzielen würden. Es wäre ausgezeichnet, wenn die Franzosen – wie es beabsichtigt war – eine Überraschung erzielten, indem sie über wegelose Berge vordrangen, die der Feind für ungeeignet für einen Angriff grossen Stils hielt. Ein Erfolg an irgendeinem Punkt dieses koordinierten Angriffs würde den Männern an anderen Stellen der Front helfen. Aber die wichtigste Nachricht, auf die das alliierte Oberkommando am nächsten Morgen warten würde, war die Nachricht, dass der eine oder beide Stosskeile der Achten Armee zur Einkesselung Cassinos einen entscheidenden Start erzielt hätten. Denn am Rapido und in den Bergen hinter Cassino war immer noch die grösste Stärke der Deutschen konzentriert. Es war wünschenswert, dass die Polen in dieser Nacht die Bergstellungen bei Monte Cassino durchbrachen. Aber es war absolut erforderlich, dass die britischen Divisionen bei Tagesanbruch den Rapido überquert und sich auf der anderen Seite festgesetzt hatten. Denn ein Fehlschlag an dieser Stelle würde den Deutschen einen Tag geben, an dem sie sich von der Überraschung erholen konnten, und in der folgenden Nacht würde die Flussüberquerung schwieriger denn je sein. Aus diesem Grunde hing diese Eröffnungsphase der Offensive von der Leistung der Achten Armee ab.

Es ergab sich dann, dass beide Armeen je einen Erfolg und einen Fehlschlag melden mussten. Im Angriff der Fünften Armee erzielten die Amerikaner in dieser ersten Nacht keinen Fortschritt, und bei Tagesanbruch hatten sie keines ihrer Ziele genommen. Kaum mehr Erfolge hatten sie, als sie ihre Angriffe im Laufe des Tages wiederholten. Die Franzosen zu ihrer Rechten waren erfolgreicher. Beide Divisionen stiessen anfangs sehr rasch vor, und beide hatten ihre vorläufigen Ziele vier Stunden nach Beginn der Schlacht erobert. Damit waren ihre Erfolge in dieser Nacht vollständig, weiter drangen sie nicht vor, aber was sie erreicht hatten, genügte, um General Juin mit ausreichender Zuversicht zu erfüllen, um seine motorisierten Divisionen kurz nach dem Morgengrauen nach rechts in der Richtung der Achten Armee ausschwärmen zu lassen mit dem Auftrag, die deutschen Stellungen zwischen den beiden Armeen aufzurollen.

Im Abschnitt der Achten Armee hatte die 4. (Britische) Division an der Rechten und die 8. Indische Division an der Linken den Rapido kurz nach Mitternacht überquert, aber sie stiessen auf starken Widerstand. Es war alles andere als sicher, ob die Indische Division (die bessere Fortschritte erzielt hatte) die Schlacht in der kurzen Nacht gewinnen und die Brücken, von denen alles abhing, vor Tagesanbruch errichten konnte. Es war alles andere als sicher, ob die Britische Division sich überhaupt auf dem anderen Flussufer würde halten können, da sie in einem sehr kleinen Brückenkopf niedergehalten wurde und von Anfang an schweren Gegenangriffen ausgesetzt war.

Zu den Massnahmen, die die Deutschen im Laufe der Nacht ergriffen, um die Flussüberquerung zu behindern, gehörte auch die Blendung der Flussufer mit künstlichem Nebel in ausgedehnter und starker Konzentration. Damit war der Vorteil des Mondlichts hinfällig geworden, was beträchtlich zu der Verwirrung und den Schwierigkeiten beitrug, die ohnehin schon in jedem Falle mit einer Flussüberquerung verbunden sind. Zeitweilig war der künstliche Nebel so dick, dass der einzelne Mann keinen Meter weit sehen konnte, und die Kolonnen mussten sich zu den Booten hinab tasten, wobei jeder Mann die Seitengewehrscheide seines Vordermannes halten musste, um nicht den Anschluss zu verlieren. Mitten hinein in diesen erstickenden, blendenden Nebel regnete ein unablässiger Strom von MG- und Granatwerferfeuer. Aber als der Morgen kam, erwies sich der künstliche Nebel, jetzt noch verstärkt durch einen aus dem Fluss aufsteigenden Nebel, als Vorteil, denn er verlängerte die Nacht, so dass die Indische Division ihren Brückenbau vollenden konnte. Um acht Uhr war die erste Brücke fertig, und nach wenigen Minuten hatte ein Panzergeschwader den Fluss überquert, um den Brückenkopf zu verstärken. Wenig später schufen kanadische Panzerleute und Pioniere in einer einfallsreichen und ganz unorthodoxen Arbeit eine zweite Brücke.

Zum Erstaunen der wartenden Infanterie bewegte sich ein Panzer langsam zum Fluss hinab vor, und auf seinem Rumpf trug er eine vollständige Bailey-Brücke. Ihm folgte ein zweiter Panzer, dessen Bug mit dem Ende der Brücke ver-

bunden war, um sie horizontal zu halten. Der erste Panzer fuhr langsam in den Fluss hinein, erreichte die Flussmitte und sank mit Würde – die Mannschaft verliess das Schiff. Der zweite Panzer schob dann behutsam die Brücke hinüber zum anderen Ufer, wo sie rasch verankert und gesichert wurde.

Die 4. Division konnte keine Brücke als Erfolg für die Arbeit der Nacht vorweisen, aber sie hielt sich in ihrem gefährdeten Brückenkopf und es gelang ihr, genug Munition und den nötigen Vorrat über den Fluss zu schaffen, um zu gewährleisten, dass sie ihre kleinen Geländegewinne konsolidieren konnte. Einen Begriff davon, mit welchen Schwierigkeiten sie zu ringen hatte, gewinnt man, wenn man erfährt, dass eine Brigade dieser Division bis acht Uhr an diesem Morgen fünfunddreissig von ihren vierzig Booten im Feuer verloren hatte, und am Nachmittag waren auch diese letzten fünf Boote ausgefallen. Die Männer dieser Einheit würden auf sich selbst gestellt sein, bis die Dunkelheit der nächsten Nacht es den Pionieren ermöglichte, den Brückenbau wieder aufzunehmen.

Während die Schlacht um den Fluss auf ihrem Höhepunkt war, führten die Polen ihren Stoss gegen die Bergfestungen, die sich um den Monte Cassino drängen. Wie wir gesehen haben, basierte dieser keilförmige Frontvorsprung, den die Amerikaner im Januar erobert hatten und von dem aus die 4. Indische Division einen Monat später erfolglos den Monte Cassino angegriffen hatte, auf den beiden langen parallelen Bergzügen Maiola und Castellone. Den vorgeschobenen Ausläufern beider Höhen stand eine Kette deutscher Verteidigungsstellungen gegenüber, die einen Durchbruch durch die Berge hinab zur Strasse Sechs verhindern sollte. Dem Ende des Maiola lag Monte Cassino selbst gegenüber sowie die Höhen 593 und 569; das Ende des Castellone schützte der Phantom-Bergkamm und der Colle S. Angelo. Den Ausgang der Schlucht zwischen Maiola und Castellone bewachte der befestigte Gutshof Albaneta, der sich überdies auf dem Hauptanfahrtsweg der Deutschen zum Kloster befand.

Die Inder waren auf dem kürzesten Wege zum Monte Cassino vorgedrungen, das heisst vom Schlangenkopf am vorderen Ende des Maiola aus, und sie beabsichtigten, zunächst die

Höhe 593 einzunehmen und dann nach links einzuschwenken am Bergkamm entlang zum Kloster. Sie waren nicht nur an der Stärke der Höhe 593 gescheitert, sondern auch an der Feuerunterstützung, die diese Höhe vom Kloster aus und von allen anderen Bergstellungen erhalten konnte. Da ihre Stärke nur eine Division betrug, konnten die Inder nichts gegen die deutschen Stellungen gegenüber Castellone – Phantom, Colle S. Angelo, Albaneta – ausrichten. Das Kreuzfeuer von diesen Punkten aus hatte es immer wieder unmöglich gemacht, 593 zu halten, wenn sie in ihren verschiedenen Angriffen bis zu dieser Höhe vorgedrungen waren.

Der polnische Korps-Kommandeur, General Anders, fasste den Plan, diese Schwierigkeit zu überwinden, indem er alle diese Stellungen gleichzeitig angriff, damit sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren und den anderen keine Feuerhilfe gewähren konnten. Mit einer Division würde er die Höhe 593 vom Schlangenkopf angreifen, wie die Inder es getan hatten. Gleichzeitig aber würde er eine andere Division von den unteren Hängen des Castellone zum Angriff auf dem Phantom-Bergkamm und Colle S. Angelo vorschicken. Noch eine weitere Änderung gegenüber dem indischen Plan sah er vor. Anstatt von der Höhe 593 aus zum Monte Cassino einzuschwenken, würde die Division zur Linken geradeaus weiter den Abhang hinab vordringen und das Gut Albaneta erobern.

Wenn dieser Plan funktionierte, würde er bewirken, dass die ganze Verteidigungskette von einem Vorstoss zweier Divisionen gesättigt und Monte Cassino selbst abgeschnitten würde, so dass das Kloster später ausgeschaltet werden konnte.

Das Polnische Korps hatte gewisse Vorteile auf seiner Seite, die seine Vorgänger hatten entbehren müssen. Das Nachschubproblem in den Bergen – das die Indische Division durch Improvisation aus dem Nichts bewältigen müssen – war mittlerweile zu einer feinen Kunst entwickelt worden. Die Polen hatten den Nutzen des Sommerwetters. Seit vielen Wochen schon hatten sich die Verhältnisse auf den Wegen und Pfaden so gewaltig gebessert, dass sie überhaupt nicht mehr wiederzuerkennen waren. Man hatte Zeit gehabt, riesige Mengen von Munition und anderen Vorräten in der Nähe der

vorgeschobenen Stellungen zu stapeln. Und während die Indische Division schliesslich im Februar das Kloster nur mit der Unterstützung des Angriffs eines neuseeländischen Bataillons auf den Bahnhof hatte unternehmen müssen, nahmen die Polen an einem konzentrierten Angriff an der ganzen Front teil.

Dessenungeachtet bestand kein Zweifel daran, dass die Aufgabe des Polnischen Korps die am wenigsten begehrteste aller Aufgaben dieser Offensive war. Die grundlegenden Schwierigkeiten waren die gleichen geblieben: die feindselige Beschaffenheit des Geländes selbst, die natürliche Stärke der deutschen Stellungen im Verein mit dem hohen Grade ihrer zusätzlichen Befestigung und die exponierten Ausgangsstellungen, die eine vorbereitende Aufklärung fast völlig unmöglich machten. Die Polen konnten vor der Offensive nicht einmal einen Spähtrupp vorschicken, da der Verlust eines Mannes die Tatsache verraten hätte, dass sich das Polnische Korps an diesem Abschnitt befand – und es war ein wesentlicher Teil des grossen Täuschungsplanes, dass seine Anwesenheit nicht entdeckt werden sollte.

Auf dem grossen Höhepunkt dieser Nacht des n. Mai begannen die beiden polnischen Divisionen (die je eine Brigade einsetzten), sich ihren Weg durch die Felsblöcke und Dickichte, durch die Senken und über die Schluchten zu bahnen, die immer wieder an unerwarteten Stellen diese Berge durchschnitten: durch das Dornengestrüpp und den Stechginster; durch die ausgedehnten und grausigen Trümmer der früheren Schlachten; durch die Leichen, die immer noch über das ganze Gebiet verstreut lagen; und bald begannen die allgegenwärtigen Maschinengewehre, die nun schon so lange da waren, dass sie fast mit dem Fels verwachsen zu sein schienen, sie niederzumähen, wie sie die Amerikaner niedergemäht hatten, die Indianer und die Briten. Aber die Polen stiessen immer wieder vor, und den Rest der Nacht verbrachten sie im Kampf Mann gegen Mann, während immer neue Wogen gegen die Höhe 593 und den Phantom-Bergkamm anbrandeten. Beide Divisionen hatten ihre vorläufigen Ziele erreicht, und beide verbrachten die Nacht damit, sich kämpfend zu behaupten, aber die Männer starben und die Nachrichtenverbindungen mit den Ge-

fechtsständen in ihrem Rücken fielen aus. Sie waren auf sich selbst gestellt. Bei Tagesanbruch hatte eine Handvoll Überlebender der Karpathischen Division einen Halt auf der Höhe 593, kleine Gruppen der Kresowa-Division klammerten sich aufs Höchste gefährdet 800 Meter rechts davon an den Phantom-Bergkamm. Aber kein Angreifer kann sich bei Tage auf diesen exponierten Hängen lange halten. Als die Sonne aufging, begannen die Deutschen, sie abzuschliessen. Sie konnten nicht verstärkt werden, kein Nachschub konnte ihnen gebracht werden. Sie waren auf sich selbst gestellt, und sie kämpften weiter, so gut sie konnten und aus den unzulänglichen Deckungen heraus, die sich ihnen boten, bis am frühen Nachmittag endlich der barmherzige Befehl zum Rückzug bei ihnen eintraf. In wenigen Stunden war die Hälfte beider Divisionen ausgeblutet. Kein Gelände war gewonnen worden. Aber die Deutschen hatten schwere Schläge hinnehmen müssen. Durch ihr Opfer in den Berggipfeln hatten die Polen die Bürde ihrer britischen Kameraden erleichtert, die unten im Tale operierten.

Die Lage am Nachmittag des 12. war daher, dass die Polen an der äussersten Rechten wieder an ihrem Ausgangspunkt standen; die Amerikaner an der äussersten Linken standen noch in der Schlacht um ihre ersten Ziele. Aber die Franzosen setzten ihren Vorstoss fort, und der zuversichtliche General Juin schickte immer neue Truppen in die Schlacht, um den Erfolg auszubauen. Besonders wichtig aber war, dass die 8. Indische und die 4. Britische langsam aber sicher ihre Brückenköpfe auf der anderen Seite des Rapido ausweiteten und die wilden Gegenangriffe zurückschlugen, die den ganzen Tag gegen ihre Stellungen anbrandeten. Die Flussüberquerung, der Schlüssel zur Einkesselung von Cassino war gelungen.

Es war klar, dass es jetzt galt, einen oder zwei Tage lang den Feind zu zermürben. Das bedeutete, dass die zahlenmässig überlegenen alliierten Streitkräfte Tag und Nacht ihre Angriffe fortsetzen und Verluste hinnehmen mussten, die schwerer waren als die der Deutschen, bis einfach nicht mehr genug Deutsche übrig waren, um noch länger auszuhalten. Eine solche Zermürbungsschlacht ist die qualvollste Aufgabe, die es im In-

fanteriekampf geben kann, und sie ist unvermeidlich, wenn ein entschlossener, in guten Stellungen sitzender Feind bereit ist, sein Gelände bis zum Tode zu verteidigen. Die Deutschen waren dazu bereit.

Der Kampf dauerte also den ganzen ersten Tag und die ganze folgende Nacht an. In der Nacht wurden weitere Brücken über den Fluss gebaut, und die Brückenkopfdivisionen konnten ein wenig weiter vordringen. Aber am folgenden Morgen, am 13., begann der Druck sich auszuwirken. In der Flanke gefasst durch das überraschende Vordringen der Franzosen, geschwächt durch die Zermürbungsschlacht der Küste, begann der deutsche rechte Flügel vor den Amerikanern zurückzuweichen. Die Franzosen, die jetzt vier Divisionen in der vordersten Frontlinie hatten, eroberten den Monte Maio, den 900 Meter hohen Gipfel, der den Schlüssel zu ihrem Teil des Schlachtfeldes bildete. Mit dem Maio in ihrer Hand beherrschten sie jetzt den Abhang, der durch die Aurunci-Berge hinab zur Südseite des Liri-Tales führt. Die Franzosen waren jetzt in der Lage, das langsamere Vordringen der Achten Armee wirksam aus der Flanke zu unterstützen – und die Achte drang deshalb nur langsam vor, weil Kesselring jetzt die Reserve-Einheit, die greifbar war, gegen die Achte Armee warf, um den Fall Cassinos hinauszuzögern und Zeit zu gewinnen für die Umschaltung auf seine zweite vorbereitete Linie, auf die Linie, die den Namen Adolf Hitlers trug.

Die Polen, deren schwere Verluste in der ersten Nacht eine umfangreiche Reorganisation erforderlich gemacht hatten, erhielten den Bescheid, dass sie erst dann wieder zum Angriff aufgerufen würden, wenn die ergänzende Einkreisung Cassinos durch das Tal entscheidendere Fortschritte erzielt habe. Der 8. Indischen und der 4. Britischen, die jetzt starke Panzerunterstützung besaßen, wurde befohlen, diesen entscheidenden Fortschritt zu erzielen. Die Reservedivisionen der Achten Armee – die 1. (Infanterie) und die 5. (Panzer) Division des Kanadischen Korps und die 78. (Britische) Division – bereiteten sich darauf vor, einen Durchbruch auszunutzen oder zu erzielen. Sie rückten in ihre Bereitschaftsstellungen vor. Den ganzen nächsten Tag, den 14. Mai, erhielten die 8. Indische und die 4. Britische Division den Druck aufrecht, und zu

ihrer Linken erzielten die Franzosen einen neuen Erfolg: sie eroberten den Schlüsselpunkt Ausonia – auf dem Abhang gelegen, der im rechten Winkel in das Liri-Tal hineinführt und so einen Seiteneingang in dieses Tal bildet. General Juin wählte diesen Augenblick, um seine *goumiers* zu entfesseln.

Die *goumiers* sind Marokkaner mit Habichtsgesichtern, deren Spezialität der Gebirgskampf ist. Sie tragen den arabischen Burnus; sie sind zwar bereit, ein Gewehr mitzuführen, aber sie ziehen ihr Messer vor. Sie sind nicht in normale militärische Einheiten eingeteilt, sondern in *goums*, von französischen Offizieren geführte Gruppen von etwa siebzig Mann. Ihr spezieller Wert besteht in ihrem unheimlichen Talent, sich lautlos durch wegeloses Berggelände bewegen zu können. Ihre Arbeitsmethode lässt sich am ehesten mit der Wirkung der steigenden Flut auf eine Reihe von Sandburgen am Strand vergleichen. Diese Wogen von *goums* konnten auf eine formlose Masse von Bergland losgelassen werden, das orthodoxe Truppen für unpassierbar erklären würden. Lautlos schlichen sich die Marokkaner an jeden auftauchenden Widerstand heran, beseitigten ihn und stiessen weiter vor ohne Rücksicht darauf, was den anderen rechts oder links von ihnen widerfuhr. Sie hatten die Angewohnheit, Beweise für die Zahl der Opfer mitzunehmen, die sie getötet hatten, was sie zu einem unangenehmen Feind machte. Sie stellten in dieser Schlacht einen zusätzlichen Überraschungsfaktor dar. Denn jetzt war General Juin im Begriff, 12'000 dieser Männer in die wegelose Gebirgseinöde vorzuschicken, die er links von der Achten Armee vor sich hatte. Während die amerikanischen und französischen Divisionen zur Linken einen orthodoxen Angriff in Gang setzten, wurde diese Horde von *goumiers* auf einer Parallelachse zur Achten Armee tief unter ihnen im Tal quer durch die Berge losgelassen. Die Deutschen hatten angenommen, dass niemand versuchen würde, dieses Berggelände zu durchqueren. Deshalb konnten die *goimiers* nicht nur sehr rasch vordringen, sondern sie trafen auch praktisch auf keinen Widerstand. Ihr rascher Vorstoss hatte bald die Flanke der Deutschen umfasst, die im Tal kämpften, und das hatte bedeutende Auswirkungen auf die Fortschritte, die die Achte Armee dort unten erzielen konnte.

Am 15. erhielt die 78. (die «Streitaxt») Division Befehl, den Fluss zu überqueren, durch die Brückenkopfdivisionen hindurch vorzurücken und die Schwenkbewegung auszuführen, die Cassino vom Tal her umfassen sollte. Die 78. war wohl die selbstsicherste Division in den beiden Armeen. Nichts, gar nichts konnte sie aufregen. Sie hatte unausgesetzt auf dem ganzen Wege durch Nordafrika, Sizilien und Italien gekämpft. Eine Niederlage hatte sie nie kennengelernt. In ihr hatte sich ein gewaltiger Korpsgeist herausgebildet, und es bestand ein ganz ungewöhnlich hoher Grad des völligen Verständnisses zwischen ihrem Stab und den Kampfeinheiten. Diese Division, die der allgemeinen Öffentlichkeit wenig bekannt gewesen sein mochte, stand bei der ganzen übrigen britischen Armee in hohem Ansehen.

Man hatte gehofft, dass die 78. ihre ganze Erfahrung für die Ausnutzung eines Durchbruchs zu hohem Nutzen würde anwenden können. Aber der Widerstand war immer noch sehr stark. Noch gab es keinen Durchbruch. Die Division musste mit einem schulmässigen Angriff am Morgen des 16. in die Schlacht eintreten. Gleichzeitig sollte die 1. kanadische Division links von ihr angreifen.

Mit Unterstützung der 6. Panzerdivision führte die 78. einen klassischen, formgerechten Angriff durch, der sie durch die Liri-Verteidigungsanlagen zur Fernverkehrsstrasse Sechs führte, und bei Anbruch der Nacht war es offenbar, dass der Gnadestoss nahe sei, wenn es ihnen gelingen würde, den Schwung des Angriffs auch am folgenden Tag durchzuhalten – und wenn die Polen gleichzeitig einen neuen Angriff durch die Berge vortragen würden. Alles verlief plangemäss. Am 17. griffen die Polen prompt die Bergstellungen an, und die 78. setzte ihren Umfassungsangriff fort. Sie liessen das alles ganz leicht erscheinen, aber in sechsunddreissig Stunden hatten sie 400 Gefangene gemacht, 400 weitere Deutsche waren gefallen oder verwundet, und die Männer der 78. hatten vierzig Panzer und Sturmgeschütze abgeschossen und ihr drittes Victoria Cross des Krieges errungen. Als der Abend kam, hatte der polnische rechte Flügel den Hügel S. Angelo erobert, und ihr linker Flügel befand sich auf der Höhe 593; die 78. betrachtete die scheinbar harmlose Fernverkehrsstrasse

Sechs und ärgerte sich, dass sie die Strasse nicht überqueren durfte. Die Strasse war nämlich die Grenze zwischen der Division und dem Polnischen Korps, und zu dieser Zeit waren die Stellungen der Polen nicht genau bekannt. Erst in den frühen Morgenstunden des 18. erhielt die 78. Division Befehl, eine Patrouille auszuschicken, um 3,2 Kilometer westlich von Cassino über die Fernverkehrsstrasse Sechs Kontakt mit den Polen aufzunehmen. Jetzt war die Vereinigung der beiden Flügel der Achten Armee keine militärische Operation mehr, sondern eine formelle Zeremonie. Der Kommandeur des Bataillons, das die Verbindung aufnehmen sollte, zeigte sich der Situation gewachsen und entsandte drei Unteroffiziere, sämtlich Träger der Militärmedaille, zu den Polen mit dem Auftrag, sie der Hochachtung der 78. Division zu versichern. Um 10.30 Uhr am Morgen dieses Tages, des 18. Mai, führte eine polnische Abteilung eine weitere formelle Zeremonie durch. Sie marschierte von der Höhe 593 aus über den Hang und besetzte die Abtei von Monte Cassino, aus der die letzten deutschen Soldaten in der Nacht entkommen waren. Die Polen hatten erneut hervorragende Leistungen im Kampf vollbracht, um die Bergfestungen zu besetzen und zu halten. Aber am Ende kam es dann überhaupt nicht zu der Notwendigkeit, Monte Cassino zu erstürmen. Als sie im hellen Tageslicht zum Kloster marschierten, waren nur noch ein paar Verwundete zurückgeblieben, die sich ihnen ergaben.

Plötzlich spielte das alles keine Rolle mehr. Cassino war wieder nur ein Name auf der Landkarte. Die ganze Macht der Achten Armee strömte jetzt über die Rapido-Brücken in das Liri-Tal hinein oder über die Hauptstrasse, die Fernverkehrsstrasse Sechs, durch Cassino hindurch. Es war ein unaufhörlicher Strom von Fahrzeugen, der tagelang anhalten würde. Eine siegreiche Armee war in Bewegung. Die Ruinen der Stadt, die blatternarbigen Hänge des Monte Cassino, die ungeheuren, entsetzlichen, allgegenwärtigen Trümmer gehörten schon der Vergangenheit an. Cassino war nur noch eine rasch vorübergleitende Kuriosität für den endlosen Strom von Truppen, der diese Stadt jetzt so mühelos passieren konnte wie irgendeine beliebige andere. Die Fernverkehrsstrasse Sechs war wieder zur Schlagader des Vormarsches geworden, und die eisernen

Krieges, die unablässig den Strom eines siegreichen Vormarsches hinaufgepumpt wurden, würden Tage und Nächte lang durch Cassino fluten. Ein paar Augenblicke lang würden die Soldaten es schweigend betrachten und dann weiterziehen in neue Schlachten. Cassino war nicht mehr wichtig.

Vielleicht aber würden sich einige wenige, nur einige wenige derjenigen, die vorüberzogen und staunend hinaufblickten zu dem furchteinflössenden Glanz der verwüsteten Abtei auf dem Berggipfel, die Zeit nehmen, daran zu denken, dass dies auch die Schlacht des heiligen Benedikt gewesen war.

5

Der Fall von Monte Cassino am 18. Mai mag auf den ersten Blick als Ende der Geschichte erscheinen. Aber wir haben schon darauf hingewiesen, dass die moderne Schlacht nicht in einem Vakuum existiert. Sie ist Teil eines kontinuierlichen Prozesses. Sie steht in Beziehung zu dem Vorangegangenen und dem Folgenden. Die erste Schlacht von Cassino hatte als hastige Wiederaufnahme eines müden, schleppenden Vormarsches begonnen, und sie war in Unterstützung der Landung bei Anzio unternommen worden. Die letzte war die Eröffnungsphase einer Sommeroffensive, deren Ziel es war, starke feindliche Streitkräfte zu zerstören und Rom einzunehmen. Aber da die Deutschen Cassino zu ihrer Hauptverteidigungslinie zum Schutze Roms bestimmt hatten, war die Schlacht von Cassino auch die Schlacht um Rom. Für die Alliierten würde diese Schlacht erst dann vorüber sein, wenn die Ziele der Offensive als Gesamtheit erreicht – oder aufgegeben waren. Nur an den Ufern des Tiber konnte Cassino mit einem Sieg enden. Diese Geschichte wäre deshalb unvollständig ohne einen Bericht über die fünfzehn Tage, die auf den Tag folgten, an dem, wie man wohl sagen darf, der Riese erschlagen wurde, auf den Tag, an dem die polnische Flagge über den Ruinen des Klosters gehisst wurde.

Binnen sehr weniger Stunden stiessen die Angriffsspitzen der Achten Armee das Liri-Tal hinauf vor, um zu versuchen, die fast zehn Kilometer jenseits der Gustav-Linie gelegene

Blutkörperchen des Adolf-Hitler-Linie anzugreifen, bevor die zurückweichenden Deutschen sich in diesen neuen vorbereiteten Verteidigungsanlagen wieder einrichten und sie zu der grossen Auffangstellung machen konnten, die sie darstellen sollte. Fast wäre dieses Glücksspiel gelungen, aber diesen ersten Angriffen fehlte es an Wucht. Die beweglichen Streitkräfte, die sie unternahmen, liefen sich bald in ausgedehnten Minenfeldern, Ketten von Bunkern und Geländeteilen fest, die bis zu einer Tiefe von 300 Metern schwer befestigt waren. Es wurde klar, dass die Adolf-Hitler-Linie nicht in einem Handstreich genommen werden konnte; sie verlangte die volle Behandlung. Inzwischen wurde das Gros der Armee vorläufig durch die Reorganisation aufgehalten, die nach den schweren Kämpfen der vergangenen Woche erforderlich geworden war, und es wurde aufgehalten durch Verkehrsstockungen. In Anbetracht der Tatsache, dass 2'000 Panzer und 20'000 Fahrzeuge durch die zerschmetterte Gustav-Linie vorrückten, war die Verkehrsregelung vorläufig wichtiger als irgendeine andere militärische Erwägung. Die Verstopfung der Strassen bot ein gewaltiges Schauspiel, und ganz nebenbei war sie ein stolzer Beweis für die totale Luftherrschaft der alliierten Luftstreitkräfte: kilometerlange Schlangen von Fahrzeugen in dichter Kolonne konnten in völliger Sicherheit am hellen Tage vorrücken. Einige ältere Soldaten, die sich noch an Afrika erinnern konnten, wo der Himmel der deutschen Luftwaffe gehört hatte, konnten kaum ein gelegentliches Schaudern unterdrücken, wenn sie diese Überfülle der Fahrzeuge betrachteten, die jede Strasse, jeden Weg, jedes befahrbare Stück Boden verstopfte. In offenem Gelände hätte eine tödliche Verfolgung des Feindes sofort unternommen werden können; in Italien stürmen die Panzer aufatmend vor – aber zwei, drei Kilometer weiter treffen sie dann auf Gelände, das sie zur Rückkehr auf die wenigen verfügbaren Strassen zwingt. Der wichtigste Soldat der Armee war zu dieser Zeit der Militärpolizist, der sich abmühte, den Strom der Fahrzeuge einigermassen flüssig zu erhalten.

Als die Zeit gekommen war, meldete General Leese dem General Alexander, dass die Achte Armee am 23., zwölf Tage nach Eröffnung der Offensive, zu einem schulmässigen An-

griff auf die Adolf-Hitler-Linie bereit sein würde. General Alexander entschied, dass die Anzio-Streitmacht der Fünften Armee zu diesem Zeitpunkt ihren Ausbruch aus dem Brückenkopf beginnen sollte. So näherte sich die Offensive ihrem grossen Höhepunkt. Am Morgen des 23. Mai würde die Achte sich gegen die Adolf-Hitler-Linie werfen, und die amerikanischen Divisionen der Fünften Armee würden die Umzingelung des Brückenkopfes durchbrechen, die sie seit der Landung bei Anzio im Januar gefangengehalten hatte.

Der Zeitpunkt erwies sich als ausgezeichnet gewählt. Kesselring, durch den ursprünglichen alliierten Plan getäuscht und jetzt verzweifelt versuchend, die verlorene Zeit einzuholen, schickte seine Panzerreserven eine nach der anderen nach Süden zur Zehnten Armee, um zu versuchen, die Achte Armee aufzuhalten. So kam es, dass die Vierzehnte Armee, die dem Anzio-Landekopf gegenüberlag, über keine einzige Panzerdivision mehr verfügte. Lediglich eine Handvoll von Tiger- und Panther-Panzern befand sich noch dort zur Unterstützung der fünf geschwächten Infanterie-Divisionen, die General Truscott am 23. Mai angreifen würde. Der letzte Schlag kam, als seine letzte Reserve, die 26. Panzerdivision, die sinnlos nördlich von Rom auf die fiktive Landung bei Civita Vecchia wartete, am 22. nach Süden aufbrach. Am 23., dem entscheidenden Tag, an dem sie am dringendsten gebraucht wurde, befand sie sich deshalb auf dem Wege zwischen den beiden Fronten und war keiner von Nutzen. Damit war der Erfolg des ursprünglichen alliierten Täuschungsplans vollkommen.

Am Vorabend des neuen Angriffs kam ein unerwartetes und beredtes Anzeichen dafür, was man im deutschen Oberkommando jetzt von den eigenen Aussichten hielt. Die Adolf-Hitler-Linie erlebte eine plötzliche und diskrete Namensänderung. Man nannte sie jetzt nur noch die Dora-Linie.

Der Morgen des 23. Mai war der Anfang vom Ende. Im Morgengrauen unternahm die 1. Kanadische Division den Hauptangriff auf die Dora- (geborene Adolf-Hitler-) Linie, während die Polen Piedimonte zur Rechten angriffen. Eine Stunde später startete General Truscott seinen Angriff aus

dem Brückenkopf mit der 3. US-Infanterie- und der 1. US-Panzerdivision und einer Spezialtruppe. Am 24. hatten die Kanadier die ehemalige Hitler-Linie durchbrochen, und die 5. Kanadische Panzerdivision ergoss sich durch die Lücke. Am folgenden Tag, dem 25., vollendeten die Polen die Zerstörung der Hitler-Linie durch die Einnahme von Piedimonte. In vierzehn Tagen hatten diese beiden polnischen Divisionen, die ohnehin Unterstärke hatten, und ihre Panzerbrigade 281 Offiziere und 3'503 Unteroffiziere und Mannschaften verloren – ein Drittel davon war gefallen, nur 102 wurden vermisst. Diese furchtbaren Zahlen sprechen für sich. Die Tapferkeit der Polen war über jedes Lob erhaben. Und erschütternd ist die Inschrift des Denkmals auf ihrem Soldatenfriedhof, der sich jetzt auf den Hängen des Hügels befindet, der in den Kämpfen als Höhe 593 bekannt geworden war.

Für unsere Freiheit und eure
Haben wir polnischen Soldaten
Unsere Seelen Gott gegeben
Unsere Leiber dem Boden Italiens
Und unsere Herzen Polen.

Durch ihr selbstloses Opfer hatten die Polen diesen furchtbaren Berghang zu einem Denkmal für die Soldaten aller Fronten gemacht.

Am selben Tag, dem 25., eroberten Truscotts Männer Cisterna, ihr erstes Ziel, und nahmen Fühlung auf mit dem Rest der Fünften Armee, der die Küste hinauf an der Hauptfront vordrang. Zum ersten Mal seit Weihnachten war die Fünfte Armee wieder vereinigt.

Für General Alexander war es ein grosser Tag. Vierzehn Tage nach der Eröffnung der Offensive fügte sich alles genau so, wie er es geplant hatte. Die Achte Armee, unterstützt von der Fünften, hatte die Gustav- und die Adolf-Hitler-Linie durchbrochen und die deutsche Zehnte Armee zum vollen Rückzug gezwungen. Die Landekopfeinheiten der Fünften Armee waren aus ihrer Umzingelung herausgestürmt und drangen landeinwärts vor, um die Deutschen abzuschneiden, die von der Hauptkampflinie zurückwichen. Jede grössere

alliierte Unternehmung war völlig überraschend gekommen. Kesselrings Generalskunst war in jeder wichtigen Phase der Schlacht ausgepunktet worden. Alle seine Reserven waren eingesetzt worden, aber zu spät und nur brockenweise. Brockenweise waren sie schwer angeschlagen oder vernichtet worden. Die Zehnte war in böser Verfassung, und die Vierzehnte Armee war auf dem besten Wege, von Truscotts vordringenden amerikanischen Divisionen ähnlich zugerichtet zu werden. Der Fangschuss stand unmittelbar bevor. Der Fall von Rom war nur noch eine Frage der Zeit. Es war jetzt nur noch die Frage, wie viele der Überreste, die von der Hauptkampflinie flohen, von Truscott abgeschnitten wurden, bevor sie nach Norden entkommen konnten. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, dass nur sehr wenigen diese Flucht gelingen würde, denn jede zur Verfügung stehende deutsche Einheit war in die Hauptschlacht geworfen worden, und der Ausbruch aus dem Landekopf war genau zum richtigen Zeitpunkt erfolgt und erzielte rasche Fortschritte.

Am 25. Mai befanden sich Truscotts Angriffsspitzen in Reichweite von Valmontone. Am folgenden Tag würden sie die deutsche Hauptrückzugslinie erreicht und abgeschnitten haben. Nur vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seit achtzig Kilometer weiter östlich die Adolf-Hitler-Linie durchbrochen worden war. Auf der Strasse zurück nach Valmontone drängten sich die starken fliehenden Streitkräfte, die von der Achten Armee in die Zermürbungsschlacht gezogen und in die Flucht geschlagen worden waren. Die Falle war dabei, sich zu schliessen . . .

Aber jetzt ereignete sich eine erstaunliche Änderung des Plans. An diesem entscheidenden Tag, dem 25. Mai, befahl General Clark dem General Truscott, die Richtung seines Hauptstosses von Valmontone nach Nordwesten zu ändern und unmittelbar nach Rom vorzudringen. Truscott hat beschrieben, was er empfand, als er diesen neuen Befehl erhielt:

«Als ich spät an jenem Nachmittag zum Gefechtsstand zurückkehrte, war mir grossartig zumute – aber nicht mehr lange. Don Brann, der Armee-G-3, wartete auf mich. Brann sagte: ‚Der Boss will, dass Sie die 3. Infan-

teriedivision und die Spezialtruppen zum Blockieren der Fernverkehrsstrasse Sechs hierlassen und sobald Sie können den Angriff nach Nordwesten beginnen, den Sie mit ihm besprochen haben.* Ich war wie vor den Kopf geschlagen . . . Dies war nicht der geeignete Zeitpunkt, um nach Nordwesten vorzustossen, wo der Feind noch stark war; wir sollten unsere Maximalstärke in die Lücke von Valmontone werfen, um die Zerstörung der zurückweichenden deutschen Armee zu gewährleisten. Ich wollte den Befehl nicht befolgen, ohne vorher mit General Clark persönlich gesprochen zu haben. Brann sagte mir, er sei nicht im Landekopf und er sei nicht zu erreichen, auch durch Funk nicht . . . das war der Befehl, der den Hauptstoss der Landekopf-Truppen von der Lücke bei Valmontone ablenkte und die Zerstörung der deutschen Zehnten Armee verhinderte. Am 26. wurde der Befehl in die Tat umgesetzt.»

Auf dem Höhepunkt einer Schlacht dieses Umfangs ist es unvermeidlich, dass die Operationen flüssig und konfus werden. Der Armee-Kommandeur ist berechtigt, bestehende Pläne der veränderten Situation anzupassen. Aber selbst dann ist schwer zu begreifen, warum Clark diese Richtungsänderung befahl, wo doch der ursprüngliche Plan so gute Fortschritte erzielte und so kurz vor der Erfüllung stand.

Möglicherweise hatte er gute Gründe dafür, aber zum Teil scheint es sich doch aus seiner kuriosen Besessenheit zu erklären, als erster in Rom zu sein. Nach einer Zusammenkunft der beiden Generale, die drei Wochen zuvor stattgefunden hatte, notierte Truscott sich für seine Memoiren, Clark «fürchtete, die Briten hätten heimliche und verschlagene Pläne vorbereitet, um als erste in Rom zu sein». Clark selbst hat geschrieben:

«Andererseits war ich, wie gesagt, entschlossen, dass die Fünfte Armee Rom erobern sollte, und wahrscheinlich war ich überempfindlich für Anzeichen, dass praktisch *alle anderen versuchten, sich in die Sache einzumischen.*»

Das Absonderliche an dieser ganzen Angelegenheit ist, dass überhaupt niemals die Rede davon war, dass irgendjemand anders als die Fünfte Armee Rom erobern sollte. Die Grenze zwischen den Armeen war von General Alexander vor Beginn der Schlacht in aller Klarheit festgelegt worden. Rom war von Anfang an dem Abschnitt der Fünften Armee zugeteilt worden. Darüber hinaus war es den Männern der Achten Armee während der Schlacht immer wieder eingehämmert worden, dass sie mit Rom unmittelbar nichts zu schaffen hätten: ihre Aufgabe bestehe darin, die Zehnte Armee zur Schlacht zu stellen und sie zu einem möglichst grossen Teil zu vernichten. Wenn die Zeit gekommen sei, würden sie Rom umgehen und die Verfolgung nach Norden fortsetzen.

Dies war der Krieg, kein sportlicher Wettkampf, und die Vorstellung, die britischen Streitkräfte hätten eine heimliche Verschwörung ausgeheckt, einen Übergriff auf das Gebiet der Fünften Armee zu machen und ein Wettrennen nach der Hauptstadt zu veranstalten, war ein Phantasiegebilde, das nur einer romantischen und arg überhitzten Einbildungskraft entspringen konnte.

Der Entschluss General Clarks, diese Richtungsänderung vorzunehmen, bleibt eines der grossen Mysterien des Italienfeldzuges. Es gibt Gründe zu der Annahme, dass dieser Entschluss den Umfang der Niederlage verringerte, die die Alliierten dem Feind zu jener Zeit zufügen konnten.

Der Durchbruch durch die Adolf-Hitler-Linie und der Ausbruch aus Anzio waren der Anfang vom Ende, und die letzten Tage der Schlacht sind von keinem besonderen Interesse. Bei der Überwindung der letzten zweiunddreissig Kilometer nach Rom handelte es sich lediglich darum, die Nachhut zu schlagen, in deren Schutz die Deutschen einen Rückzug ihrer beiden geschlagenen Armeen zu organisieren versuchten.

Am 2. Juni war der letzte Vorstoss auf die Hauptstadt im Gange. Am Morgen des 4. Juni, eines Sonntags, befanden sich amerikanische Panzerfahrzeuge in den Randgebieten der Stadt. Im Laufe des Tages passierten die letzten deutschen Nachhut die nördlichen Grenzen der Stadt. Um Mitternacht war die Besetzung Roms abgeschlossen.

In vierundzwanzig Tagen des Kampfes war das undurchdringliche Cassino gefallen, zwei deutsche Armeen waren gründlich geschlagen worden, 20'000 Gefangene waren eingebracht, drei Verteidigungslinien waren zerschmettert, ungeheure Mengen von Panzern und Geschützen waren zerstört, und die beiden alliierten Armeen waren 128 Kilometer vorgedrungen. Es war nicht ganz der Sieg, der zu erringen gewesen wäre, denn die schlichte Wahrheit lautet, dass es einem wesentlichen Rest der Zehnten Armee gelang, aus der alliierten Falle zu entkommen. Dennoch war es, welchen Massstab man auch anlegt, ein beträchtlicher Sieg.

Während am folgenden Morgen, am 5. Juni, die Fünfte Armee das eroberte Gebiet säuberte und die Achte unter Umgehung der Stadt ihre Verfolgung der Deutschen fortsetzte – eine Verfolgung, die den ganzen Sommer dauern und sie weitere 160 Kilometer nach Norden treiben sollte –, feierte General Clark den römischen Triumph, der ihm so viel bedeutete, mit einer Pressekonferenz auf dem Kapitolinischen Hügel. Am Morgen danach, am 6. Juni, landeten die Alliierten in der Normandie, und Italien war keine Schlagzeile mehr wert.

Es kann den offiziellen Historikern überlassen bleiben, zu entscheiden, bis zu welchem Grade die Tatsache, dass es den Alliierten nicht gelang, die geschlagene Zehnte Armee zu vernichten, auf die Richtungsänderung durch General Clark in dem Augenblick zurückzuführen ist, als die Landstreitkräfte sich darauf vorbereiteten, die Falle von Valmontone zu schliessen, und bis zu welchem Grade diese Tatsache das Geschick und die Ausdauer der Männer Kesselrings widerspiegelt, sich aus einer verzweifelten Situation zu befreien. Für einen Sachkenner jedenfalls bestehen in dieser Hinsicht kaum Zweifel. Es ist natürlich möglich, dass alle Tatsachen der Situation noch nicht ans Licht gekommen sind, aber in der Niederschrift seiner nachträglichen Gedanken über den Feldzug hat Mark Clarks Landsmann und enger Mitarbeiter, General Truscott, geschrieben:

«Ich habe nie den leisesten Zweifel daran gehegt, dass das strategische Ziel von Anzio in vollem Umfange

erreicht worden wäre, wenn General Clark sich loyal an General Alexanders Instruktionen gehalten, wenn er nicht die Richtung meines Angriffs am 26. Mai nach Nordwesten geändert hätte. Als erster in Rom zu sein, war ein kläglicher Ausgleich für diese versäumte Chance.»

So endete die Reihe der Schlachten, die fast fünf Monate vorher in Cassino begonnen hatte. Sie hatte begonnen in der kalten, nassen Wildheit des Abruzzenwinters: sie war zu Ende gegangen im glühenden Mittag des römischen Sommers. Sie hatte viele Wechselfälle des Glücks passiert, und sie hatte viele Nationen viele Menschenleben gekostet. Sie hatte beide Seiten zu hohem Mut und hoher Ausdauer inspiriert, die so oft ein sinnloses Opfer zu sein schienen. Aber als zwei Tage nach dem Fall von Rom eine neue Armee den Ärmelkanal überquerte, um die Invasion Frankreichs zu beginnen, da verdankte sie mehr, als sie wusste, dem General Sir Harold Alexander und seinen alliierten Armeen in Italien, die durch ihre gemeinsamen und undankbaren Anstrengungen zur Eb- nung des Weges beigetragen hatten.

Und jetzt waren die Fünfte und die Achte Armee, ange- feuert durch ihren eigenen Erfolg und auf einer unwidersteh- lichen Flutwelle des Sieges voranstürmend, im Begriff, die Aufgabe zu vollenden – die Vernichtung des Feindes zu vol- lenden und ihn zur völligen Aufgabe der italienischen Front zu zwingen oder zumindest zur Abzweigung umfangreicher Verstärkungen von einer zentralen Reserve, die sie nicht mehr entbehren konnte.

Aber das sollte nicht sein. Ein krönender Akt strategischer Torheit stand bevor. Als abschliessende Ironie des Schicksals sollten die alliierten Armeen in Italien des völligen Sieges genau in dem Augenblick beraubt werden, als er endlich in unmittelbarer Reichweite zu liegen schien.

Alexander hatte 28 Divisionen, die 21 deutsche verfolgten, von denen mehr als ein Drittel bis zur Machtlosigkeit redu- ziert worden war. Die Verfolgungsjagd war in vollem Gange, und es gab keinen Grund, warum die zerbrochenen Armeen Kesselrings nicht bis zu den Alpen zurückgetrieben werden sollten. Jetzt, wo die Landung in der Normandie gesichert

war, war der ideale Zeitpunkt für einen Vernichtungsschlag in Italien gekommen, der die Alliierten an die Grenzen Mitteleuropas hätte führen können, an das Ziel also, das Winston Churchills weit vorausschauende Strategie vom Anbeginn der Mittelmeer-Feldzüge ins Auge gefasst hatte. Aber im vorigen Jahr war in Teheran beschlossen worden, dass auf die Landung in der Normandie eine Invasion Südfrankreichs folgen sollte. Die Generale Eisenhower und Marshall bestanden jetzt darauf, dass dieser Beschluss starr zu befolgen sei. Die Invasion Südfrankreichs sollte sofort eingeleitet werden. Alexander sollte die Truppen stellen.

Die alliierten Kommandeure in Italien mögen von Zeit zu Zeit in Dingen des Temperaments hart zusammengeprallt sein, sie mögen in Angelegenheiten der taktischen Details verschiedener Meinung gewesen sein. Jetzt aber herrschte wie nie zuvor eine leidenschaftliche Einstimmigkeit. Wie aus einem Munde protestierten die amerikanischen und britischen Kommandeure gegen die Torheit, ihre Armeen zu schwächen ausgerechnet in dem Augenblick, wo der totale Sieg endlich in Reichweite war. Verzweifelt plädierte Alexander für das Verbleiben der Streitkräfte, die er an den Rand des endgültigen Triumphes geführt hatte, der sie für alle Enttäuschungen und alle dargebrachten Opfer entschädigt hätte:

«Ich kann nicht eindringlich genug auf meine Überzeugung hinweisen, dass wir mit Gewissheit die goldene Gelegenheit, einen wirklich entscheidenden Sieg zu erlangen, versäumen werden, wenn meine erprobten und erfahrenen Kommandeure und Truppen jetzt für Operationen an anderer Stelle abgezogen werden, und dass wir dann nie in der Lage sein werden, die Früchte der unter härtesten Anstrengungen erzielten Fortschritte der vergangenen Wochen zu ernten. Ich bin entschieden der Ansicht, dass es von höchster Wichtigkeit ist, nicht die Chance zu verspielen, die so schwer errungen worden ist.»

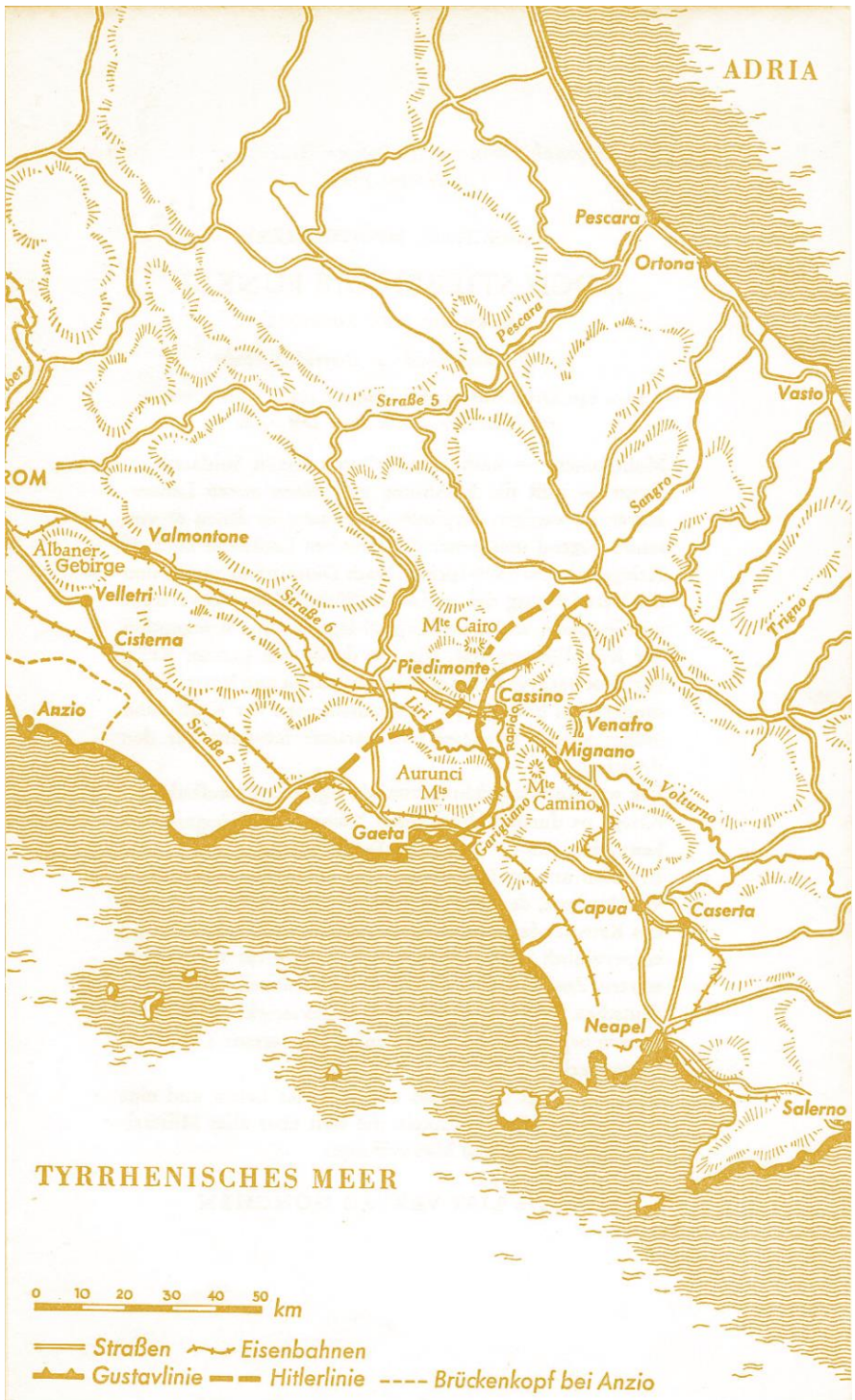
Alexander wurde bis zum äussersten von Churchill in diesem seinem dringenden Plädoyer, die volle Stärke seiner

Truppen zur Vollendung der so günstig begonnenen Aufgabe behalten zu dürfen, unterstützt. Aber die amerikanischen Stabschefs blieben glashart. Die Invasion Südfrankreichs musste stattfinden. Und so musste die Fünfte Armee auf dem Höhepunkt ihrer siegreichen Verfolgung sieben ihrer besten Divisionen – drei amerikanische, vier französische – für die neue Operation bereitstellen.

Anfangs glaubten die Deutschen es nicht. Sie argwöhnten eine neue und subtile Täuschung. Dann, dankbar für diesen unerwarteten Glücksfall, verstärkten sie mit neuer Kraft ihre Verzögerungstaktik, in der sie so grosse Erfahrungen besaßen. Gegen Ende des Sommers hatten sie sich in einer neuen Bergbarriere festgesetzt, in der Goten-Linie südlich des Po. Den Alliierten schien das ein karger Lohn zu sein für die lange, herzerreissende Qual des Winters bei Cassino und für die grosse Offensive, mit der Alexander diese Qual beendet hatte.

Das Muster des Italienfeldzuges war jetzt vollendet. Er hatte infolge des mangelnden Washingtoner Interesses als sekundärer Feldzug begonnen. Dies hatte mit der zwingenden Unvermeidlichkeit der griechischen Tragödie zu dem Höhepunkt geführt, hinein in die Sackgasse von Cassino. Anzio, dessen Zweck es war, den toten Punkt zu überwinden, hatte die Lage noch verschärft. Trotz allem hatte Alexanders Frühlingsoffensive den Feldzug an den Rand des völligen Sieges geführt. Washington wählte diesen Augenblick, um der Verfolgungsjagd die Zähne auszubrechen. Wieder einmal war Italien ein sekundärer Feldzug.

Cassino, so kostspielig an Menschenleben und Leid, wurde im letzten Augenblick des vollen Sieges beraubt, für den es sich gelohnt hätte, und es war am Ende wenig mehr als ein Sieg des menschlichen Geistes; eine Elegie für den einfachen Soldaten; ein Denkmal für den schrankenlosen Schrecken des Krieges und den sonderbar widernatürlichen paradoxen Adel der Schlacht.



ADRIA

Pescara

Ortona

Vasto

Straße 5

Pescara

Sangro

Trigno

ROM

Valmontone

Albaner Gebirge

Velletri

Cisterna

Straße 6

Mte Cairo

Piedimonte

Liri

Cassino

Venafro

Mignano

Anzio

Straße 7

Aurunci Mts

Gaeta

Mte Camino

Carrigliano

Volturno

Capua

Caserta

Neapel

Salerno

TYRRHENISCHES MEER

0 10 20 30 40 50 km

- Straßen
- Eisenbahnen
- ▲ Gustavlinie
- Hitlerlinie
- Brückenkopf bei Anzio

*Eine Biographie von weltpolitischer Bedeutung erscheint im
Herbst 1958*

MARSCHALL MONTGOMERY

HOCH STIEBEN DIE FUNKEN

RÜCKSCHAU UND AUSBLICK

Aus dem Englischen von Dietrich Niebuhr

*Etwa 640 Seiten mit 17 Abbildungen, sowie Kartenskizzen
im Text. Ganzleinen etwa DM 24,80*

Montgomery – auch «Monty» von seinen Soldaten genannt – rafft die Erzählung aus seinen ersten Lebensjahren in wenigen Kapiteln zusammen, in denen er von seiner Jugend und seiner militärischen Laufbahn bis zum Kriegsausbruch 1939 spricht. Nach Dünkirchen wurde ihm die Verteidigung der englischen Südwestküste anvertraut und in einem wichtigen Kapitel legt er seine Konzeption der Kriegführung dar, die ihn durch den ganzen Krieg begleitet hat: Nicht ein starres Eingraben und Verteidigen, sondern ein bewegliches Zusammenfassen der Kräfte und immer wieder strengste und härteste Schulung für den Ernstfall.

Die weitere Entwicklung von Montgomerys Laufbahn im Kriege ist durch weltbekannte Namen und Ereignisse zu kennzeichnen: El Alamein, Tunis, Sizilien, Italien, die Invasion an der Normandie, die Fallschirmjägerschlacht von Arnhem, der deutsche Durchbruch bei den Ardennen, das Kriegsende in Europa, die deutsche Kapitulation, die er persönlich entgegennahm, die Leitung der britisch besetzten Zone Deutschlands, wobei unmittelbar nach der deutschen Kapitulation schon die Schwierigkeiten mit den Russen begannen, die Montgomery vom ersten Tag an als Gegner erkannt hat.

Das alles zeigt ein reiches und erfülltes Leben und eine faszinierende Persönlichkeit, die weit über alles Militärische hinaus Kraft und Mut verlangt.

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

In der Tat: Die Entwicklung dieses Engländers war ungewöhnlich
SÜDWESTFUNK BADEN-BADEN

T. E. LAWRENCE

DIE SIEBEN SÄULEN DER WEISHEIT

Aus dem Englischen von Dagobert von Mikusch

*828 Seiten, 36 Abbildungen, Geländekarten,
Ganzleinen DM 34,-*

*Volksausgabe: 65. Tausend, 719 Seiten,
mit einem Titelbild und vier Geländekarten
Ganzleinen DM 15,80*

Für die Zerschlagung des Osmanischen Reiches und die Schaffung der Staaten Syrien, Irak, Transjordanien und Saudi-Arabien legte Lawrence mit seinem «Aufstand in der Wüste» im ersten Weltkrieg die Grundlagen. Er leitete damit die Entwicklung ein, die das geographische Bild eines erheblichen Teils der Erde im Sinne der englischen Politik veränderte. Dieser Mann, der Burnus und Krumsäbel trug, der Sprache, Gewohnheiten und Gedanken der Wüstenscheichs annahm, ihre Unberechenbarkeit durchschaute, in ihren Tricks und Kniffen sich auskannte wie einer ihresgleichen, kurz, der «listenreich» war wie Odysseus, ist einer der letzten grossen Kreuzritter unserer Zeit gewesen. Die seinem dramatischen Leben und Werk innewohnende Spannung musste sich beinahe unvermeidlich seinem Buch mitteilen, das dieses Werk beschreibt. Es hat überzeitlichen Wert und wird immer bei allen, die einen Sinn für Geschichte haben oder sich an den Männern, die sie machen, begeistern können, auf das stärkste Interesse stossen.

Deutsche Presse Agentur

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

Die Lebenserinnerungen des «Führers der Arabischen Legion» erscheinen im Herbst 1958

JOHN GLUBB PASCHA

JENSEITS VOM JORDAN

SOLDAT MIT DEN ARABERN

Etwa 400 Seiten mit 6 Bildern, 6 Kartenskizzen und zweifarbige bedrucktem Vorsatz. Ganzleinen etwa DM 21,80

Aus der Fülle der Besprechungen in den angelsächsischen Ländern sei nur ein Teil der ausführlichen Würdigung in der «Saturday Review» zitiert: «Glubbs Stil ist stellenweise so feinfühlig und lyrisch, dass die Prosa geradezu wie Dichtung in Versen dastehen könnte. Er kann seine Adjektive mit Sorgfalt und Geschmack wählen, wenn er das Wetter oder die Landschaft des Heiligen Landes beschreibt. So kann er viele scharfe und klare Bilder auf dem Spiegel seiner Erinnerung erwecken, mit ihm kann der Leser die heftigen Spannungen und die plötzliche Wut eines Grenzkonfliktes empfinden, den Staub und Geruch der Feuer eines Angriffs auf einen Wüstenposten nachschmecken, die kühle Stille eines klaren Morgens über die palästinische Ebene nachempfinden, in Ehrfurcht auf die geheimnisvolle Aura blicken, die über Nazareth oder Bethlehem schwebt und sich von dem Zauber des Mondlichtes auf den fernen Hügeln von Moab oder über den zinnenbewehrten Mauern Altjerusalems gefangen nehmen lassen. Dann kann sich Glubb plötzlich dem Prosaischen, Sachlichen zuwenden, Einzelheiten einer Teestunde mit seiner Frau erzählen oder einer Spielstunde mit den Kindern, und der Zauber ist beendet. Hinter all diesem steht jedoch der Soldat aus dem Westen.»

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN